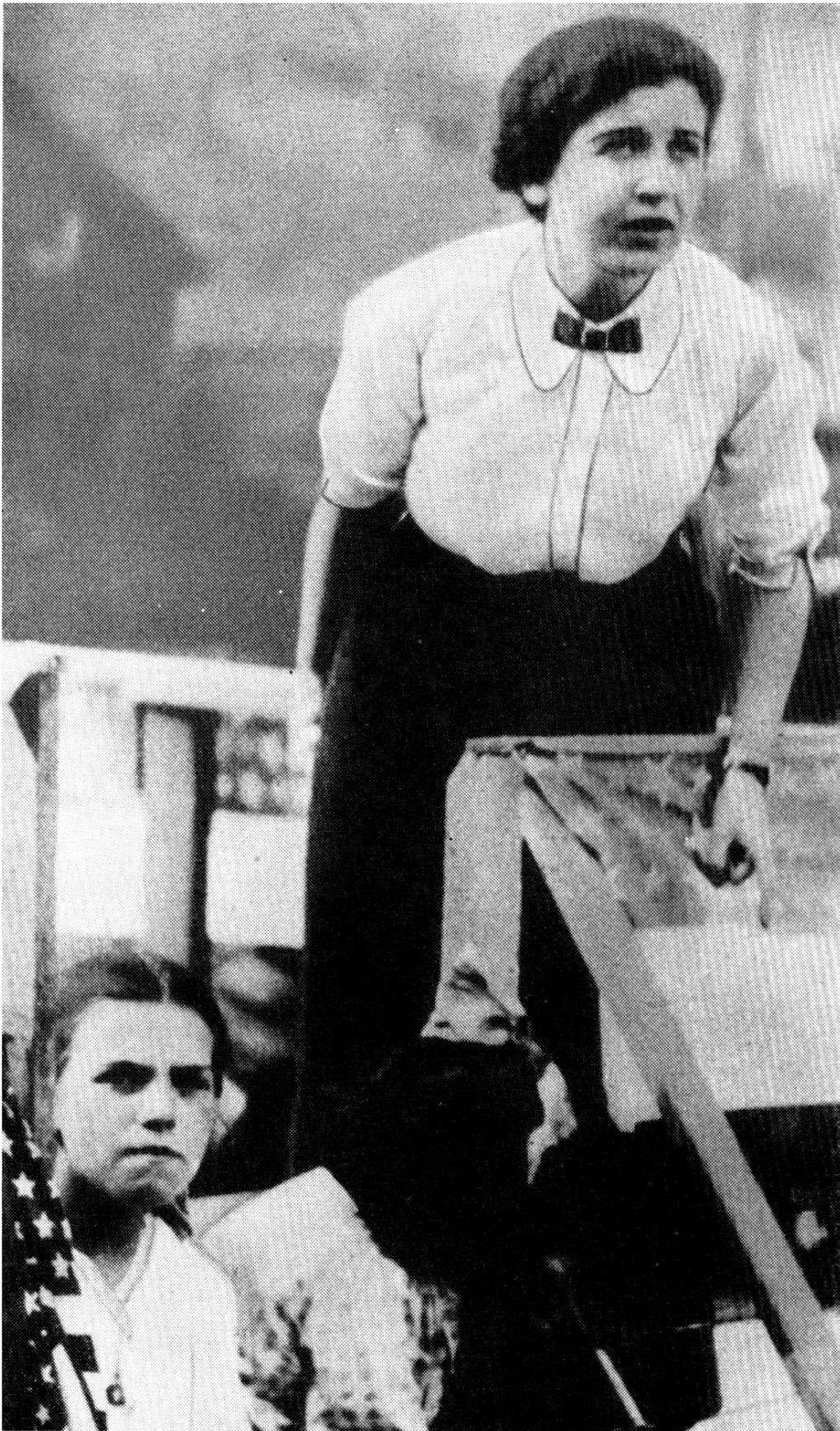


**ELIZABETH
GURLEY FLYNN**

Das
Rebellenmädchen



Elizabeth Gurley Flynn während des Streiks der Seidenweber von Paterson 1913.
„Werdet unter dieser Fahne nicht zu Streikbrechern!“ rief sie den Arbeiterinnen zu.

ELIZABETH GURLEY FLYNN

Das Rebellenmädchen

Eine Autobiographie

DIETZ VERLAG BERLIN 1958

GEWIDMET

dem stets lebendigen Andenken an meinen innig geliebten einzigen Sohn Fred Flynn, der am 29. März 1940 im Alter von neunundzwanzig Jahren starb. Er war mein Freund und Kamerad – liebevoll, immer guten Mutes und voll Humor, aktiv in der fortschrittlichen Politik der Arbeiterklasse –, dem ich versprach, daß dieses Buch einmal geschrieben würde, und dem ich bewußt mein Lebenswerk widmete, vor und nach seinem Tod.

Vorwort

Hier ist also die Geschichte meines Lebens. Dieses erste Buch beschäftigt sich, mit meiner Kindheit und Jugend. Es schildert, wie ich als Sechzehnjährige Sozialistin wurde; es behandelt meine Tätigkeit als Agitatorin und Streikleiterin bei den IWW (Industrial Workers of the World – Industriearbeiter der Welt) bis 1918 und meine nachfolgende Arbeit zur Verteidigung der bürgerlichen Freiheiten und Rechte der Arbeiterklasse im ersten Weltkrieg und in den folgenden Jahren, zur Zeit der Palmer-Überfälle. Den Abschluß bilden die sieben Jahre zwischen 1920 und 1927, in denen ich gänzlich im Kampf für die Befreiung Saccos und Vanzettis aufging.

Das zweite Buch wird sich mit der Zeit beschäftigen, in der ich, durch Krankheit zur Inaktivität gezwungen, eine sorgfältige Prüfung und Einschätzung der hinter mir liegenden einundzwanzig Jahre vornahm, eine Einschätzung, die mich, meiner Auffassung nach folgerichtig und unwiderruflich, 1937 in die Kommunistische Partei führte. Es wird mein Leben als Kommunistin in den folgenden achtzehn Jahren – bis zum heutigen Tag – wiedergeben. Viele haben als ehemalige Kommunisten Bücher geschrieben. Mein zweites Buch dagegen wird die Geschichte einer aktiven amerikanischen Kommunistin sein, die stolz darauf ist, es zu sein. Welches auch die Folgen sein mögen: Ich werde niemals von diesem Standpunkt abrücken.

Ich habe versucht, dieses erste Buch unter dem Eindruck meiner Erlebnisse jener Jahre zu schreiben, ohne ihm meine heutigen [8:] Gesichtspunkte als Fünfundsechzigjährige aufzupropfen. Von ihnen soll im zweiten Buch die Rede sein. Es schien mir wichtig, meine Erinnerungen aus den Anfängen dieses Jahrhunderts niederzuschreiben, das reich ist an heldenhaften Kämpfen der amerikanischen Arbeiterklasse, besonders der eingewanderten Arbeiter. Wie der Leser sehen wird, waren die Jahre von 1906 bis 1927 eine Zeit der Gewalt- und Willkürakte der herrschenden Klasse Amerikas gegen die Arbeiter, die im Kampf um das Organisations- und Streikrecht, um das Recht, Streikposten zu bilden, ihr Leben hingaben, ihr Blut vergossen, geschlagen, eingekerkert, auf die schwarze Liste gesetzt und unter falschen Beschuldigungen verurteilt wurden. Die Kämpfe – für ein paar Cent mehr Lohn, für ein paar Minuten weniger Arbeit – waren lang und erbittert. Nichts wurde der amerikanischen Arbeiterklasse auf dem Präsentierteller gereicht. All ihre hart erkämpften Errungenschaften verdanken sie einzig ihren Anstrengungen und ihrer Solidarität.

Ich hatte das Glück, an vielen dieser früheren Kämpfe teilzunehmen an der Seite der heldenhaften Männer und Frauen, besonders der Linken, die in jenen Tagen die Geschichte der Arbeiterbewegung machten. Man darf diese Helden niemals vergessen. Ich fühle in mir die Verantwortung, meine Erinnerungen an sie, an ihre edlen Worte und Taten mit der Jugend zu teilen. Sie waren Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blut der amerikanischen Arbeiterklasse. Ich hoffe, dieses Buch wird andere ermutigen und begeistern, in ihre Fußstapfen zu treten, nicht nur auf dem Wege, den sie uns heute breiter, ebener und klarer sichtbar hinterließen, sondern weit darüber hinaus, den Zielen entgegen, die sie fern am Horizont erblickten: Frieden auf Erden und ein Amerika, das frei ist von Elend, Ausbeutung, Habgier und Ungerechtigkeit – ein sozialistisches Amerika. Ich bin glücklich, daß ich diesem Ziel mein Leben widmete.

Elizabeth Gurley Flynn

Paddy, der Rebell

Das Licht der Welt erblickte ich in Neuengland, wenn ich auch nicht gerade zum Mayflower-Geschlecht gehöre. Meine Vorfahren waren „Einwanderer und Revolutionäre“ – von der Grünen Insel. Ich wurde 1890 geboren, am Ende eines äußerst tragischen Jahrhunderts für „dieses unglückselige Land“, das über siebenhundert Jahre die britische Herrschaft erduldet hatte. Aufstände gab es in Irland in jeder Generation, und an jeder einzelnen waren meine Vorfahren beteiligt gewesen. Schon als kleine Kinder wurden wir uns durch die traurigen Weisen und Heldengeschichten unseres Irentums bewußt. Das irische Volk kämpfte, um seinen Heimatboden den ausländischen Grundherren zu entreißen, um in seiner heimatlichen gälischen Sprache sprechen und in Kirchen seiner eigenen Wahl beten zu dürfen, um eigene Schulen zu besitzen, um unabhängig zu sein und sich selbst zu regieren. Wir sogten den brennenden Haß gegen die britische Herrschaft schon mit der Muttermilch ein. Mein Vater – er wurde über achtzig Jahre alt – sprach bis zu seinem Tode das Wort *England* niemals aus, ohne hinzuzufügen: „Es sei verflucht!“ Als ich noch nicht zehn Jahre alt war, kannte ich schon die großen Helden – Robert Emmet, Wolfe Tone, Michael Davitt, Parnell und O’Donovan Rossa, der an Händen und Füßen gefesselt in einem britischen Gefängnis saß und von einem Zinnteller am Boden essen mußte wie ein Hund.

Als die französische Armee 1798 in der Bucht von Kiilalla zu einer von Wolfe Tone geplanten Expedition landete, um den Iren [10:] bei ihrer Befreiung zu helfen, waren meine vier Urgroßväter – Gurley, Flynn, Ryan und Conneran – dabei. Sie waren Mitglieder der Gesellschaft der Vereinigten Irländer, deren Ziel die Gründung einer Republik war. In heller Begeisterung über die Französische Revolution und den Erfolg der amerikanischen Kolonien waren sie entschlossen, dem Beispiel dieser beiden Länder zu folgen. Meilenweit im Umkreis warfen die jungen Iren die Kartoffelhacke hin, als sie hörten: „Die Franzosen sind in der Bucht!“ Die Franzosen bewaffneten die Iren, die nur mit Piken ausgerüstet waren, und gemeinsam besiegten sie die britische Garnison in Castlebar. Man erzählt, daß Paddy Flynn aus der Grafschaft Mayo, weit und breit als „Paddy, der Rebell“ bekannt, die Franzosen achtzehn Meilen weit durch die Berge führte, um die Briten im Rücken anzugreifen. Die irische Revolution wurde schließlich von General Cornwallis in einem Meer von Blut ertränkt. Es war der gleiche Cornwallis, der in Yorktown vor George Washington kapitulieren mußte.

Es folgte eine Zeit grauenhafter Terror- und Vergeltungsmaßnahmen gegen die Iren – Auspeitschungen, Hinrichtungen, Massenmord und Verbannung. Paddy Flynn lag eine ganze Nacht im Graben in der Nähe seines Hauses, bis er hörte, daß seine Frau ihm ein Kind geboren habe. Dann mußte er wieder weiterziehen, vogelfrei – ein Kopfpfeil war für seine Ergreifung ausgesetzt –, von Bauern mit Nahrung versorgt und geschützt, wie Hunderte seiner Landsleute. Andere flohen nach Frankreich oder kamen nach Amerika, wieder andere wurden in die Strafkolonien nach Australien geschleppt. Viele irische Lieder besingen diese Zeit: „Wer wagt es, von Achtundneunzig zu sprechen?“ und „Gedenken wir der Freunde, die von uns gingen!“ Paddy streifte durch die Berge, die er so gut kannte. Einmal lag er mitten in einem reifen Weizenfeld. Um ihn herum mähten und ernteten bedächtig die Bauern, die wußten, daß er sich dort verborgen hatte, während britische Soldaten [11:] vorbeizogen und nach Rebellen Ausschau hielten. Schließlich kam er zu seinem Milchbruder. Dieser war Grundbesitzer, hielt aber trotzdem dem Sohn seiner bäuerlichen Amme, mit dem er als Kind aufgewachsen war, die Treue. Er versteckte ihn sicher in einer Scheune.

Aber mein kühner und abenteuerlustiger zukünftiger Urgroßvater hatte ein Gewehr, eine sogenannte Donnerbüchse, die eine tüchtige Ladung Schrot verschoß. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, auf die vorbeiziehenden Wildgänse zu schießen. Ein „treuer“ (pro-britischer) Weber hörte den Schuß, stürzte mit einem Weberkamm auf Paddy zu und forderte ihn auf, sich zu ergeben. „Eine feine Herausforderung!“ schrie Paddy und erschoss den Fürsprecher des Königs. Ein Nachbar, der in der Nähe Torf stach, warf den Spaten hin und eilte in die Stadt, wobei er überall die Nachricht verbreitete: „Paddy Flynn ist im Moor und schießt auf Freisassen!“ All seine Freunde eilten ihm zu Hilfe, während die Engländer eine Suchexpedition ausschickten. Aber er war schon längst weit fort, über alle Berge.

Nach ein paar Jahren wurden Begnadigungen erlassen. Paddy kehrte heim und wurde noch sehr alt. Er war zweimal verheiratet und hatte achtzehn Kinder, die später als Emigranten in alle Erdteile zogen. Als er im Sterben lag, waren seine letzten Worte: „Ich möchte noch einmal erleben, daß die Franzosen hier an der Küste landen!“

Mein Großvater, Tom Flynn, war einer der vielen Söhne Paddys, des Rebellen. Er wurde in Irland als sechzehnjähriger Junge verhaftet, als er eines Sonntagmorgens beim Lachsfischen erwischt wurde, zu einer Stunde, in der jedermann in der Kirche zu sein hatte. Der Fluß galt als Privateigentum des Grundbesitzers. In seiner Wut darüber, daß die hungrigen Menschen in einem Hungerjahr die Fische nicht essen durften, warf Tom Flynn ungelöschten Kalk ins Wasser, so daß bald darauf die toten Fische, mit dem Bauch nach oben im Wasser treibend, die [12:] edlen Herren grüßten. Bald danach ging er auf und davon, nach Amerika. Seine verwitwete Mutter folgte ihm mit den übrigen Kindern in den vierziger Jahren. Die Witwe Conneran mit ihrer großen Familie war schon vorher, in den dreißiger Jahren, nach Amerika gekommen. Sie reisten damals auf kleinen Segelschiffen, auf denen die Fahrt drei Monate dauerte. Töpfe und Teller mußten sie mitschleppen und auf dieser langen Fahrt selbst für sich kochen. Die Schiffe waren überfüllt und unhygienisch. Zuweilen brach Cholera aus, und deshalb sollten auch diesmal die Reisenden in St. John's (New Brunswick) in Quarantäne gehalten werden. Tom war an Ort und Stelle, um seine Familie abzuholen. Er mietete ein Ruderboot und befreite einen Bruder, eine Schwester und so viele andere Fahrgäste, wie sein Boot tragen konnte. Sie legten sich auf den Boden des Bootes, er deckte sie zu und ruderte los. Ein Warnposten rief ihn an: „Was hast du da?“ Tom antwortete kühn: „Fische, wollen Sie welche haben?“ Der Posten antwortete: „Nein, aber mach, daß du hier fortkommst!“, was Tom nur zu gern tat, mit einem aus ganzem Herzen kommenden „Geh zum Teufel“, das er für britische Uniformen immer bereit hielt.

Hart und primitiv war das Leben für diese ersten irischen Einwanderer in den abgeschiedenen Siedlungen des Staates Maine. Großvater Tom Flynn arbeitete in den Holzfällerlagern, beim Eisenbahnbau, als kundiger Flößer und in den Granitbrüchen von Maine und New Hampshire. Das Klima war rauher als in der milden Heimat. Die Arbeit war schwerer als in der Landwirtschaft in Irland. So viele starben an Tuberkulose, daß man sie die „Irische Krankheit“ nannte.

Großvater Flynn brachte es nicht über sich, im Hause eines anderen zu wohnen. Überall, wo er hinkam, baute er sich ein neues Häuschen. Er besorgte ein Fäßchen Whisky und forderte jedermann auf, ihm zu helfen. Im Jahre 1856 wurde er ameri-[13:]kanischer Staatsbürger und stimmte 1860 für Abraham Lincoln. Meine Großmutter heiratete er in Machias (Maine), wo 1859 mein Vater zur Welt kam. Meine Großmutter war klein, hübsch und äußerst temperamentvoll. (Daher haben wir es, behauptet meine Schwester Kathie.)

Großvater starb an der Schwindsucht 1877 in Pennacook (New Hampshire), damals Fisherville, wo er auch begraben ist. Er wurde nur neunundvierzig Jahre alt. Er war stets ein Kämpfer für die Freiheit, ebenso wie sein Vater. In seiner Unzufriedenheit über die schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen, den Mangel an Bildungsmöglichkeiten für seine Kinder und die Vorurteile und Diskriminierung, denen die Iren ausgesetzt waren, unternahm er einmal mit anderen den abenteuerlichen Versuch, die kanadische Regierung zu stürzen und in Kanada eine Republik zu errichten. Sie nahmen der überraschten kanadischen Miliz ein Waffenarsenal ab und betranken sich dann, um den Sieg zu feiern. Als sie aber über die Grenze zurückgehen mußten, weil ihnen die Vorräte ausgegangen waren, wurden ihre Führer von den amerikanischen Behörden verhaftet. Mein Vater erinnerte sich, daß auch 1870 und 1871 wieder ähnliche Versuche eines Überfalls auf Kanada unternommen wurden. Der lustige, kämpferische alte Paddy, der Rebell, lebte weiter bis in die dritte Generation.

Der Name „Gurley“

Meine Mutter, Annie Gurley, landete 1877 als Siebzehnjährige in Boston. Sie war eine Schönheit mit schwarz-blauem Haar, tiefblauen Augen, einer weichen weißen Haut und regelmäßigen Zügen und hatte ein klares Profil, wie eine Kamee. Sie kam aus Galway an der Westküste Irlands. Es heißt, [14:] daß die Menschen dort spanisches Blut haben, das von den Schiffbrüchigen der geschlagenen spanischen Armada herkommt, die sich im sechzehnten Jahrhundert dort ansiedelten. Darauf führt man

unser schwarzes Haar zurück. Die ersten Gurleys – Bina, die Tante meiner Mutter, und später ihre Onkel James und Mike – waren vor dem Bürgerkrieg nach Concord (New Hampshire) gekommen, mit dem großen Einwandererstrom, der zwischen 1847 und 1861 Millionen Männer und Frauen der Hungersnot und den politischen Verfolgungen in Irland entzog. Meine Mutter war das älteste von dreizehn Kindern, aber sie wurde außerhalb des Elternhauses von den Großeltern Gurley aufgezogen und sprach in ihrer Kindheit nur gälisch. Eine leichte Färbung davon erhielt sich in ihrer Sprache.

Ihre Kindheit in Loughrea war glücklich. Die Gurleys in Galway, wo man „Gott segne uns!“ sagt, waren viel wohlhabender als die Flynns in Mayo, wo man „Gott helfe uns!“ sagt. Auf dem Bauernhof, auf dem meine Mutter aufwuchs, gab es Haustiere aller Art. Sie wurde von ihren Onkeln zu Hause unterrichtet, weil ihre Großeltern die staatlichen (britischen) Schulen boykottierten. Zu allen war die Großmutter gut, aber einer „Uniform“ gab sie nichts. Britischen Soldaten gab sie weder Essen noch Milch, nicht einmal Wasser, obwohl sie sieben Meilen bis zur Stadt gehen mußten, um sich Vorräte zu besorgen. Als sich der irische Arbeiterführer Jim Larkin einmal abfällig darüber äußerte, daß die amerikanischen Frauen rauchten, sagte meine Mutter lächelnd: „Weißt du, Jim, ich steckte als Kind meiner Großmutter die Pfeife mit einem Stück Kohle aus dem Herd an!“ Als ein anderer irischer Freund über die „knoblauchfressenden Italiener“ die Nase rümpfte, erzählte sie ihm, daß ihre Großmutter im Garten den Knoblauch wie Radieschen aus der Erde zu ziehen und roh zu essen pflegte. Sie hatte eine Theorie, daß die Iren „der verlorene Stamm [15:] Israel“ seien, und erzählte uns, wie ihr Großvater auf jüdische Art schlachtete und daß am Sonnabend der Sabbat begann und auf dem Hof jede Arbeit ruhte. Mama leugnete weder die Fehler der Iren, noch verherrlichte sie ihre Tugenden, wie es unser Vater tat. Wir machten uns darüber etwas lustig und sagten oft: „Papa ist irischer als Mama, und dabei hat er Irland nie gesehen!“

Die Gurleys waren Presbyterianer, aber sie waren nicht besonders fromm. Meine Mutter kannte sämtliche Geschichten von Feen und Kobolden und „dem kleinen Volk“, das in Irland leben soll. Sie war nicht religiös erzogen und ging auch nicht zur Kirche. Wenn wir sie danach fragten, pflegte sie die Sache mit einer launigen Bemerkung abzutun: „Wißt ihr, im Herzen sind doch alle Iren Heiden!“ Sie verlebte einige angenehme Jahre mit ihren Verwandten in Concord, bis ihr Vater in Irland starb und die Mutter nichts Eiligeres zu tun hatte, als das gute Land, das er besessen und bearbeitet hatte, zu verkaufen und mit ihrer Brut von neun Kindern nach Amerika zu kommen. Noch keines der Kinder war erwachsen. Sieben ließ sie in Amerika, mit den beiden Jüngsten aber kehrte sie nach Irland zurück und brachte sie in einer teuren Klosterschule unter. Nun war meine Mutter gezwungen, einem großen Haushalt vorzustehen und ihre Geschwister zu ernähren und großzuziehen. Um das Geld für die Familie zu verdienen, arbeitete sie dreizehn Jahre lang als Schneiderin. Sie verrichtete die feinen Handarbeiten an Maßanzügen und Herrenmänteln, besonders die Verarbeitung der Taschen und Knopflöcher. Sie half allen ihren Brüdern, ein Handwerk zu lernen – Jim und Martin wurden Klempner, John Lederarbeiter und Mike Metallarbeiter. Alle waren Mitglieder der Ritter der Arbeit, die damals eine Geheimorganisation waren. Kreidestriche auf dem Bürgersteig zeigten an, wann und wo eine Versammlung stattfand. Zwei ihrer Schwestern wurden Schneiderinnen. Dieser [16:] Verantwortung für ihre Familie ist es zuzuschreiben, daß meine Mutter schon dreißig Jahre alt war, als sie heiratete – eine „alte Jungfer“ in jenen Tagen.

Meine Mutter interessierte sich immer für die öffentlichen Angelegenheiten. Schon früh trat sie für die Gleichberechtigung der Frau ein. Sie hörte viele Vorträge in Concord – Susan B. Anthony, Frances Willard, Frederick Douglass, Dr. Mary Walker, eine der ersten Ärztinnen, und Charles Stuart Parnell, den großen irischen Redner. Sehr zum Entsetzen ihrer Schwiegereltern und der Nachbarn ließ sie sich in den neunziger Jahren von Ärztinnen behandeln, als ihre vier Kinder zur Welt kamen. Das war vor mehr als sechzig Jahren, nicht lange nachdem Dr. Elizabeth Blackwell den Frauen den Ärzteberuf erschlossen hatte, ein überaus radikaler Schritt. Ich erhielt den Namen nach unserer Ärztin in Concord, Dr. Elizabeth Kent. Ich kann mich noch an sie erinnern, wie sie mich impfte, als ich in den Kindergarten kam – eine hübsche Frau im Schneiderkostüm, dem ersten, das ich jemals gesehen hatte. In Manchester hatte Mama auch einen „ausländischen Doktor“, eine ältere Kanadierin französischer Herkunft, die in ihrem eigenen Einspänner vorfuhr.

Meine Mutter bewunderte kluge Frauen, die in der Welt etwas vollbrachten, „was der Mühe wert ist“. Sie lehnte sich gegen die endlose Eintönigkeit der häuslichen Arbeit auf und blieb auch nach ihrer Heirat in der Schneiderwerkstatt, solange sie jemand finden konnte, der ihre Kinder beaufsichtigte. Auch das war in den neunziger Jahren ungewöhnlich. Sie war eine hervorragende Köchin. Es machte ihr Freude, Kuchen zu backen, einzukochen und im Garten zu arbeiten, aber sie verabscheute alles, was sie Plackerei nannte: waschen, bügeln, aufräumen, Geschirr waschen. Am glücklichsten war sie, wenn sie nähte. Aus ihrem grünseidenen Hochzeitskleid arbeitete sie Schulkleider für uns. Ihr Leben lang hat sie für ihre drei Töchter [17:] Kleider genäht. 1913 regte sich eine Zeitung in Paterson darüber auf, daß ich auf einer Streikversammlung ein teures, importiertes Leinenkleid getragen hätte. Mama hatte es mir genäht, und es kostete ganze drei Dollar. Das letzte schöne Kleid nähte sie mir 1937, als ich im Madison Square Garden auf meiner ersten kommunistischen Versammlung sprach. Es war ein schwarzes Samtkleid, jeder Stich mit der Hand genäht, weil Mama in ihrem hohen Alter von siebenundsiebzig Jahren die Maschine nicht mehr betätigen konnte.

Mama war keine vorbildliche Hausfrau. Aber sie war interessant und nicht so wie andere Frauen, und wir liebten sie innig. Sie las viel: Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Als wir 1900 nach New York zogen, besuchte sie die Abendschule, um ihre Schrift und Rechtschreibung zu verbessern. Außerdem hörte sie Vorträge über Shakespeare. Solange wir Kinder waren, las sie uns irische Geschichten, Gedichte und Märchen vor. Ich erinnere mich, daß sich eines ihrer Lieblingsbücher mit der griechischen Mythologie beschäftigte; es hieß „Götter und Helden“. Sie hatte eine große Sammlung broschierter Bändchen, die sich „Klassische und schöne Literatur“ nannten. Wir haben eine kostbare Büchersammlung, die stets „Mamas Bücher“ genannt wurde. Darunter befinden sich eine fünfbändige Ausgabe irischer Literatur, Bände von Burns, Moore, Byron, Whittier, Sheridan, Swift, Mrs. Browning, Mrs. Hemans, Meredith, Longfellow, Synge, Yeats, Lady Gregory, Stephans und Shaw.

Als sie fast achtzig Jahre alt war, las sie bei William Z. Foster: „Mein Vater, James Foster, wurde in der Grafschaft Carlow in Irland als Kind einer Bauernfamilie geboren. Er war Fenier* und ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Unabhängigkeit Irlands.“ Dann erzählte sie uns: „Mein Urgroßvater, John Gurley, kam auch aus der Grafschaft Carlow, und von dort kam [18:] auch George Bernard Shaws Großvater, James Gurley. Sie waren Brüder. Shaws Mutter hieß Elizabeth Gurley. Die Larkins stammen auch von dort!“ Sie las weiter, während wir von dieser Neuigkeit völlig überwältigt waren. Schließlich fragte ich: „Mama, warum hast du uns das nie erzählt?“ Sie antwortete in aller Seelenruhe: „Es hat sich nie eine Gelegenheit ergeben.“

Iren in Elendshütten und Iren hinter Spitzengardinen

Die Iren, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in dieses Land kamen, waren alles andere als glücklich. Sie hatten Befreiung von religiöser und politischer Verfolgung gesucht und nicht gefunden. Ebenso wenig fanden sie eine Möglichkeit, für sich und ihre Familien einen angemessenen Lebensunterhalt zu verdienen. Mein Vater war sehr erbittert über die Zustände, die hier in seiner Jugend unter den Iren herrschten. Sie leisteten hauptsächlich schwere körperliche Arbeit im Eisenbahn-, Kanal- und Straßenbau und arbeiteten in den Bergwerken und Steinbrüchen. Sie lebten in Elendssiedlungen, sogar mitten in New York. Eine dieser Siedlungen – mit 20.000 Einwohnern – stand dort, wo heute der Central Park liegt. In den besseren Wohnvierteln wurden sie nicht geduldet. In der Jugendzeit meines Vaters waren freie Wohnungen und Betriebe, die Arbeiter suchten, oft mit dem Hinweisschild versehen: „Irische Bewerber werden nicht angenommen.“ Die protestantischen Yankees machten sich über ihren „papistischen“ Glauben, über ihre kinderreichen Familien, über ihre Kämpfe und ihr Trinken lustig. Man nannte sie dreckig, unwissend, abergläubisch, faul und was nicht noch alles, nicht anders, als es nach ihnen allen anderen Einwanderern ergangen ist. Dabei [19:] waren die Iren unter sich keineswegs einig. Als mein Vater jung war, kam es zu blutigen Kämpfen zwischen den katholischen Iren und den Orangeleuten, die protestantische Iren waren. Einmal zeigte mir in

* Mitglied des Geheimbundes irischer Nationalisten, die für eine unabhängige Republik Irland kämpften (60er Jahre des 19. Jahrhunderts). *Die Red.*

Lowell (Massachusetts) ein alter Mann einen schmalen Kanal und sagte: „Dieser Wasserlauf war einst rot von Blut nach einem Kampf zwischen Orangeleuten und Katholiken.“

Die Iren hatten allerdings anderen Einwanderern gegenüber einen Vorteil: Sie mußten nicht erst die englische Sprache erlernen. Sie hatten es leichter, amerikanische Staatsbürger zu werden. Mein Vater machte dazu folgende bittere Bemerkung: „Sie werden schnell Vorarbeiter, Meister, Polizisten und Politiker und vergessen die irische Tradition des Freiheitskampfes!“ Obwohl das für viele zutraf, ist es doch übertrieben. Die meisten Amerikaner irischer Herkunft blieben Arbeiter: in den Häfen, im Bergbau, im Transportwesen, im Baugewerbe und in anderen wichtigen Industrien. Sie spielten eine heldenhafte Rolle in der Frühgeschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung: bei den Rittern der Arbeit, in der Bergarbeiterföderation des Westens und in der AFL. William Sylvis, Peter Maguire, Terence V. Powderly, Kate Mullaney, Leonora O'Reilly, T. B. Barry, John Collins, Martin A. Foran, J. P. McDonald, John Sincey – das sind nur einige der irischen Namen, die in der Frühgeschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung eine Rolle spielten. Als die Arbeiterklasse anfang sich zu organisieren, wandten sich die Iren sogar gegen ihre Kirche, um Mitglied der Gewerkschaften zu werden. Schließlich fügte sich die katholische Kirche in das Unvermeidliche und gab 1891 dem Gewerkschaftertum ihren Segen. Terence V. Powderly schrieb in seiner Autobiographie, „Der Pfad, den ich ging“, ein interessantes Kapitel, „Kirchliche Opposition“. Er berichtet darin von seinen Kämpfen, um die Ritter der Arbeit, deren Vorsitzender er war, gegen die Angriffe der Priester, Bischöfe und Erzbischöfe zu [20:] verteidigen. Kardinal Gibbons, der dem Papst empfahl, die Ritter der Arbeit nicht zu verdammen, sah, welche Gefahr der Kirche drohte, wenn sich die Kluft zwischen ihr und der Masse der katholischen Arbeiter, die in die Gewerkschaften strömten, erweiterte.

Mein Vater, der damals im Steinbruch arbeitete, lernte meine Mutter Mitte der achtziger Jahre kennen. Es bestand eine scharfe gesellschaftliche Grenze zwischen den „Spitzengardinen-Iren“, zu denen die Familie meiner Mutter gehörte, und den „Elendshütten-Iren“, zu denen die Familie meines Vaters gezählt wurde. Welche Schwierigkeiten er hatte, als er mit meiner Mutter verlobt war, läßt sich aus der Tatsache ermesen, daß weder die Gurleys noch die Flynns zur Hochzeit kamen. Mein Vater war entschlossen, aus dem Steinbruch herauszukommen. All seine männlichen Verwandten bis auf einen waren an den Folgen dieser Arbeit gestorben. Mein Vater trug die Spuren des Steinbruchs bis in sein Grab. Als er noch ein kleiner Junge war und in einem Steinbruch in Maine als Werkzeugzuträger arbeitete, hatte ihm ein Granitsplitter auf einem Auge das Sehvermögen geraubt. Er wurde über achtzig Jahre alt, „mit Mamas Hilfe“, sagten wir immer, denn sie ermutigte ihn stets in seinem Streben. Vater hatte sehr viel Sinn für Mathematik, und durch Unterricht und Selbststudium brachte er es so weit, daß er die Aufnahmeprüfung für das Dartmouth College in Hanover (New Hampshire) bestand. Er besuchte die Ingenieurschule Thayer und machte hervorragende Fortschritte. Einer seiner Studiengefährten, der später Professor in Ann Arbor (Michigan) war, erzählte mir, er erinnere sich, wie Tom Flynn abends beim schwindenden Licht über einem Buch saß und schließlich mit dem Buch an das Fenster ging, um den letzten Schimmer des Tageslichts auszunutzen.

Für kurze Zeit wurde er von der Schule verwiesen, weil er sich weigerte anzugeben, wer von seinen Studiengefährten eine Ge-[21:]heimversammlung katholischer Studenten besucht und Protestaktionen organisiert hatte, weil man den katholischen Studenten das Recht verwehrte, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen. In der „New York World“ jener Tage erschien ein Artikel, der seine Haltung lobte. Außerdem unterstützte ihn die Studentenschaft, so daß er bald wieder zugelassen wurde. Ich dachte voller Stolz an diesen Präzedenzfall in unserer Familie, als ich im Dezember 1952, mehr als fünfundsechzig Jahre später, in das Frauengefängnis von New York eingeliefert wurde, wo ich dreißig Tage wegen Mißachtung des Gerichts verbüßen mußte, weil ich mich geweigert hatte, Namen zu nennen. Kurz bevor mein Vater seine Abschlußprüfung machen sollte, starb sein Bruder Pat an der Schwindsucht. Pat war der Ernährer seiner Mutter und seiner drei Schwestern, die nun verlangten, daß Tom arbeiten solle. Sein Geld, das er mit ihnen teilte, war bald erschöpft, und er mußte die Hochschule verlassen. Er hatte aber ein ausreichendes Wissen, um von nun an als Ingenieur zu arbeiten.

Als er heiratete, war seine Familie äußerst empört, aber Mama arbeitete weiter und konnte so für ein paar Jahre das Geldproblem wenigstens teilweise lösen. Mein Vater erhielt 1895 Arbeit in Manchester

(New Hampshire) als Ingenieur der Städtischen Straßenbahngesellschaft, die zu der Zeit die Schienen für ein damals neuartiges städtisches Verkehrsmittel legte. Mittlerweile sind die Schienen wieder herausgerissen worden, um Autobussen Platz zu machen. Kreuzungen und Weichen waren damals seine Spezialität. Seine Arbeitsstelle lag achtzehn Meilen südlich von Concord, und wir zogen dorthin. Hier wagte er sich zum ersten Mal in die Politik. Er stellte sich als unabhängiger Kandidat für den Posten eines Ingenieurs der Stadtverwaltung zur Wahl. Er war dem Alten Orden der Hibernier beigetreten und marschierte mit in der Parade am Tag des heiligen Patrick. Er glänzte in weißen Handschuhen und einer grünen Schärpe mit [22:] goldnen Harfen und grünen Kleeblättern über der Schulter. Wir Kinder waren mächtig beeindruckt. Wir veranstalteten ebenfalls Paraden und tobten in dieser Schärpe so viel herum, bis sie zerschlissen war. Zweifellos erhielt er die Stimmen der Iren, aber das reichte zur Wahl nicht aus. Er war überzeugt, daß er nur deswegen geschlagen worden war, weil er Ire war, und er begann, sich außerhalb von Neuengland nach Arbeit umzusehen. In Cleveland (Ohio) nahm er eine schlecht bezahlte Arbeit als Kartograph an. Es war eine unsichere, saisonbedingte Arbeit. Ob er sein Gehalt voll ausgezahlt bekam, hing davon ab, wie viele der fertigen Atlanten die Kolporteurs verkaufen konnten. Es kam vor, daß die Vertriebsfirmen eingingen oder sich als Eintagsfliegen erwiesen, und letzten Endes kam nichts dabei heraus. Es gab immer jemand, der Papa Geld schuldete.

Und doch arbeitete er unermüdlich, wanderte bei jedem Wetter mit seinem kleinen Zeichenbrett draußen umher und trug mit Rot- und Blaustift die Straßen, Häuser und so weiter ein. Diese Arbeit verrietete er jahrelang. Er fertigte Pläne von Cleveland, Boston, Baltimore, Newark, Trenton, Kentucky, Nova Scotia und vielen anderen Orten an. Anfangs zogen wir mit ihm umher, wenn ihn seine Arbeit von Ort zu Ort führte, von Concord nach Manchester, nach Cleveland und Adams (Massachusetts) und schließlich nach New York. Unsere größte Furcht war immer, daß Papa nur nicht seine Arbeit verliert! Wir liebten unser friedliches Leben mit Mama, wenn ihre ganze Aufmerksamkeit uns gehörte. Wir wußten, daß wir kein Geld haben würden, wenn er den ganzen Tag zu Hause saß, und daß er dann immer reizbarer und aufbrausender werden würde. Wir waren in selbstsüchtiger Weise glücklich, wenn Papa eine neue Arbeit bekam und wieder in eine andere Stadt ging.
[23:]

Wir ziehen nach dem Westen

Die Reise hinaus in den Westen, nach Cleveland (Ohio), war für uns drei kleine Kinder aus Neuengland ein großes Abenteuer. Ich war damals sieben Jahre alt. Für meine Mutter mit einem Säugling war es eine ermüdende Reise in einem schmutzigen Eisenbahnwagen. Wir landeten an einem alten, aus Holz gebauten Bahnhof draußen am Seeufer. (Er stand noch, als ich das letzte Mal in Cleveland war.) In Cleveland blieben wir nicht lange, nur etwa acht Monate, aber lebhaftere Erinnerungen an die Zeit blieben zurück – an die herrliche Weite des blauen Eriesees, an den schlammigen Cuyahogafluß, der sich wie eine braune Schlange durch das Herz des Fabrikviertels wand, an die großen Kaianlagen, wo das Erz verladen wurde, an die Villen, die inmitten schöner, weiter Rasenplätze in der Euclid Avenue standen. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Wanderer, und er nahm mich oft mit. Er zeigte mir das Haus von Mark Hanna, „der Präsident McKinley in der Tasche hatte“, wie er sagte. Papa hatte 1896 für William Jennings Bryan gestimmt.

Wir wohnten in einem wackligen, kleinen, ebenerdigen Haus in der Payne Avenue, die nach einer Pionierfamilie benannt war. Das Haus hatte eine Außentoilette, worüber wir sehr entsetzt waren. Es hieß, dies sei die alte Heimstätte der Familie Payne gewesen. Es hatte einen Keller mit vergitterten Fenstern, in den man durch eine Falltür in der Küche hinabklettern mußte. Man sagte uns, vor einem Jahrhundert habe die Familie in diesem Keller Schutz gesucht und durch die Fenster auf angreifende Indianer geschossen. Ob das nun stimmte oder nicht, auf jeden Fall war es aufregend, in einem solchen Haus zu wohnen. Damals fuhren in Cleveland Straßenbahnen, und anscheinend wurde um Mitternacht im Triebwerk etwas umgeschaltet. Jedenfalls wurde unser Holzhaus jede Nacht um diese [24:] Zeit von heftigen Stößen erschüttert und schwankte hin und her. Wir stellten uns dann gern vor, die Indianer griffen wieder an, oder vielleicht gingen die Geister der Familie Payne um. Mein Vater arbeitete zu Hause und benutzte das Vorderzimmer für seine Zeichenbretter, Pantographen, Blaupausen und andere Utensilien. Zum ersten Mal hatten wir eine unmittelbare Verbindung zu seiner Arbeit,

ja, zu ihm selbst. Er verdiente fünfundzwanzig Dollar in der Woche, aber Brot kostete damals drei Cent der Laib und Rindfleisch zehn Cent das Pfund.

Besonders deutlich ist mir aus unserer Zeit in Cleveland der Spanisch-Amerikanische Krieg in Erinnerung, der 1898 ausbrach. Mein Vater war in seiner Opposition gegen diesen Krieg äußerst heftig und scharf. Er sagte, die Sprengung des Schlachtschiffes „Maine“ im Hafen von Havanna sei eine abgekartete Sache, um Feindseligkeiten hervorzurufen, und Hearst sei daran beteiligt gewesen. Er hatte nur Verachtung für Admiral Dewey und seinen dramatischen Einzug in Manila und für Teddy Roosevelt mit seinen „Wilden Reitern“. „Er hat einen Kubaner hinterrücks erschossen!“ sagte er von Teddy. Mein Vater wurde Mitglied der Antiimperialistischen Liga, die von Senator Hoar aus Massachusetts gegründet worden war und sich heftig gegen die Eroberung Kubas, Puerto Ricos und der Philippinen durch die Vereinigten Staaten wandte. Wir spitzten immer die Ohren, wenn es zu lebhaften und heißen Diskussionen zwischen Papa und anderen Kartographen kam, die uns zu Hause aufsuchten. Es bestand eine starke Sympathie für Aguinaldo, den Führer des philippinischen Volkes, das sich von Spanien befreien wollte und keine Lust hatte, statt dessen eine amerikanische Kolonie zu werden. Aguinaldo hatte sich 1896 ausgezeichnet, als er den Aufstand der Filipinos gegen Spanien geleitet und die spanischen Herren von der Insel vertrieben hatte. Im Juni des gleichen Jahres war er provisorischer Präsident der Inseln geworden. Später leitete er den Partisanenkampf gegen die Amerikaner, [25:] als sie nicht das Land verließen, wie es das philippinische Volk von ihnen nach Beendigung des Krieges erwartet hatte. Er wurde gefangengenommen und kapitulierte. Er leistete den Vereinigten Staaten den Treueid. Das war das Ende Aguinaldos als Held. Mein Vater war äußerst erregt über die Grausamkeiten, die den Bewohnern dieser fernen Inseln zugefügt wurden, und verglich sie mit ähnlichen brutalen Handlungen dem irischen Volk gegenüber. Ich erinnere mich, wie entsetzt wir uns die Geschichten von der „Wasserkur“ anhörten. Als wir in New York lebten, pflegte mein Vater im Zimmer auf und ab zu gehen und ein Gedicht des Dichters Joaquin Miller aus dem Westen der Vereinigten Staaten vorzutragen. Es handelte von General Jacob H. Smith und hieß: „Dieser Meuchelmörder von Samar“. Einige Zeilen lauteten:

Und Europa spottet unserer Schande;
Von Maine bis zur fernen Manilabucht
Blutet die Nation und beugt den Nacken!

Der überall aufflammenden Empörung ist es zu verdanken, daß dieser brutale General 1902 schließlich wegen seiner „Brand- und Mord“-Befehle gegen die Aufständischen unter Führung Aguinaldos vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Ich erinnere mich noch gut an Vaters verächtliches und zorniges „Heuchler!“, als Präsident McKinley pompös und salbungsvoll verkündete, er sei Nacht für Nacht ruhelos im Weißen Haus auf und abgegangen und habe nachgedacht, was man mit den Philippinen tun könne. Schließlich habe er entschieden, daß „uns nichts weiter übrigbleibt, als sie zu nehmen, sie mit dem Christentum zu erfüllen, zu zivilisieren und zu erziehen wie unsere Mitmenschen, für die Christus starb“. Somit zogen also die Zuckerinteressen der Familie Spreckels und die Schiffahrtsgesellschaft Dollar Line dort ein, wie es Papa vorausgesehen hatte, und das spanische feudale Agrarsystem blieb am Leben unter der Herr-[26:]schaft amerikanischer Großkapitalisten, die Zehntausende Meilen von den Philippinen entfernt lebten.

Mein Vater überblickte die ganze Lage schon 1898. Wenn man den britischen Imperialismus durchschaute, dann war es nicht schwer, den Imperialismus in seiner Gesamtheit zu begreifen. Auf den Philippinen beschritten die USA den unheilvollen Weg des Imperialismus. Schon als Kinder lernten wir, ungerechte Kriege zu hassen, die anderen Völkern Land und Rechte raubten.

Ich hasse das Elend

Von Cleveland fahren wir zurück nach Adams (Massachusetts). Unauslöschliche Eindrücke hinterließen bei mir als Kind das Leben und die Armut der Arbeiter in den Textilstädten Manchester (New Hampshire) und Adams (Massachusetts). Adams zeichnete sich in den Augen von uns Kindern besonders dadurch aus, daß es der Geburtsort der führenden Frauenrechtlerin Susan B. Anthony war. Der Wechsel von der angenehmen, sauberen kleinen Stadt Concord zu dem traurigen, öden Textilzentrum Manchester war groß genug, um sogar ein fünfjähriges Kind zu beeindrucken. Wir lebten fast drei

Jahre dort. Die grauen Fabriken Manchesters zogen sich wie Gefängnisse am Ufer des Merrimac hin. Fünfzig Prozent der Arbeiter waren Frauen, die einen Dollar am Tag verdienten. Viele wohnten in den altersschwachen „betriebseigenen Pensionen“, einem Überbleibsel aus der Zeit, als die Fabriken gebaut wurden. Unsere Nachbarn, Männer und Frauen, eilten an kalten Wintertagen vor Morgengrauen in die Fabrik und kamen erst in der Dunkelheit wieder nach Hause. Sie waren schlecht gekleidet und lebten im tiefsten Elend. Die Frauen trugen keine Hüte, sondern zogen sich einen Schal über den Kopf. Die [27:] Fabrikinder kamen früher aus der Schule, um ihren Eltern das Essen zu bringen. Die Mütter mußten sich in der Fabrik freigegeben lassen, um ihre Säuglinge zu nähren, die von älteren Angehörigen betreut wurden.

Es kam vor, daß die Fabriken ohne einen sichtbaren Grund die Produktion verringerten oder ganz einstellten. „Schlechte Zeiten“, nannte man das, und ich sah, daß die Fabrikinder dann statt Butterbrot Schmalzbrot zu essen bekamen. Viele Kinder mußten sogar beim kältesten Wetter ohne Unterwäsche gehen. Ich war maßlos entsetzt, als mir eine junge Fabrikarbeiterin ihre Hand zeigte, an der drei Finger fehlten. Sie hatte in der Fabrik einen Unfall erlitten, denn von Sicherheitsvorrichtungen wußte man noch nichts. Einmal, als wir in Adams in der Schule saßen, hörten wir in der gegenüberliegenden Fabrik durchdringende Schreie. Das lange Haar eines Mädchens war von einer ungeschützten Maschine erfaßt worden, so daß sie förmlich skalpiert wurde. Von einem Gefängnis erfuhr ich zum ersten Mal etwas, als ich zusah, wie ein Polizist einen weinenden alten Mann, einen Landstreicher, wie es hieß, in Adams ins Gefängnis sperrte. Der Mann versicherte uns Kindern immer wieder, daß er nichts Schlimmes getan habe. Er habe keine Arbeit, kein Geld und keinen Platz, wo er schlafen könne. Dieses Erlebnis erfüllte mich mit Furcht für alle alten Menschen. Würde es Großmutter auch so ergehen? Würde es uns allen so ergehen, wenn wir alt würden? Aber der alte Fabrikbesitzer in Adams lebte doch in einer großen Villa mitten in der Stadt, fuhr in einem feinen Wagen mit schönen Pferden spazieren und war sogar einmal von Präsident McKinley besucht worden.

Um die Jahrhundertwende, im Jahre 1900, kamen wir schließlich nach New York. Meine Mutter hatte es satt, dauernd umherzuziehen, und beschloß, daß wir nun hier bleiben würden. Unser Schulbesuch war unregelmäßig gewesen, und das wenige, [28:] was wir an Möbeln besaßen, war durch das ewige Umziehen in Stücke gegangen. Wir kamen zu unserer Tante Mary, einer verwitweten Schneiderin, die mit ihren fünf Kindern im südlichen Bronx lebte. Bald war in der Nähe für uns eine Wohnung gefunden. Es war eine Innenwohnung, die an einem Lichtschacht lag, mit Gasbeleuchtung und kaltem Wasser. Wärme spendete nur der Herd in der Küche. Wir drei älteren Kinder weinten und wollten unser Spielzeug nicht auspacken. Wir sehnten uns nach den grünen Hügeln Neuenglands, ebenso wie sich jeder einsame Auswanderer nach seiner schönen Heimat sehnt. Wir vermißten die Felder, die Blumen, die Kühe und den Berg Greylock, den wir von unserem Fenster aus gesehen hatten. Wir haßten die große, schmutzige Stadt mit ihren Menschenansammlungen, wo unsere Spielplätze unbebaute Grundstücke ohne einen Baum und ohne ein Grashälmchen waren. Die Wohnungen, die wir in der 133. Straße im Osten bewohnten, werden, soviel ich weiß, noch heute von Familien mit Wohlfahrtsunterstützung benutzt, obwohl sie eine Zeitlang baupolizeilich gesperrt waren.

Ebenso entsetzt waren wir über einen Zustand, den wir auf unseren Reisen an anderen Orten niemals angetroffen hatten: die alten Elendsquartiere wimmelten von Mäusen, Ratten, Schaben und Wanzen. Meine arme Mutter kämpfte verzweifelt, um uns von diesem Ungeziefer zu befreien. Und dann geschah uns in der Schule etwas Furchtbares – Pedikulose lautet der wissenschaftliche Ausdruck dafür –, die Kinder nennen es verlaust. Ein Kind kann es auf eine ganze Klasse übertragen, und jeder Lehrer weiß das. Aber wie oft hört man einen selbstzufriedenen wohlhabenden Menschen sagen: „Wenigstens sauber könnten sich die Armen doch halten.“ Ich erinnere mich, wie meine Freundin Rose Pastor Stokes einer Frau einmal darauf antwortete: „Hat Ihre Mutter schon einmal einen Nickel in der Hand gehalten und entscheiden müssen, ob sie einen Laib Brot oder ein Stück Seife dafür kaufen soll? Meine mußte es [29:] jedenfalls!“ Um sauber zu sein, muß man Seife, heißes Wasser, Unterwäsche, Strümpfe und Taschentücher zum Wechseln, genügend Laken und Kissenbezüge und ein heizbares Badezimmer haben. Wir hatten in Zeiten der größten Armut nichts davon. Mama wusch abends unsere Unterwäsche, damit wir sie am nächsten Tag wieder anziehen konnten.

An kalten Wintertagen hockten wir alle in der Küche zusammen und hielten den Rest der Wohnung verschlossen. Wenn das Gas abgesperrt war, weil wir mit der Zahlung im Rückstand waren, erledigten wir unsere Schularbeiten bei einer Petroleumlampe. Wir entkleideten uns in der Küche und liefen dann in das Schlafzimmer, wo alle Kinder in ein Bett krochen. Wir breiteten noch unsere Mäntel darüber, um warm zu werden. Wir hätten ebensogut auf einer einsamen Farm in Dakota leben können, so viel nützten uns damals die Vorzüge der großen Stadt. Die Gläubiger bedrängten meine gutherzige Mutter – der Hauswirt, der Gasmann, der Milchmann, der Kaufmann. Einmal kaufte sie uns auf Abzahlung ein Lexikon. Aber sie konnte die Raten nicht mehr aufbringen, und mit blutendem Herzen mußten wir mit ansehen, wie die schönen Bücher, die wir so sehr gehütet hatten, wieder abgeholt wurden. Die vorderen Fenster der langen, schlauchförmigen Wohnung blickten auf einen rauchigen Lokomotivschuppen der New York-New Haven-Hartford-Eisenbahn. Tag und Nacht pufften hier die großen Lokomotiven und ließen Dampf ab. In dieser Gegend wohnten viele Eisenbahnarbeiter. Wenn die Zeiten besonders schlecht waren, pflegten sie Kohlebrocken herunterzuwerfen und dann in die entgegengesetzte Richtung zu blicken, wenn die Kinder aus der Nachbarschaft kamen, um die Kohlen aufzulesen. Es gab viele Unfälle bei den Eisenbahnern. Um uns herum lebten Witwen, die ihre Männer auf dieser gefährlichen Strecke verloren hatten, und ihre Kinder hungerten, während sich die Eisenbahngesellschaft oft jahrelang herum-[30:]schlug, um sich der Zahlung von Entschädigungen zu entziehen.

Es gab viele kleine Fabriken in der Umgegend, wahre Knochenmühlen, in denen Kinder arbeiteten, sobald sie das gesetzlich vorgesehene Alter erreichten, oft sogar schon früher. Sie stellten Pappschachteln, Bleistifte, Hemden oder Taschentücher her (drei Dollar die Woche, und Nähgarn ist selbst mitzubringen). Es gab auch größere Fabriken, die Erwachsene beschäftigten, Klavier- und Kühlschranksfabriken, ein pharmazeutisches Werk und andere. Die Mütter arbeiteten auch, und viele Kinder blieben sich selbst überlassen. Es kam vor, daß kleine Kinder aus dem Fenster stürzten. Ein Junge wurde von einer großen Kanalisationsröhre getötet, die über ihn hinwegrollte. Der einzige Sohn einer Witwe stürzte von einer schwankenden Stange, als er im Hof eine Wäscheleine anbringen wollte, und starb. Kindern wurden von der Eisenbahn oder von Lastwagen auf den Straßen die Beine abgefahren. Die Frau des Schankwirts an der Ecke kochte als freien Imbiß für die Gäste Riesenkessel voll Suppe und schickte sie schüsselweise den ärmsten Familien in der Nachbarschaft. Die Menschen halfen sich gegenseitig, so gut sie konnten. Es ist wirklich so, wie einmal ein Philosoph gesagt hat: „Armut ist wie ein fremdes, schreckliches Land. Nur wer dort war, kann wirklich mit Sachkenntnis davon sprechen.“

Eine unvergeßliche Tragödie unserer Kindheit war der Brand auf dem Ausflugsdampfer „General Slocum“ im Jahre 1904. Mit Frauen und Kindern beladen, die an einem von der Sonntagsschule der lutheranischen Kirche veranstalteten Ausflug teilnahmen, war der Dampfer vom unteren Ende des New-Yorker Ostens abgefahren. Als er Hell Gate erreichte, fiel in der Küche ein Topf mit Fett um und verursachte einen Brand. Der Kapitän versuchte, die Anlegestelle an der 138. Straße zu erreichen, aber der Dampfer stand schon in hellen Flammen. Über tau-[31:]send Menschen starben an Brandverletzungen oder ertranken. Überall in den umliegenden Beerdigungsinstituten lagen die Leichen. Das Polizeirevier in der Alexander Avenue diente als provisorisches Leichenschauhaus. Hierher eilten die schmerzerfüllten Väter und Ehemänner aus den Arbeitervierteln des New-Yorker Ostens, um ihre Toten zu holen. Für uns alle in der Umgebung war es herzerreißend wie bei einem Unfall in einer Bergarbeiterstadt. Nachforschungen ergaben, daß auf dem Dampfer so gut wie kein Brandschutz bestanden hatte. Feuerlöscher und Rettungsringe waren völlig unzureichend. Der Kapitän, der sein Bestes getan hatte, wurde ins Gefängnis gesperrt. Das entthob die Dampfergesellschaft jeder Verantwortung wegen Fahrlässigkeit. Dieser Brand galt als eines der schwersten Schiffsunglücke jener Zeit. Das Leben von Arbeiterfrauen und -kindern wurde der Habgier und der Korruption geopfert.

Das Leben im südlichen Bronx

Die Kindheit gibt manchen Ereignissen, selbst in der größten Armut, einen eigenen Glanz. Es war ein großer Tag, als wir einen Häuserblock weiter zogen, von der 133. Straße zur 134. Straße Nr. 511, Ecke Brook Avenue. Dort lebten wir siebenundzwanzig Jahre. Ein ganzes Buch könnte man über „511“, unser Leben dort und unsere berühmten Gäste schreiben. Es war eine sonnige Eckwohnung in südlicher Lage, aber jahrelang hatten wir nur Gasbeleuchtung und kein warmes Wasser. Elektrisches

Licht wurde schließlich gelegt, aber Dampfheizung haben wir nie bekommen. In den letzten Jahren setzten wir auf eigene Kosten einen Ofen im Wohnzimmer, wodurch es leichter wurde, die Wohnung zu heizen. Wir schafften uns auch eine Porzellanbadewanne an. Als unsere alte Zinnbadewanne [3:] aus dem Hause getragen wurde, stand unser sehr kurzsichtiger Hauswirt auf der Treppe. Er hielt sie für einen Sarg und stand mit ehrfürchtig entblößtem Kopf dabei, wie sie hinausgetragen wurde.

Daß wir so lange in einer Wohnung blieben, war ein Rekord in diesem Viertel, in dem die Familien jahrein, jahraus einen Monat umsonst wohnen durften, dann ein paar Monate Miete zahlten und schließlich noch ein paar Monate blieben, bis sie wegen Mietrückstands exmittiert wurden und dann in einer anderen Wohnung die Geschichte wieder von neuem begann. Als wir einzogen, lagen rote Läufer auf den Treppen, und Türklinken und Briefkästen waren aus blankem Messing. Aber mit jedem Jahr und mit jedem neuen, gleichgültigen Hauswirt verkam das Haus mehr und mehr.

Unsere Fenster blickten auf den Harlemfluß und die Silhouette von Manhattan. Wir beobachteten den Bau der Brücke von Hell Gate. Wir liebten die freundlichen Geräusche der Eisenbahn – das Pfeifen in der Nacht, die rote Glut der Lokomotiven, die Milchzüge, die spät in der Nacht hereinrollten, und hin und wieder kamen die Zirkuswagen aus Bridgeport. Eines Abends sah mitten in einer politischen Diskussion einer von Papas Kumpanen aus dem Fenster und rief: „Mein Gott, Flynn, ist das nicht ein Elefant?“ Papa antwortete: „Es wird wohl das Bier sein!“ Aber es war tatsächlich ein Elefant, der aus einem Zirkuswagen herauspaziert war. Wir sahen gern zu, wenn die Feuerwehr von Brown Place herunterrasselte und die Hufe der Pferde aus den Pflastersteinen Funken schlugen. Einmal war ein furchtbarer Brand uns gegenüber, in Brook Avenue. Drei Mietskasernen brannten spät in der Nacht bei Frostwetter völlig aus. Über zwanzig Familien stürzten im Nachthemd aus dem Haus, um den Flammen zu entgehen. Sie verloren alles ihre armseligen Möbel und die dürftige Kleidung. Überall im Umkreis öffneten sich Wohnungen und Geschäfte, um die [33:] Opfer aufzunehmen und sie mit Nahrung und Kleidung zu versorgen. In Waschkesseln wurde Kaffee gekocht und Berge von Butterbrot zu bereiten für die Feuerwehrleute, die die ganze Nacht zu tun hatten. Das Wasser in den Schläuchen gefror und mußte wiederaufgetaut werden. Ein hübsches Mädchen aus unserem Häuserblock lernte in jener Nacht einen Feuerwehrmann kennen, als sie ihm Kaffee brachte, und die beiden heirateten später – ein romantischer Abschluß dieses denkwürdigen Brandes in einem Arbeiterviertel.

In Neuengland hatten wir Holz klafterweise und Kohle tonnenweise gekauft. Aber hier, in Süd-Bronx, kauften wir Kohle scheffelweise und Holz in kleinen Bündeln, von denen man anfangs drei Stück für fünf Cent erhielt. All das verkaufte „Joe“, der einzige Italiener in unserem Viertel. Im Sommer verkaufte er Eis, und Wein verkaufte er das ganze Jahr über, aber nur an solche, denen er traute. Jahrelang wohnte hier nur eine jüdische Familie, die von Mr. Isaacs, der einen Billardsalon hatte. Meine Mutter bestand darauf, daß wir höflich zu ihm waren, selbst wenn andere es nicht waren. Sie billigte sein Lokal, von dem sie sagte, er führe es wie ein Gesellschaftshaus für die jungen Leute aus der Nachbarschaft, und es halte sie davon ab, Dummheiten zu machen. Sie sah streng darauf, daß wir die Nationalität, Sprache und Religion anderer Menschen achteten. Die meisten unserer Nachbarn waren Deutsche und Iren: die Ladenbesitzer waren Deutsche, die Lokale gehörten den Iren. Italienische Frauen, mit bunten Kopftüchern, Schals auf den Schultern und großen runden Ohrringen kamen aus Harlem, um auf den freien Flächen in Bronx Löwenzahnblätter zu pflücken, die sie in großen Bündeln auf dem Kopf nach Hause trugen. Abends kamen italienische Arbeiter auf dem Heimweg über die Brücke. Die Kinder warfen Steine nach ihnen und schrien ihnen „Dago“ nach. Als kleine Kinder hatten wir in Manchester und Adams mit Polen und Kanadiern fran-[34:]zösischer Herkunft zusammengelebt, die man „Polacken“ und „Canucks“ nannte. Damit kamen wir aber bei meiner Mutter schön an. Sie pflegte dann streng zu sagen: „Wie würde es euch gefallen, ‚Micks‘ genannt zu werden?“ – denn das war lange Jahre die Bezeichnung für die Iren.

In der ersten Zeit unseres Lebens in Süd-Bronx, um die Jahrhundertwende, gab es keine Unterhaltung für die Kinder und ebensowenig für die Erwachsenen. Es gab kein Kino – die Flimmerkisten für einen Nickel erschienen erst später –, kein Radio, kein Fernsehen, nicht einmal das altmodische Grammophon, das heute schon ein Museumsstück ist, gab es damals. Wenn wir zu Hause saßen, war Lesen der einzige Zeitvertreib, besonders an den langen Winterabenden. Wir gingen über die Brücke an der

Willis Avenue zur Leihbücherei in der 125. Straße und holten uns dort Bücher. Wir lasen alles, was wir verstanden, und auch so manches, was wir nicht verstanden, all die traditionellen Kinderbücher jener Tage: „Alice im Wunderland“ und „Robinson Crusoe“ und die Bücher von Louisa Alcott, Fenimore Cooper, Walter Scott, Mark Twain, George Eliot und die Dichter aus Neuengland.

Meine Mutter war eine gutherzige, aber zurückhaltende Frau. Sie erlaubte uns nicht, die Wohnungen anderer Leute aufzusuchen. Übergroße Vertraulichkeit und Klatsch waren ihr zuwider. Aber sie war eine gute Nachbarin in Zeiten der Not. Sie half den Kranken, gab Ratschläge in häuslichen Fragen, und wenn sie Kuchen oder Torte gebacken hatte, gab sie allen Nachbarskindern ein Stück. Die ganze Gegend war betrübt, als sie Ende der zwanziger Jahre nach Brooklyn zog. Mein Vater war 1918 Kandidat der Sozialistischen Partei für das Parlament des Bundesstaates New York. Er erhielt über sechstausend Stimmen, mehr als der Kandidat der Republikanischen Partei. Aber viele Menschen sagten: „Schade, daß nicht Mrs. Flynn kandidieren konnte. Sie wäre bestimmt gewählt worden. Jeder kennt sie doch!“

[35:] Ich besuchte die Mittelschulabteilung der staatlichen Schule Nummer 9 in der 138. Straße. Das Gebäude war damals schon alt und baufällig, die Toiletten waren auf dem Hof. Ich weiß nicht, ob und wie man die Schule instand gesetzt hat, aber sie wird heute noch benutzt. Mein Lehrer in einer der oberen Klassen war James A. Hamilton, der zu der Zeit Rechtswissenschaft studierte und später ein Beamter des Staates New York wurde. Er erweckte in mir den Ehrgeiz, Verfassungsrecht zu studieren, und drillte uns so gründlich in der Verfassung der Vereinigten Staaten und insbesondere in der Bill of Rights, daß ich sie seither ohne Unterlaß verteidigt habe. Ich bin in meinem Leben mindestens zehnmal verhaftet worden, und jedesmal geschah es unter Bruch der Bill of Rights.) Ich nahm an einem Debattierklub teil, den Mr. Hamilton ins Leben gerufen hatte, und fühlte mich dort wie der Fisch im Wasser. Als ich 1904 die Schule verließ, erhielt ich eine Goldmedaille für Fertigkeit im Debattieren und eine für Englisch. 1903 erhielt ich auch eine Silbermedaille von der „New York Times“ als Anerkennung für einen Aufsatz über die Geschichte der Stadt. Ich glaube, die Manuskripte dieser Aufsätze liegen im Grundstein des Gebäudes der „New York Times“ für die Nachwelt. Typische Diskussionsthemen waren seinerzeit: „Die Todesstrafe“, „Sollen Frauen wählen?“ und „Sollen die Truste verstaatlicht werden?“ Ich erinnere mich, wie ich für das Frauenwahlrecht eintrat, und ich glaubte fest an das, was ich vertrat.

Nicht katholisch

Als ich einmal in Portland (Oregon) ein paar Tage in einem katholischen Krankenhaus lag, fragte mich eine der Schwestern: „Sind Sie Katholikin?“ Als ich ihr antwortete: „Nein, das bin ich nicht“, meinte sie: „Mit dem Namen, das [36:] wundert mich aber. Sind sie Orange?“ Ich entgegnete schnell: „Um Gotteswillen! Nein!“ Sie lachte und sagte: „Sehen Sie – Sie müßten also doch Katholikin sein!“ Ich wurde im katholischen Glauben getauft, ebenso meine beiden Schwestern und mein Bruder, aber keiner von unseren Eltern brachte uns zu dieser Zeremonie in die Kirche. Das besorgten nachträglich unsere Tanten. Meine Eltern gingen nicht in die Kirche und schickten uns auch nicht hin. Die Großeltern meiner Mutter, die sie erzogen hatten, waren keine Katholiken. Mein Vater war in seiner Jugend Katholik gewesen, aber er dachte schon immer wissenschaftlich und begann sehr früh zu zweifeln. Dabei war er aber durchaus kein heftiger Gegner der katholischen Kirche, wie es bei vielen ehemaligen Katholiken der Fall ist, und er konnte sehr unwillig werden, wenn er voreingenommene und prinzipienlose Angriffe auf die Katholiken härte.

Auf die oft wiederholte Frage: „Warum hängen die Iren mehr an ihrer Religion als andere Katholiken?“ gab er folgende politische Antwort: In Irland war der Katholizismus eng mit dem Kampf des Volkes für nationale Unabhängigkeit verbunden. Anders als in den übrigen katholischen Ländern stand in Irland die Kirche nicht auf der Seite des herrschenden Staates, sondern wurde von ihm verfolgt. Es wurden unter britischer Herrschaft Gesetze erlassen, die katholische Schulen und Andachtsstätten verboten; Katholiken durften weder ein Vermögen besitzen noch ein öffentliches Amt bekleiden. Die Priester waren damals gezwungen, ihren Gottesdienst heimlich in den Bergen abzuhalten. Keinem Priester wurde die Einreise gestattet. „Die Zugehörigkeit zur katholischen Kirche wurde für die einfachen Menschen Irlands zur Ehrensache“, wie T. H. Jackson in seinem hervorragenden

Geschichtswerk „Ireland Her Own“ (Selbständiges Irland) feststellte. Und ebenso wie die Iren ihre Religion gegen die Angriffe der britischen Regierung verteidigt hatten, verteidigten sie sie nun mit der gleichen Energie gegen [37:] die scheinheiligen Angriffe hier, besonders in Neuengland, wo diese Angriffe unter anderen von den Mitgliedern des Amerikanischen Schutzverbandes ausgingen.

In Cleveland (Ohio) machten Schwester Kathie und ich kurz Bekanntschaft mit einer katholischen Schule und Kirche. Unsere Eltern hatten beschlossen, uns in eine Klosterschule zu schicken, denn sie lag ganz in der Nähe unserer Wohnung, während die staatliche Schule weit entfernt war und man zwei belebte Straßen überqueren mußte. Kathie war damals fünf Jahre alt und ich sieben. Die Schule wurde von deutschen Nonnen geleitet, die streng auf Disziplin sahen, und wir konnten sie nicht leiden. Als einmal ein Bischof zu Besuch kam, weigerte sich Kathie, sich vorschriftsmäßig zu verneigen. Mir war das äußerst peinlich. Das Schulgeld betrug einen Silberdollar im Monat für jede von uns. Wir waren sehr erleichtert, als wir in Neuengland wieder in die staatliche Schule gehen durften und nicht mehr mit Gebeten und Gesangbüchern gequält wurden.

In Adams nahmen wir unsere Kirchgänge nicht wieder auf, und niemand verlor ein Wort darüber. Auch das hatte einen politischen Grund, wie wir später erfuhren. Es hing mit einem Kampf Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre zusammen, der nicht nur meine Eltern betraf, sondern viele gläubige Katholiken ihrer Generation. Viele traten damals aus der Kirche aus. Dieser Kampf entbrannte um einen fortschrittlichen Priester in New York, der für die Arbeiter eintrat, Dr. Edward McGlynn. Mari nannte ihn gälisch „Soggarth Aroon“ – den guten Priester.

Vater McGlynn erregte zum ersten Mal Ärgernis unter der Priesterschaft, als er für das System der staatlichen Schulen eintrat und sich gegen die Gründung von kirchlichen Schulen wandte. Er war der Meinung, die Kirche solle sich auf die Religionslehre beschränken, trat für die Freiheit Irlands ein und unterstützte Henry Georges Theorien über die Verstaatlichung der Grundrente. Er unterstützte ihn auch 1886, als die Sozia-[38:]listische Arbeiterpartei ihm als Kandidaten für den Bürgermeisterposten ihre Stimme gab. Vater McGlynn erhielt den Befehl, seine politische Tätigkeit einzustellen, und wurde, als er sich weigerte, seines Amtes enthoben. Schließlich zwang man ihn, seine Pfarre zu verlassen, und exkommunizierte ihn, weil er sich weigerte, nach Boston zu gehen. Er vertrat hartnäckig die Meinung, seine politische Tätigkeit liege nicht im Zuständigkeitsbereich des Papstes. Als amerikanischer Bürger kämpfte er mutig für das Recht der katholischen Geistlichen und Laien, diejenigen politischen Gesichtspunkte zu vertreten und der Partei anzugehören, die sie für richtig hielten. Ein Sturm brach los, der unerwartete Ausmaße annahm und Katholiken und Protestanten in Mitleidenschaft zog, die überall im Lande Vater McGlynn unterstützten. Er gründete die Gesellschaft zum Kampf gegen die Armut, um seinen sozialen Auffassungen Geltung zu verschaffen.

Nach fünf Jahren aktiven Kampfes, in dem die katholische Kirche gewaltige Verluste erlitt, nicht nur an Peterspfennigen, sondern auch an Prestige, wurde Vater McGlynn durch ein päpstliches Legat von jeder Kirchenstrafe befreit und wieder in seine Priesterwürde eingesetzt. Er versah noch lange Jahre sein Amt in Newburgh (New York). Aber viele Katholiken, darunter auch mein Vater, kehrten nie wieder in den Schoß der Kirche zurück. So ist es zum Teil den Ereignissen um Vater McGlynn zuzuschreiben, daß wir nicht katholisch erzogen wurden. Bis zu seinem Tod im Jahre 1900 blieb Vater McGlynn weiter in öffentlichen Angelegenheiten aktiv, und einmal forderten ihn Bürger von Newburgh auf, für den Posten des Bürgermeisters zu kandidieren. Er liegt im „Calvary Cemetery“ in Brooklyn in „geweihter Erde“ begraben. Eine Statue von ihm steht im nichtkonfessionellen Friedhof von Woodlawn in Bronx, wo LaGuardia und Marcantonio begraben sind. Das Prinzip, für das er kämpfte, hat eine so große Bedeutung, daß der be-[39:]rühmt gewordene Kampf Vater McGlynns für bürgerliche und politische Rechte frei von jeder kirchlichen Vormundschaft zu einem Bestandteil der amerikanischen Geschichte geworden ist und niemals vergessen werden sollte.

Die Frage, „Warum sind Sie nicht katholisch“, wird mir immer wieder gestellt, zweifellos auf Grund meines irischen Namens. Natürlich sind nicht alle Iren Katholiken. Charles Stuart Parnell, der große irische Führer, war es nicht. Und doch fällt es den Menschen schwer zu verstehen, daß man ein Mensch ohne Glaubensbekenntnis sein kann. Als meine Mutter achtundsiebzig Jahre alt war, lag sie

im Libanon-Krankenhaus in Bronx, einem jüdischen Krankenhaus. Die junge Frau in der Anmeldung fragte mich: „Welche Religion hat Ihre Mutter?“ Als ich ihr antwortete: „Keine“, sagte sie unwillig: „Das ist doch unmöglich – eine so alte Dame“, als hätte ich meine Mutter beleidigt. „Fragen Sie sie doch selbst“, schlug ich vor, was sie dann auch tat. Als meine Mutter schon auf dem Tisch zur Untersuchung lag, fragte sie: „Welche Religion haben Sie, Frau Flynn?“ Mama öffnete die Augen und lächelte. „Ich habe keine, mein Kind“, sagte sie freundlich. Später, als ihre Schwester unbedingt wollte, sie solle etwas Religiöses lesen, bat uns Mama, ihr das Buch zu bringen, das sie zu Hause angefangen hatte, „Die Geschichte Buddhas und des Buddhismus“. Kurz vorher hatte sie „Die Geschichte des Konfuzius“ gelesen.

Zuweilen findet man aber dort Urteilsvermögen, wo man es am wenigsten erwartet. Eine irische Beamtin im Frauengefängnis sagte einmal zu mir: „Ich vermute, Ihre Religion ist immer der Sozialismus gewesen.“ Und in gewissem Sinne ist es auch so. Ich fand zur sozialistischen Bewegung, als ich noch sehr jung und empfänglich war. Für mich war Sozialismus der Glaube an die brüderliche Verbundenheit der Menschen oder daran, „den Himmel auf Erden zu schaffen“, und mein ganzes Leben lang habe ich aus ganzem Herzen an ihn geglaubt.

[40:]

Der Funke aus dem Kohlenrevier

Wir waren in unserer Familie darauf eingestellt, das sozialistische Gedankengut anzuerkennen, lange bevor wir mit der organisierten sozialistischen Bewegung in Verbindung kamen. Mein Vater hatte 1900 für Eugene V. Debs gestimmt, als dieser als sozialistischer Präsidentschaftskandidat auftrat. Wir wußten, daß unser Vater gegen die „beiden alten Parteien“ war, wie er sie vor über fünfzig Jahren schon nannte. Er sprach von der Volks- und der Greenback-Partei* und prahlte damit, wie sie in seiner Jugend im Staat Maine einen Vertreter der Arbeiter, Tom Murch, in den Kongreß gewählt hatten. Die Granitarbeiter wurden zu der Zeit von Unternehmern beschäftigt, die für Regierungsaufträge arbeiteten. Sie brachten die Pflastersteine und die häßlichen grauen Steinblöcke, die in jenen Tagen für den Bau aller Regierungsgebäude benutzt wurden, für Postämter, Gerichtsgebäude, Gefängnisse und sonstige Amtsgebäude. Glücklicherweise wurden später viele im Zuge der Notstandsarbeiten abgerissen und neu gebaut.

Die Inseln vor der Küste von Maine – Hurricane, Fox und Dix – waren reich an Granit. Sie waren Privatbesitz. Die Regierung zahlte den Besitzern fünfzehn Prozent für den gebrochenen Granit und übertrug nur ihnen das Recht, Läden auf den Inseln zu besitzen und für alle Wohnungen die Miete einzutreiben. Gelernte Arbeiter erhielten zweieinhalb Dollar am Tag, die übrigen einen Dollar. Sie arbeiteten zehn Stunden am Tag, obwohl eine Verordnung des Kongresses von 1868 für alle auf Grund von Regierungsverträgen Beschäftigten den Achtstundentag vorsah. Murch wurde gewählt, um die Forderung der Arbeiter auf zusätzlichen Lohn für die restlichen zwei Stunden geltend zu machen.

[41:] Eine meiner ersten Debatten im Debattierklub der Mittelschule behandelte das Thema: „Soll die Regierung die Kohlenruben in Besitz nehmen?“ Ich sprach mich begeistert dafür aus. Der Anlaß dazu war der Streik von 1902 in den Steinkohlenruben in Pennsylvanien, der von John Mitchell geleitet wurde. 150.000 Bergarbeiter forderten eine neunstündige Arbeitszeit statt der zehnstündigen und Anerkennung ihrer Gewerkschaft – der Vereinigten Bergarbeiter Amerikas. Der Streik, der fünf Monate dauerte, traf New York schwer. Der Kohlenmangel führte zu einer Einschränkung im Verkehr der Hochbahnen, die damals mit Dampflokomotiven betrieben wurden. Das war eine ernste Sache in jenen Tagen, als es noch keine Untergrundbahnen gab.

Dem Streik wurde allgemeine Sympathie entgegengebracht, besonders nachdem George F. Baer, Vorsitzender der Vereinigung der Grubenherren, seine anmaßende Bemerkung machte, daß „Gott in seiner unermeßlichen Weisheit uns den Besitz der Kohlenruben in die Hand gab“. Von der Zeit an wurde er immer der „Gottesgnaden“-Baer genannt. Eine Schlichtungskommission, die von Präsident Theodore Roosevelt eingesetzt wurde, billigte den Bergarbeitern den Neunstundentag und eine

* Antimonopolistische Bewegungen, denen besonders die kleinen Farmer angehörten. *Die Red.*

Lohnerhöhung von zehn Prozent zu. Die Kumpel kehrten an ihre gefährliche Arbeit zurück, in die dunkle Erde, wo sie Tag für Tag ihr Leben aufs Spiel setzten.

Diese Debatte war mein erster Schritt in Fragen des öffentlichen Eigentums an Bodenschätzen und Industrie. Der Gedanke zog mich an. Ich begann sehr deutlich zu fühlen, daß es in einem reichen und fruchtbaren Land wie dem unseren keine Entschuldigung für Armut, Arbeitslosigkeit, Kinderarbeit und lange Streiks gab. Meine Mutter pflegte ein Gedicht vorzutragen, ich glaube es ist von Whittier, das uns in unserem Haß gegen die Armut aus dem Herzen sprach. Es ging mehr oder weniger so:

[42:]

Wenn die Erde frei und reich
das wogende goldne Korn hervorbringt,
wenn goldne Früchte duften
und wollige Schafe geschoren werden,
und dennoch aus tausend wehen Herzen
das endlose Lied ertönt:
Wir hungern! Wir sterben! Oh, gebt uns Brot!
dann stimmt doch etwas nicht!

Was da nicht stimmte, mußte ich ergründen.

Es scheint fast selbstverständlich, daß ich für mein Alter ein sehr ernstes Kind war, die Älteste einer armen Familie, die die Sorgen ihrer Eltern teilte. Wenn eine Familie im Elend lebt, wenn die Kinder ihre Mutter und zuweilen sogar den Vater verzweifelt weinen hören, weil sie einfach nicht mehr wissen, wie sie ihre Kinder satt machen sollen, wenn ringsum andere Familien leiden – dann können Kinder nicht glücklich und frohen Mutes sein. Wir sahen einen Ausweg in den Kämpfen der Arbeiterbewegung, und das erfüllte uns mit Freude.

Die Kämpfe der Arbeiter waren kein neues Thema in unserer Familie. Wir hatten schon in unserer frühesten Kindheit von den „Molly Maguires“* gehört, den zehn irisch-amerikanischen Bergarbeitern, die in den siebziger Jahren im Steinkohlengebiet hingerichtet wurden, weil sie eine Gewerkschaft gründen wollten. Wir wußten, wie sie auf die falschen Aussagen eines Pinkerton-Detektivs – James McParlan – hin verurteilt worden waren. In Manchester (New Hampshire) erzählte eine alte Frau uns atemlos lauschenden Kindern, daß einer „dieser unschuldigen Burschen, Gott gebe ihnen Frieden!“ auf der Gefängnismauer den Abdruck seiner Hand hinterlassen habe, der nicht [43:] ausgelöscht werden könne. Viele Jahre später hörte ich dieselbe unheimliche Geschichte von Leuten aus Pottsville (Pennsylvanien). Wir hatten von den Märtyrern vom Haymarket in Chikago gehört, die in den achtziger Jahren im Kampf um den Achtsturentag gehängt wurden, von Eugene V. Debs, der eingekerkert wurde, weil er beim Eisenbahnerstreik in den neunziger Jahren eine Zwangsverfügung übertrat, und vom Fall der Hutarbeiter von Danbury im Jahre 1902, als der Gewerkschaft unter dem Sherman-Antitrustgesetz eine Geldstrafe von 234.000 Dollar auferlegt wurde und die Gewerkschaftsmitglieder ihre Häuser verkaufen mußten, um sie zu zahlen. Wir haßten die Reichen, ihre Truste, die Gewalttaten, die sie verübten, und die Unterdrückung, die sich in ihnen verkörperte.

In unserer Familie hörten die Kinder bei allen Gesprächen zu. Wir wußten, daß Papa einen Sozialisten kennengelernt hatte, einen Zeichner, der mit ihm arbeitete und der im Staat Massachusetts von den Sozialisten als Kandidat für den Stadtrat aufgestellt worden war. Papa hatte ein Scherzgedicht geschrieben, in dem er ausmalte, wie „wir alle Suppe und genug Freibier bekommen, wenn Fronck erst Stadtrat ist!“ Wir hörten heiße Diskussionen über so mancher Kanne Bier (damals eine Ausgabe von zehn Cent), bei denen es um Politik, Arbeiterfragen, Religion und Sport ging. Auch Boxkämpfe waren ein tägliches Gesprächsthema meiner Vettern und meines Vaters. John L. Sullivan, Sharkey,

* Die „Molly Maguires“ waren, wie die bürgerliche Presse behauptete, eine Geheimorganisation irischer Bergarbeiter, die angeblich in den sechziger und siebziger Jahren in Pennsylvanien Terrorakte verübte. Diese Behauptung wurde aufgestellt, um die Gewaltmaßnahmen der Regierung gegen die Führer der Arbeiterorganisationen in der Kohlenindustrie zu rechtfertigen. *Die Red.*

Fitzsimmons und Corbett waren die Favoriten. Denken war für uns Speise und Trank – manchmal sogar Ersatz dafür. Es ist also nicht verwunderlich, daß ein solcher Haushalt fruchtbarer Boden für den Sozialismus war, als endlich der Samen hineingetragen wurde.

Das geschah, als es soweit war, auf eine ganz einfache Art. In unserem Viertel wurden Handzettel von Tür zu Tür verteilt. Sie kündigten ein sozialistisches Forum an, das regelmäßig sonntagabends nicht weit von uns entfernt, im alten Gebäude [44:] des Metropolis-Theaters Ecke 142. Straße und 3. Avenue stattfand. Mein Vater und ich nahmen fast immer daran teil. Wenn er nicht zu Hause war, ging ich mit meiner Mutter. Diese Veranstaltungen wurden von den Sozialisten unseres Viertels organisiert, in ihrer Mehrheit Deutsche, um die englisch sprechende Bevölkerung zu interessieren. Hier traten die besten sozialistischen Redner der Vereinigten Staaten auf, die sie gewinnen konnten. Ich erinnere mich an Elsa Barker, eine bekannte Dichterin, die starb, als ich dieses Buch schrieb, an Leonard Abbott und Ben Hanford, an John Chase, den ehemaligen sozialistischen Bürgermeister von Haverhill (Massachusetts), an Algernon Lee und andere. Wir brachten die sozialistische Wochenzeitung jener Tage, „The Worker“, nach Hause und so viel Broschüren, wie wir bezahlen konnten, und verschlangen alles gierig. Erstaunt erfuhren wir, wie viele Sozialisten im Land in öffentliche Ämter gewählt worden waren und wie stark die Bewegung international war. Unser Horizont weitete sich und umfaßte nicht mehr nur das südliche Bronx und den Kampf für die Freiheit Irlands. Der Sozialismus war eine große Entdeckung, eine Hoffnung, ein Ziel und eine Flamme in mir, die ein Funken aus dem Kohlenrevier entzündet hatte.

Bücher nähren die Flamme

Als ich gerade fünfzehn geworden war und einen Ausweg aus der Armut suchte, schlug mir meine Mutter vor, „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000“ von Edward Bellamy, einem Journalisten aus Massachusetts, zu lesen. Die Handlung spielt im Jahre 2000 in einem sozialistischen Amerika. Der Held des Buches, ein Mann, der an Schlaflosigkeit litt, hatte 1887 ein Schlafmittel genommen und war dann in einem schalldichten [45:] unterirdischen Zimmer seines Hauses in Boston eingeschlafen. Das Haus brannte nieder, sein einziger Diener kam in den Flammen um, und man nahm an, der junge Mann sei auch tot. Er lag hundertdreizehn Jahre in einem ohnmachtähnlichen Schlaf und erwachte in einer neuen Welt, als seine Ruhestätte von Bauarbeitern ausgegraben wurde. Das Buch schildert eine ideale Gesellschaft, in der es keine Banken, Grundbesitzer und Kapitalisten mehr gibt. Es ist eine phantasiereiche Beschreibung eines sozialistischen Amerikas, in dem alle Bodenschätze und Industrien Gemeineigentum und die Maschinen, das technische Wissen und die Fähigkeiten der Menschen voll ausgenutzt sind. Mir erschien das alles praktisch und durchführbar. So sehe ich es auch heute noch in seinen Grundprinzipien, obwohl uns kein halbes Jahrhundert mehr vom Jahr 2000 trennt und uns der Sozialismus zumindest viel näher gekommen ist, ja, eigentlich schon an der „nächsten Straßenecke“ winken sollte.

Das Buch Bellamys schildert eine amerikanische Gesellschaft, die sich auf das Prinzip „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ stützt. So manches erschien damals phantastisch, zum Beispiel die Vorstellung, man brauche nur auf einen Knopf an der Wand zu drücken, um sich im eigenen Wohnzimmer Opern und Schauspiele anzuhören, aber heute können sogar Kinder mit Fernsehapparaten umgehen. Dieser sozialistische Roman des neunzehnten Jahrhunderts wurde von Millionen Menschen in der ganzen Welt gelesen und diskutiert. Er wurde ins Deutsche, Französische, Russische, Italienische, Arabische und Bulgarische übersetzt. Überall im Lande wurden Bellamy-Klubs gegründet. Meine Mutter hatte in Concord einem dieser Klubs angehört. Es war das erste Buch, das die Idee des Sozialismus in unserem Land popularisierte, und eine beißende Kritik am Kapitalismus, die vielen Amerikanern einleuchtete und mit der sie in jenen Tagen des aufsteigenden Monopolismus einverstanden waren.

[46:] Natürlich erregte dieses Buch lebhaftere Diskussionen. Eine meiner anarchistischen Freundinnen bezeichnete es als „eine zu mechanische Welt“. Als Gegengewicht gab sie mir eine andere utopische Geschichte, „Kunde von Nirgendwo“, von William Morris, einem bekannten englischen Sozialisten, Künstler und Dichter. Sie erschien in Fortsetzungen in einer Zeitung. 1891 war sie in Buchform

herausgebracht worden, als eine Antwort an Bellamy. Morris beschreibt eine andere sozialistische Welt nach dem Jahre 2000, in der die Städte dezentralisiert sind und das Handwerk vorherrscht. Das Buch von Morris ist ein wahres Gedicht in Prosa, hervorragend geschrieben, aber es gefiel mir nicht. Ich war mir klar, daß die Rückkehr zur handwerklichen Produktion kein Fortschritt wäre und daß die Maschinen ein sehr guter Helfer der Menschheit sein konnten, wenn sie zum Nutzen aller und nicht mehr für den Profit einiger weniger benutzt wurden. Von den beiden Darstellungen entspricht die Bellamys besser unserem wissenschaftlichen Zeitalter. Man ist erstaunt, wenn man es über sechzig Jahre nach seinem Erscheinen wieder liest, wieviel von dem, was er prophezeite, heute schon Wirklichkeit geworden ist, besonders in den Ländern des Sozialismus, wo eine hochentwickelte Technik dem Wohle aller Menschen dient.

Der große Wert des Buches von Bellamy liegt darin, daß es eines der frühen amerikanischen sozialistischen Werke ist. Ich las es achtzehn Jahre nach seinem Erscheinen. Es machte auf mich und auf viele andere einen tiefen Eindruck, weil es eine überzeugende Darlegung ist, wie friedlich, wohlhabend und glücklich Amerika unter einem sozialistischen Gesellschaftssystem sein könnte.

Eine Broschüre, die ich zur gleichen Zeit las, war „Aufruf an die Jungen“ von Peter. Kropotkin, einem russischen Adligen, der später Anarchist wurde. Er schrieb sie 1885, als er in einem französischen Gefängnis saß. 1901 besuchte er die Vereinigten [47:] Staaten und sprach hier auf großen Versammlungen für den revolutionären Kampf in Rußland. Seine Bücher „Der Wohlstand für alle“ und „Gegenseitige Hilfe“ erweckten großes Interesse. Er appellierte an junge Ärzte, Juristen, Lehrer, Wissenschaftler und Künstler, „das ganze Feuer ihrer Jugend und Energie, die ganze Kraft ihrer Intelligenz und ihres Talents zu nutzen, um den Menschen bei dem großen Werk zu helfen, das sie sich vorgenommen haben – dem *Sozialismus*“. Sein Appell an die Jugend der Armen berührte mich persönlich so, als hätte er in unserer schäbigen, armseligen Wohnung in Bronx zu uns gesprochen: „Muß es sein, daß ihr dreißig oder vierzig Jahre lang das gleiche mühselige Dasein fristet wie eure Väter und Mütter? Muß es sein, daß ihr euch euer Leben lang plagt, um anderen die Freuden des Wohlstands, des Wissens und der Kunst zu schaffen, und für euch selbst nur die ewige Angst zurückbehaltet, ob es für euch zu einem Stück Brot langen wird?“ Ein anderes Buch, das eine unmittelbare Veränderung in meinem Leben hervorrief, war „Der Sumpf“ von Upton Sinclair. Nachdem ich es gelesen hatte, wurde ich sogleich Vegetarierin! Er schrieb dieses Buch 1906, um die entsetzlichen Arbeits- und Lebensbedingungen der Schlachthofarbeiter anzuprangern. Den Ausweg aus dieser Lage sah er im Sozialismus. Was die Leser ergriff, war aber viel mehr die grauenerregende Beschreibung des Schmutzes, des verseuchten Schlachtviehs, des zusammengefügten Unrats und verfaulten Fleisches, das zu Würsten und Fleischkonserven verarbeitet wurde. Der Verkauf von Fleischwaren ging in einem für die Industriellen katastrophalen Ausmaß zurück, und die Forderung nach einer Untersuchung und gerichtlichen Maßnahmen ertönte immer gebieterischer. Erst einige Jahre zuvor war es zu einem Skandal gekommen, als während des Spanisch-Amerikanischen Krieges vergiftete Fleischkonserven an die USA-Armee geliefert worden waren und viele Todesfälle verursacht hatten. Ella Reeve Bloor, [48:] damals noch eine junge Frau, wurde von Upton Sinclair nach Chicago entsandt, um Tatsachenmaterial zu sammeln, das seine Beschuldigungen erhärten sollte. Nachdem das Gesetz für unverfälschte Lebensmittel und pharmazeutische Artikel als unmittelbares Ergebnis des Buches von Sinclair erlassen worden war, ging sie wieder in die Schlachtbetriebe, um zu überprüfen, ob das Gesetz eingehalten würde, und stellte fest, daß der fleischverarbeitende Trust es überhaupt nicht beachtete. Damals, im Jahre 1906, härte ich ihren Namen zum ersten Mal.

Mein erster Freund

Nach meiner Schulentlassung setzten wir unsere Debatten außerhalb der Schule fort und gründeten die Literarische Gesellschaft Hamilton. Wir trafen uns im Jahre 1905 einmal in der Woche in der Wohnung eines Dr. Cantor in der 143. Straße und wurden von Joseph Weinstein, einem Hochschulstudenten und späteren Lehrer, angeleitet. Es kamen viele Neue aus anderen Schulen, meist Juden. Hier lernte ich zum ersten Mal die Juden näher kennen, und ich mochte sie gern leiden. Sie verstanden es, sich für eine Idee einzusetzen, sie waren fortschrittlich, und ihre Wißbegier und ihr intellektueller Scharfsinn wirkten sehr anregend. Unsere Diskussionen umfaßten jedes nur mögliche soziale Problem. Ich

begann zu erkennen, daß die Iren nicht die einzige nationale Gruppe waren, die wegen ihrer Religion, Sprache und Kultur verfolgt wurde.

Meine Gedanken wurden in dieser Zeit stark von einem jungen Hochschulstudenten beeinflußt, den ich in diesem Klub kennenlernte. Er hieß Fred Robinson und war der Sohn von Dr. William J. Robinson, der eine fortschrittliche Zeitschrift über medizinische Fragen, „The Critic and Guide“, herausgab. [49:] Dr. Robinson gehörte zu der kleinen Gruppe von Ärzten, die als erste für Geburtenkontrolle eintraten, lange bevor Mrs. Margaret Sanger ihr Hauptfürsprecher wurde. Fred pflegte mich nach unseren Versammlungen nach Hause zu begleiten. Er war mein erster Freund, obwohl er niemals so weit ging, auch nur meine Hand zu halten. Er sprach über Walt Whitman, Jack London, Emma Goldman und über andere, von denen ich niemals etwas gehört hatte. Er schrieb mir Briefe voller Ideen von „großer sozialer Bedeutung“ und legte Ausschnitte und Gedichte hinein. Fred war eher Anarchist als Sozialist, so scheint es mir wenigstens, obwohl es in jenen Tagen mit diesen beiden Begriffen etwas durcheinander ging. Albert Parsons zum Beispiel, der Führer und Märtyrer in der Bewegung der achtziger Jahre um den Achtstundentag, nannte sich Sozialist und Anarchist und trat gleichzeitig als Kandidat der Gewerkschaft und der Sozialistischen Arbeiterpartei auf.

Fred Robinson wollte mich mit Emma Goldman bekannt machen. Sie war nach der Ermordung Präsident McKinleys durch einen polnischen Anarchisten heftig verfolgt worden und lebte damals sehr zurückgezogen unter dem Namen E. G. Smith als Inhaberin eines Frisiersalons. Aber man erinnerte sich ihrer als einer feurigen Agitatorin, die auf der Blackwell-Insel eingekerkert gewesen war, und man kannte sie auch als die Gefährtin Alexander Berkman, der wegen eines Mordversuches an dem Unternehmer Frick während des Streiks von Homestead noch in Pennsylvanien im Gefängnis saß. Was für eine Frau ich vorzufinden erwartete, ist schwer zu sagen – aber zweifellos eine Amazone. Später dachte ich oft an meine eigene Überraschung bei dieser Zusammenkunft, wenn Menschen, die mich zum erstenmal sahen, ausriefen: „Oh! Wir hatten eine ganz andere Frau erwartet – groß und rothaarig!“

Die Frau, zu der Fred mich brachte, war klein, recht rundlich, mit milden blauen Augen und wundervollem blondem [50:] Haar, sehr einfach gekleidet und mit einem komischen flachen Hütchen, an dem auf der einen Seite eine Blume steckte. Sie begrüßte mich freundlich, aber in der abwesenden Art eines öffentlichen Redners, der schon zahllose Menschen kennengelernt hat. Später hörte ich sie für die Liberale Allianz von Harlem sprechen und war überrascht von der Stärke, der Überzeugungskraft und dem Feuer dieser sanftmütigen, mütterlich aussehenden Frau. Ihre Ansichten über Fragen wie Geburtenkontrolle, Gefängnisreform, Ehe und Liebe und über die soziale Bedeutung des modernen Theaters würden heute recht gemäßigt erscheinen. Zu jener Zeit betrachtete man sie als gefährlich radikal. In vielen Städten wurden ihre Versammlungen auseinandergetrieben und sie selbst festgenommen, besonders nach der Verhaftung Alexander Berkman in Pittsburgh und dann wieder nach der Ermordung Präsident McKinleys. Sie sprach von Berkman, der bald aus dem Gefängnis entlassen werden sollte, und sagte dramatisch: „Wir werden seine Arbeit dort wiederaufnehmen, wo er sie verlassen hat!“ Ich dachte bei mir, daß dies für den alten Frick nichts Gutes bedeuten könne.

Solange Emma Goldman zu den Armen sprach, in kleinen Sälen, in denen der Fußboden mit Sägemehl bestreut war, schwang in ihren Reden eine lebhaft agitatorische Note mit. Später, als ein unmöglicher Hanswurst, Dr. Ben Reitman, ihr Manager wurde, verwandelte sie sich in eine Vortragsrednerin, in ein Idol der liberalen Mittelschichten, und ihr Publikum wurde immer größer. Ihr Manager pflegte über die „Zahl der Automobile“ zu prahlen, die bei ihren Vorträgen vor der Tür standen, zu einer Zeit, als Automobile noch selten und teuer waren. Aber sie büßte ihre Überzeugungskraft als Agitatorin ein und wurde bei solchen Anlässen recht nüchtern.

Alexander Berkman hatte während des Stahlstreiks von 1892 in Homestead in seiner Wut über die brutale Ermordung von [51:] Streikenden einen Anschlag auf das Leben Henry Fricks, des Direktors der Carnegie Steel Company, verübt. Berkman, damals noch ein junger Mensch, war erst fünf Jahre zuvor aus Rußland gekommen. Er stand unter dem Einfluß der Nihilisten, die den Ausweg darin sahen, alle Tyrannen vom Zaren abwärts zu ermorden. In seinem Buch „Gefängnismemoiren eines Anarchisten“ schildert er, wie er im Zuchthaus einen streikenden Stahlarbeiter traf, der glaubte, Berkman habe

„geschäftliche Schwierigkeiten“ mit Frick gehabt, weil er mit der Karte einer Stellenvermittlungsgesellschaft bei ihm Eingang gefunden hatte. Auf dieser Grundlage sympathisierte er mit ihm. Als Berkman aber nun eifrig versuchte, ihm begreiflich zu machen, daß er diese Tat aus Sympathie mit den Streikenden begangen habe, daß es ein Protestakt für sie gewesen sei, wies der Arbeiter diesen Gedanken entrüstet zurück und sagte, so etwas könne den Arbeitern nur schaden. „Die Stahlarbeiter verteidigen ihr Heim und ihre Familien gegen Angreifer! Aber mit Anarchisten wollen sie nichts zu tun haben“, erklärte er. „Die Sache ging Sie nichts an, Sie waren keiner der Männer von Homestead!“ Das war eine bittere Pille für den jungen Idealisten, der bereit gewesen war, sein Leben für „das Volk“ herzugeben, und der nun zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt war.

Nach vierzehnjähriger Haft wurde Alexander Berkman begnadigt und aus dem Zuchthaus von West-Pennsylvanien entlassen.

Im besuchte eine Begrüßungsveranstaltung für ihn, und man kann sich meine jugendliche Freude darüber vorstellen, daß Emma Goldman mich wiedererkannte und bei der Hand nahm, um mich Berkman vorzustellen. Auch er war ganz anders, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Er war ein freundlicher, zuvorkommender Mann, durch die lange Gefängnishaft gealtert. Trotzdem ging eine starke geistige Kraft von ihm aus, und er hatte auch ein freundliches Wort für eine junge und unbekannte [52:] Suchende in der radikalen Welt. Später einmal, als ich von einer Protestkundgebung mit Moyer und Haywood auf dem Union Square kam, lud er mich zum Essen in einem berühmten deutschen Restaurant, Luchow, in der 14. Straße ein, um die Zeit auszufüllen, bis ich am Abend in die Cooper Union mußte, um dort auf einer Versammlung zu sprechen. Der anarchistische Philosoph Hippolyte Havel kam mit, wie gewöhnlich leicht angetrunken. Er mußte mir unbedingt die Hand küssen und mir sagen, wie schön ich sei, aber da ich gehört hatte, er sage das in angetrunkenem Zustand allen Frauen, war ich durchaus nicht beeindruckt, sondern eher verlegen. Havel war sogar einmal verhaftet worden, weil er auf der Straße eine Dame belästigt hatte, um ihr zu sagen, wie schön sie sei! Berkman bemerkte meine Verlegenheit und stieß Havel immer wieder unter dem Tisch mit dem Fuß an und ermahnte ihn, er solle sich benehmen. Aber Hippolyte schüttelte nur seine wilde Mähne und sagte: „Zum Teufel, was willst du denn bloß von mir, Sascha? Ich tue doch nichts!“ Berkman sorgte dafür, daß ich ein hervorragendes Essen bekam, und brachte mich dann sicher zu meiner Versammlung, wo die Sozialisten in heller Aufregung meine Mutter umringten und ihr nahelegten, sie solle ja nicht erlauben, daß ich mich wieder zusammen mit diesem gefährlichen Anarchisten sehen ließe.

Meine Eltern hatten nichts gegen den Debattierklub oder gegen meine Freundschaft mit Fred Robinson. Aber meine enge Verbindung mit den Anarchisten und die vielen anarchistischen Broschüren, die ich las, beunruhigten sie. Sie waren ganz entschieden gegen die Theorien Emma Goldmans über freie Liebe, die sie in ihren Vorträgen darzulegen pflegte und die auf die Jugend eine starke Anziehungskraft ausübten. Wahrscheinlich sprachen meine Eltern darüber mit sozialistischen Freunden auf den Versammlungen, an denen wir teilnahmen. Einer von ihnen, der sich besonders für meine Fragen auf dem Forum [53:] interessiert hatte, regte mich dazu an, die Veröffentlichungen der Chicagoer Charles H. Kerr Company zu lesen, und gab mir als erstes das „Manifest der Kommunistischen Partei“. Ich hatte noch nie etwas von Marx oder Engels gelesen, denn ihre Werke hatten in englischer Sprache keine weite Verbreitung gefunden. Das Buch gehörte zu einer „Standardserie sozialistischer Schriften“, mit der die Gesellschaft 1900 begonnen hatte. Das „Manifest“ las ich 1906 zum ersten Mal. 1952 benutzte es die Staatsanwaltschaft als „Belastungsmaterial“ gegen mich und meine Mitangeklagten, um uns im Prozeß am Foley Square unter dem Smith-Gesetz einer verbrecherischen Verschwörung zu überführen. In jener weit zurückliegenden Zeit, vor einem halben Jahrhundert, las ich auch „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“ und den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ von Friedrich Engels sowie die Broschüren „Lohn, Preis und Profit“ und „Lohnarbeit und Kapital“ von Karl Marx. Die Kerr-Gesellschaft hatte 1909 auch den ersten und zweiten Band von „Das Kapital“ herausgegeben. All diese Bücher und Broschüren sind heute nicht nur als „auführerisch“ gebrandmarkt, sondern werden auch von Achtgroschenjungen unter Berufung auf das Smith-Gesetz als Belastungsmaterial von Prozeß zu Prozeß getragen, um zu beweisen, daß wir „ausländische Agenten“ seien und den gewaltsamen Sturz der Regierung propagieren. 1906 galten diese

Schriften bei allen fortschrittlich gesinnten Amerikanern als zur Allgemeinbildung gehörig, wie Wendell Willkie vor dem Obersten Gericht der Vereinigten Staaten feststellte.

Als ich begann, wissenschaftliche sozialistische Literatur zu sammeln, griff auch mein Vater danach und las alle Schriften von Marx und Engels, die er bekommen konnte. Da sein Denken durch das Studium der Mathematik geschult war, meisterte er sie ohne Schwierigkeiten. Er las der Familie daraus vor. Er sprach und stritt darüber mit jedem, der ihm zuhören wollte – [54:] in der Kneipe, im Park und bei der Arbeit. Der wissenschaftliche Sozialismus war wie Balsam für den Intellekt meines Vaters. Er entlarvt das kapitalistische System in seiner ganzen abscheulichen und nackten Gier, in seiner Gleichgültigkeit dem menschlichen Wohlergehen gegenüber. Er zeigt, wie das kapitalistische System einige wenige bereichert, die Massen aber verelenden. Er erklärt, wodurch Depressionen, „schlechte Zeiten“ und Wirtschaftskrisen hervorgerufen werden.

Der wissenschaftliche Sozialismus beweist in aller Klarheit, daß es nicht die Schuld des Armen ist, wenn er keine Arbeit hat. Es zeugt keineswegs von Unfähigkeit, Faulheit oder Ungeschicklichkeit des Arbeiters, so sagte Papa, „wenn irgendein verdammter Kapitalist aus dem Kauf seiner Arbeitskraft keinen Profit herauschlagen kann!“ Und man sei durchaus kein „Versager“, weil man nicht auf dem Rücken seiner Mitmenschen zum Reichtum aufsteige. Ich glaube aber, meine stets von Sorgen geplagte Mutter war oft der Meinung, Papa ritte zu sehr auf Karl Marx herum und benutze ihn als eine Ausrede, um sich nicht nach Arbeit umzusehen.

Meine erste Rede, 1906

1906 stellte das Sozialistische Forum in Bronx, das unsere Familie regelmäßig besucht hatte, seine Arbeit ein. Wir gingen nun in den Sozialistischen Klub von Harlem in der 125. Straße (West) Nummer 250. Bei gutem Wetter wurden an der Ecke der 7. Avenue und der 125. Straße Versammlungen im Freien abgehalten, auf denen auch Frauen für das Frauenwahlrecht sprachen, oder der Klub veranstaltete sozialistische Versammlungen. Im Winter wurden die sozialistischen Versammlungen in den Räumen des Klubs im zweiten Stock abgehalten. Wir pflegten von Süd-Bronx zu Fuß zu gehen – [55:] Fahrgeld für die ganze Familie konnten wir uns nicht leisten. Während meines zweiten Studienjahres an der Morris-Oberschule nahmen die Ereignisse eine plötzliche Wendung. Ich hatte im Winter der Schule ein paar Monate fernbleiben müssen, weil ich mir durch einen Abszeß an einem Zahn eine Kieferentzündung zugezogen hatte. In dieser Zeit hatte ich zwei weitere Bücher studiert, die dazu beitrugen, mich in die sozialistische Arbeit hineinzuschleudern. Eines war „Die Verteidigung der Rechte der Frau“ von Mary Wollstonecraft, das andere „Die Frau und der Sozialismus“ von August Bebel. (46 Jahre später, 1951, gehörte dieses Buch zum Belastungsmaterial der Regierung in dem unter Vorsitz des Bundesrichters Dimock geführten Smith-Gesetz-Prozeß. Es wird heute in den Vereinigten Staaten nicht mehr aufgelegt und ist praktisch ein Sammlerartikel geworden.)

Jemand aus dem Sozialistischen Klub von Harlem, der von meiner Tätigkeit im Debattierklub gehört hatte und wußte, daß ich sozialistische Bücher las und mich brennend für den Sozialismus interessierte, forderte mich auf, im Klub darüber zu sprechen. Mein Vater war nicht sehr erbaut davon. Er war der Meinung, man hätte ihn auffordern sollen, den Marxismus darzulegen, denn er hielt sich für eine Autorität auf diesem Gebiet. Ich fürchte, meinen Vater würde man in der heutigen Zeit einen Anhänger der „Vorherrschaft des Mannes“ nennen. Einmal war ich in einer Versammlung aufgestanden und hatte dem Redner eine Frage gestellt. Das hatte meinem Vater ganz und gar nicht gepaßt. Ob ich ihn denn nicht auf dem Heimweg danach hätte fragen können? Aber meine Mutter redete mir zu, und ich nahm die Aufforderung an. Ich versuchte, ein Thema auszuwählen, bei dem mir mein Vater nicht zu sehr in die Quere käme, etwas, was er nicht allzu wichtig nahm. Ich entschied mich für das Thema: „Was wird der Sozialismus den Frauen bringen?“

[56:] Mittwoch, der 31. Januar 1906, ist ein Tag, der mir immer im Gedächtnis bleiben wird, der Tag meiner ersten öffentlichen Rede. Ich sprach in einem kleinen Raum, der kaum mehr als fünfundsiebzig Menschen faßte, aber ebenso wie bei der „Mayflower“ erblühten Legenden um ihn. Die kleine „Mayflower“ hätte mindestens so groß wie die riesenhafte „Queen Mary“ sein müssen, um die Vorfahren all derer zu fassen, die heute behaupten, von ihren Passagieren abzustammen. Und mein

kleiner Versammlungsraum hätte mindestens Carnegie Hall sein müssen, um für all die Platz zu bieten, die mir später erzählten: „Ich habe Ihre erste Rede gehört!“ Ich erinnere mich nur einiger Anwesender. Zu den Zuhörern gehörten Edward F. Cassidy und seine Frau Alice. Er war lange Jahre Funktionär des Buchdruckerverbandes und war auch sozialistischer Kandidat für den Posten des Bürgermeisters gewesen. Ein anderer war ein pedantischer alter Mann, E. S. Egerton, der sich am Tage um eine der Anlegestellen der Fall River Day Line kümmerte und abends bei diesen Vorträgen nach dem Rechten sah. Da waren auch zwei junge Sozialisten, ein Chinese, der später nach China zurückkehrte, und Frank Crosswaithe, ein Neger, der erste, den ich kennenlernte. Dann war da ein magerer älterer Mann namens Frost, der Schauspiele über das Leben der Arbeiter schrieb, in denen wir alle vorkamen. Weiter war da ein junger Gewerkschafter, Al Abrams, der zur zentralen Leitung der AFL gehörte, und eine Sängerin mit einer sehr schönen Stimme, Mrs. Van Name, die unsere Versammlungen kulturell umrahmte. Außerdem Fred Harwood, der später als Kommunist sehr bekannt wurde, und Tom Lewis, der spätere erste Bezirksorganisator der Kommunistischen Partei in Kalifornien. Er gehörte zu den ersten sozialistischen Agitatoren, die an den Straßenecken auf eine Seifenkiste stiegen und sprachen, war „bei den Häuern in der Kohlengrube erzogen“, wie er sagte, „aber bringt mir nur eure Hochschulprofessoren, die über den Sozialismus dis-[57:]kutieren wollen!“ Das war keine leere Drohung. Er war ein vernichtender Gegner mit einem überströmenden Reichtum an Tatsachen und treffenden, schlichten Beispielen. Tagsüber verdiente er sich seinen Lebensunterhalt durch den Verkauf von Mitteln zur Ungeziefervertilgung und „abends arbeitete er umsonst, um das Ungeziefer des Kapitalismus zu vertilgen“, wie er zu sagen pflegte. Er war ein fähiger und findiger Organisator.

Ich war ein schlankes, ernstes Mädchen, noch nicht einmal sechzehn Jahre alt. Mein schwarzes Haar, das mir bis zur Taille reichte, trug ich offen, nur mit einer Schleife zusammengehalten. Ich trug einen langen, weiten Rock, der mir bis zu den Knöcheln reichte, so wie sich das 1906 gehörte, eine weiße Hemdbluse und eine rote Krawatte. Ich hatte mich redlich mit meiner Rede abgemüht und hartnäckig alle Versuche Egertons, meines Vaters und anderer zurückgewiesen, die mit guten Ratschlägen kamen oder mir sogar meine Rede schreiben wollten. Ich fühlte aber, daß es, ob gut oder schlecht, meine eigene Rede sein mußte. Zuerst zitterte ich innerlich, als ich mich zum ersten Male einem erwachsenen Publikum gegenüber sah. Aber sie waren verständnisvoll, und bald sprach ich ganz ruhig. Als ich geendet hatte, forderte ich die Zuhörer auf, Fragen zu stellen, so wie ich es von den anderen Rednern gewohnt war. Es kamen keine Fragen. Die Zuhörer fühlten wohl, daß ich nervös war. Sie lachten aus vollem Hals, als ich gekränkt sagte: „Wenn ich auch noch jung bin und ein Mädchen, ist das doch kein Grund, mir keine Fragen zu stellen!“

Meine Rede stützte sich auf meine noch geringen persönlichen Erfahrungen, die ich aber sehr stark empfand, und auf meine recht umfangreiche Lektüre: Ich sprach im Sinne des Buches von Mary Wollstonecraft, das 1792 die Rechte der Frauen propagiert hatte, wirtschaftliche, politische und soziale Rechte und das Recht auf Bildung. Das Buch war in der Periode entstanden, [58:] als die Diskussion über die „Menschenrechte“ die Gemüter in Amerika und Europa erregte. Im wesentlichen stützte sich meine Rede aber auf „Die Frau und der Sozialismus“, das modernere Buch von Bebel, dem deutschen sozialistischen Arbeiterführer, der fast fünfzig Jahre Mitglied des Reichstages gewesen ist. Bebel wurde mit Wilhelm Liebknecht 1872 wegen „Hochverrat“ von der Bismarck-Regierung vor Gericht gestellt und zu zwei Jahren Haft in der Festung Hubertusburg verurteilt. Dort arbeitete er an diesem Buch, seinem berühmtesten.

Es wurde etwa 1902 ins Englische übersetzt von Daniel De Leon, Chefredakteur des „Daily People“, des Organs der Sozialistischen Arbeiterpartei. Es war mir sehr interessant, von Steve Nelson nach seiner Rückkehr aus Spanien Ende der dreißiger Jahre zu hören, daß „Die Frau und der Sozialismus“ das erste sozialistische Buch sei, das er gelesen habe. Lenin beschrieb es als ein starkes, aggressives Buch gegen die bürgerliche Gesellschaft. So stark ist die Sympathie des Verfassers für die Frauen, seine Empörung über die Würdelosigkeit und Rechtlosigkeit, die sie erduldeten, und so fest sein Glaube an ihre menschlichen Fähigkeiten, daß man durchaus glauben könnte, eine Frau hätte dieses Buch geschrieben.

Mein erstes Auftreten als Rednerin rief außer ein paar Zeilen in der sozialistischen Wochenzeitung „The Worker“ keine weiteren Kommentare hervor. In der Zeitung hieß es: „Obwohl die Genossen sie als sehr aufgeweckt kannten, waren sie angesichts ihrer Jugend durchaus bereit, ihren Vortrag nachsichtig zu beurteilen. Aber sie stellten fest, daß keine Veranlassung zur Nachsicht bestand, daß sie ihr Thema erstaunlich gut erfaßt hatte und es mit Geschick anpackte.“ Mit diesem Segen begann ich meine Karriere als öffentliche Rednerin.

[59:]

„Die Stellung der Frau“ – vor fünfzig Jahren

In dieser ersten Rede von 1906 sprach ich über die Lage der Frauen, die damals als minderwertig betrachtet und dementsprechend auf allen Gebieten des Lebens behandelt wurden. „Die Stellung der Frau“ war ein Thema, über das vor fünfzig Jahren ausgiebig diskutiert wurde. Die Frauen hatten kein Wahlrecht und besaßen kein Entscheidungsrecht über ihre Kinder, ihr Heim und ihr Eigentum. Viele Schulen, führende Hochschulen und Berufe waren ihnen praktisch verschlossen. Nur wenige konnten all die Hindernisse überwinden, und auch dann wurde ihnen die Arbeit in ihrem gewählten Tätigkeitsgebiet verweigert. „Mädchen, die Karriere machen wollten“, wurden abgeschreckt. Die Frauen in der Industrie arbeiteten dort, wo sie zugelassen waren, bis zur Erschöpfung und wurden in schändlicher Weise unterbezahlt – sie erhielten für die gleiche Arbeit stets weniger Lohn als die Männer. Man verweigerte ihnen jede Möglichkeit, qualifiziertere Berufe zu erlernen, und von den Arbeiterorganisationen erhielten sie nur geringen Schutz.

Die gewerkschaftliche Organisation der Frauen, selbst in der Konfektion, wo sie die Mehrheit bildeten, hatte kaum begonnen. Gleiche Möglichkeiten, gleicher Lohn und das Recht, sich zu organisieren, das waren damals die gebieterischen Forderungen der werktätigen Frauen, und leider stehen diese Forderungen auch heute noch auf der Tagesordnung. Viele Arbeiterführer, wie zum Beispiel Samuel Gompers, Vorsitzender der AFL, hielten die werktätigen Frauen nicht für organisationsfähig oder zuverlässig genug. „Sie arbeiten nur für Taschengeld“, war die übliche Klage. Die Frau selbst betrachtete eine Arbeit außer Haus als ein notwendiges Übel – einen Übergang vom väterlichen Haus zum Hause des Gatten. Väter und Ehemänner ließen sich den Lohn der Frauen aushändigen, manch-[60:]mal sogar von der Kasse des Betriebs. Die Frauen hatten keinen gesetzlichen Anspruch auf ihren eigenen Verdienst. Es gab keine Rücksichtnahme auf die besonderen Bedürfnisse und Probleme der arbeitenden Mütter, obwohl diese zahlreich und dringend waren. Sogar durch ihre Kleidung wurden die Frauen gehemmt: lange Röcke, die bis auf die Erde hinabgingen, weite unförmige Ärmel, riesenhafte Hüte. Wenn der Rock den oberen Rand der Schuhe nicht bedeckte, war man noch ein „kleines Mädchen“.

Der Kampf der Frauen um das Wahlrecht erfaßte das ganze Land und wurde immer heftiger. Begonnen hatte er mit dem ersten Kongreß für Gleichberechtigung in Seneca Falls (New York), der 1848 unter der Führung von Elizabeth Cady Stanton und Susan B. Anthony stattfand. Frederick Douglass, der große Negerführer, sprach auf diesem Kongreß. Die Suffragetten waren verspottet und vom aufgehetzten Mob überfallen worden, man hatte ihnen Versammlungsräume verweigert und sie verhaftet, weil sie wählen wollten; von ihren Familien wurden sie verstoßen. Etwa 1904 taten sich Gruppen werktätiger Frauen zusammen, besonders Sozialistinnen, um das Stimmrecht zu fordern, nicht in Fragen des Eigentums oder der Steuern, sondern in Arbeiterfragen. Wenige Jahre später wurde im Osten New Yorks auf Initiative dieser Frauen zum erstenmal ein Frauentag für Gleichberechtigung abgehalten, und 1910 auf der Internationalen Frauenkonferenz in Kopenhagen wurde diese Idee aufgegriffen und der 8. März zum Internationalen Frauentag bestimmt. Heute wird er überall gefeiert, nur in den Vereinigten Staaten wird er als ein „ausländischer Feiertag“ verunglimpft.

Die Bewegung um das Wahlrecht der Frauen wurde immer kämpferischer, und es traten Gestalten wie Maude Malone auf. Sie organisierte 1905 die Liga für Gleichberechtigung in Harlem. Sie unterbrach Theodore Roosevelt auf einer Kundgebung [61:] vor dreitausend Menschen durch einen Zwischenruf, wie er zur Frage des Wahlrechts für die Frauen stehe. Während wir auf dem Broadway unsere Straßenversammlungen abhielten, ging sie mit zwei übergehängten Plakaten mit der Forderung: „Frauenwahlrecht“ die Straße auf und ab und verlor dadurch ihre Arbeit als Bibliothekarin. Als sie einmal in

der 125. Straße sprach, fragte sie ein Störenfried: „Wie würde es Ihnen gefallen, ein Mann zu sein?“ Sie antwortete: „Nicht sehr. Und wie würde es Ihnen gefallen?“ (Maude Malone starb 1951 als Achtundsiebzigjährige. Sie arbeitete viereinhalb Jahre als Bibliothekarin beim „Daily Worker“.)

Frauenrechtlerinnen, die an den Straßenecken sprachen, wurden unweigerlich aufgefordert: „Geh nach Hause und wasch dein Geschirr“, oder man fragte sie, ob sie nun jung oder alt waren: „Wer kümmert sich um deine Kinder?“ Andere sagten: „Stellt euch eine schwangere Frau als Kandidatin für ein öffentliches Amt vor“, oder: „Wie kann man Frauen als Geschworene einsetzen und mit männlichen Geschworenen zusammensperren?“ Ich erinnere mich an ein Erlebnis im Restaurant Guffanti vor mehr als vierzig Jahren, als ich mit Margaret Sanger und einer befreundeten Ärztin zusammensaß, die eine Zigarette anrauchte. Wir wurden vom Geschäftsführer aufgefordert, entweder das Rauchen einzustellen oder das Lokal zu verlassen. Die Ärztin fragte einen Gast, der eine dicke Zigarre rauchte: „Haben Sie etwas dagegen, wenn ich rauche?“ Er erwiderte: „Aber nein, meine Dame, durchaus nicht.“ Schließlich ließ der Geschäftsführer eine spanische Wand um unseren Tisch stellen, um die „Weibsbilder“ unsichtbar zu machen.

Man vertrat allgemein die Auffassung, „Frauenarbeit“ müsse sich auf den Haushalt beschränken. „Die Frau gehört ins Haus“, lautete das Schlagwort. Ständig beschuldigte man die Frauen, sie drängten sich in die „Männerberufe“. In meiner ersten Rede sprach ich von der Plackerei und Eintönigkeit der unbezahlten [62:] Frauenarbeit in Millionen amerikanischen Küchen, von der primitiven handwerklichen Arbeit, die Frauen zu Hause leisten, und den Überbleibseln einer Zeit, als das Heim das Zentrum der handwerklichen Produktion war. Mit dem Entstehen der Maschinen wanderten viele der traditionellen Frauenberufe aus dem Haus in die industrielle Massenproduktion, so zum Beispiel das Spinnen, Weben, Nähen, Backen, Seifensieden, Einkochen und die Herstellung von Molkereiprodukten. Die Frauen mußten ihrer Arbeit in die Welt hinaus folgen, und nun wurden sie beschuldigt, „die Arbeit der Männer“ an sich zu reißen. Ich unterstrich die Möglichkeit, wenigstens im Sozialismus, alle Arbeiten für den Haushalt zu industrialisieren, kollektive Küchen und Speisehallen, Kindergärten, Waschanstalten und so weiter zu schaffen.

Ich sagte damals, und davon bin ich heute noch überzeugt, daß die uneingeschränkten Möglichkeiten für die Frauen, freie und gleichberechtigte Bürger zu sein und zu allen Gebieten des menschlichen Strebens Zugang zu haben, unter dem Kapitalismus nicht gegeben sind, obwohl durch den organisierten Kampf schon viele Forderungen durchgesetzt wurden. Ich bezeichnete Bebels Auffassungen von einer sozialistischen Gesellschaft, ebenso wie unser aller Auffassungen darüber, als voraussetzend und prophetisch – als „die persönliche Auffassung des Verfassers“, wie er selbst sagte. Er sah die Abschaffung der Prostitution und der lieblosen, wie ein Geschäft vollzogenen Ehen voraus, die Schaffung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Frau und die Abschaffung der Abhängigkeit der Ehefrau von ihrem Manne, die soziale Fürsorge für die Kinder, das Recht jeder Frau auf Bildung, Arbeit und Teilnahme an den Regierungsgeschäften; er sah das Recht der Frauen voraus, Frau, Mutter, Werktätige und Bürgerin zu sein; das Recht, Zugang zu Kunst und Wissenschaft und zu allen Berufen zu haben. In mir brannte die Entschlossenheit, für all das zu kämpfen.

[63:]

Kinder auf Versammlungen

Ais ich noch ein kleines Mädchen war, nahmen die Eltern ihre Kinder überallhin mit, zur Kirche, zu Besuchen und auch zu sozialistischen Versammlungen. Wenn beide Eltern zu einer Versammlung wollten, mußten sie die Kinder mitnehmen. Damals gab es noch keine Babyhüter. Das kam erst über dreißig Jahre später, im zweiten Weltkrieg. Arbeiterfamilien konnten sich das nicht leisten. In Notfällen, zum Beispiel bei Entbindungen oder Todesfällen, mußten die älteren Kinder, eine Verwandte oder Nachbarin die Kleinen betreuen. Man konnte ein Kind bitten, „sich um das Baby zu kümmern“, wenn es in seinem Wagen im Freien stand oder die Mutter eine Besorgung zu erledigen hatte. Zehn Cent waren dafür eine reichliche Belohnung. Es kam oft vor, daß unsere ganze sechsköpfige Familie – die Eltern und vier Kinder – zu einer sozialistischen Versammlung oder einer geselligen Zusammenkunft gingen.

Wenn die kleineren Kinder müde wurden, legte man sie auf den Bänken an der Wand schlafen. Sie wachten auf, wenn es Tee und Plätzchen gab. Die meisten Eltern hielten ein gewisses Maß, aber mein Vater neigte zur Übertreibung. Oft genug lehnten wir Kinder uns dagegen auf, und meine Mutter mußte eingreifen. Er pflegte uns Kinder zu den Straßenversammlungen mitzuschleppen, wo wir stundenlang stehen mußten. Wir wollten lieber zu Hause bleiben und unsere Schularbeiten machen, statt Literatur zu verkaufen und bei Geldsammlungen zu helfen. Wir kamen zu spät ins Bett und waren am nächsten Tag unausgeschlafen. Er versuchte, alles in sozialistische Propaganda umzusetzen, und es gab endlose Kämpfe über Schulaufsätze. Wir gingen dann früher zur Schule und schrieben das, was er uns diktiert hatte, wieder um. Daraus entwickelte sich eine gewisse Abneigung gegen meinen Vater und seine Methoden und auch ein Mißfallen an Versammlungen, weil wir zuviel davon hatten. [64:] Es dauerte Jahre, bis wir das überwunden hatten. Ich beteiligte mich an der Rebellion der Kinder gegen Papa, war aber selbst schon alt genug, um Gefallen an den Versammlungen zu finden. Eine andere Angewohnheit meines Vaters war die, laut zu lesen. „Hör dir das mal an, Annie“, sagte er dann, gleichgültig, was meine Mutter gerade tat. Er unterbrach uns bei unseren Schularbeiten und sagte: „Das gehört auch zu eurer Bildung und ist wichtiger als der Kram da!“ Das Ergebnis war, daß bis heute keiner von uns selbst vorlesen oder beim Vorlesen zuhören kann. Es gibt eine richtige und eine falsche Art, mit Kindern umzugehen, die heute mehr anerkannte Rechte haben als damals, als wir klein waren.

Ich bin in meinem langen Leben als Agitatorin in der Arbeiterbewegung bei vielen Arbeiterfamilien gewesen und habe von Jungen und von Alten Klagen gehört. Ich habe mir viele Diskussionen darüber angehört, wie man der jungen Generation sozialistische Ideen vermitteln soll. Besonders schwer haben es da die intelligenten Arbeiter, die aus anderen Ländern zugewandert sind, die in ihrer eigenen Sprache sprechen und ihre Bücher und Zeitungen lesen, während ihre Kinder das alles sehr bald als „Unsinn aus dem alten Land“ abtun. Sehr viele junge Leute haben mich schon erstaunt gefragt: „Sie sind Amerikanerin und glauben auch daran?“ Oft waren die Eltern allen amerikanischen Sitten gegenüber unterschiedslos überkritisch, und dadurch vertiefte sich der Zwiespalt. Die Konzeption des „Schmelztiegels“, die Auffassung, daß man, um Amerikaner zu sein, seine bisherige Sprache, Tradition und Kultur ablegen und in eine Einheitsform geknetet werden müsse, veranlaßt die zweite Generation, sich der Sitten ihrer Eltern zu schämen und ihre Ideen zu verwerfen. Später, nach vielen Erfahrungen und Kämpfen, sind sie oft sehr erstaunt, wenn sie feststellen, wie recht ihre Eltern doch hatten, obwohl sie „Ausländer“ waren.

[65:] In meiner Jugendzeit, vor fünfzig Jahren, gab es noch keinerlei organisierte Jugendarbeit. Später entwickelte sich eine sozialistische Jugendbewegung mit sozialistischen Sonntagsschulen. Einige davon waren allerdings entsetzlich sektiererisch. Meine Schwester Kathie besuchte eine dieser Schulen in Bronx, wo man zu singen pflegte:

Mein Vater hat einen Arbeiter,
mein Vater hat einen Esel.
Ich weiß beim besten Willen nicht,
wer der größere Dummkopf ist.

Auf solche Weise verspottete man die Arbeiter, die nicht die sozialistischen Kandidaten wählten.

Nachdem ich 1906 den Debattierklub verlassen hatte, tauchte ich völlig in der Welt der Erwachsenen unter, ohne eine Verbindung zu Jungen und Mädchen meines Alters. Ich brauchte geselligen Verkehr, Ratschläge und Kritik, das Zusammenleben mit jungen Leuten. So kam es, daß ich keine rechte Jugend hatte.

Trotz aller Nachteile glaube ich aber immer noch, daß die altväterliche Methode, Kinder mit zu den Versammlungen zu nehmen, einige sehr spürbare Vorteile hat, besonders wenn die Eltern die richtige Auswahl treffen und ihre Kinder zu den Versammlungen mitnehmen, die ihnen für ihr ganzes Leben im Gedächtnis bleiben werden. Ich habe viele Leute sagen hören: „Ich denke immer wieder an eine Versammlung, zu der mich meine Eltern mitnahmen, um Debs – oder Haywood oder Mutter Bloor – sprechen zu hören.“ Oder: „Sie sind die erste Rednerin, die ich in meinem Leben hörte – in Lawrence

oder in Paterson.“ Die heutigen Kinder werden sich ebenso in kommenden Zeiten erinnern: „Ich habe Paul Robeson gehört – oder Steve Nelson, Ben Davis oder Eugene Dennis.“ Eine große Kundgebung mit vielen Menschen und großer Begeisterung gibt [66:] einem Kind das Gefühl, dazuzugehören, ein Gefühl der Übereinstimmung mit anderen, ein Gefühl, daß „wir viele sind“, daß seine Eltern nicht irgendwelchen merkwürdigen Ideen nachhängen und daß sie nicht allein sind.

Es gibt da einige moderne Ideen unter fortschrittlichen Eltern, daß man den Kindern „Sicherheit“ und „Schutz“ gewähren müsse, indem man Probleme und Kämpfe von ihnen abwehrt, als könne man den Einfluß der Schule, des Rundfunks, Fernsehens und der Comics, das Schreckgespenst der Atombombe und weiß ich was noch alles von ihnen fernhalten. Natürlich können einfache Arbeiter – Bergarbeiter, Stahlarbeiter, Automobilarbeiter, Textil- und Konfektionsarbeiter – ihre Kinder nicht vor den Folgen der Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und ähnlichem bewahren. „Ich möchte nicht, daß meine Kinder das erleben, was ich durchmachen mußte“, ist ein natürlicher Wunsch, aber manchmal nimmt man ihn als Vorwand, um von einem Kind alle fortschrittlichen Gedanken fernzuhalten. Damit nimmt man ihm jedes Abwehrmittel gegen das Gift, dem es täglich ausgesetzt ist. Da gibt es Eltern, die wollen ihr Kind „in Watte packen“. Bei anderen heißt es wieder: „Laß sie tun, was sie wollen – zwing sie zu nichts.“ Das ist eine Methode, die eher geeignet ist, egozentrische Reaktionäre heranzuziehen als Verteidiger des Friedens und der Demokratie. Wir müssen um den Intellekt unserer Kinder kämpfen, wenn wir nicht wollen, daß er verzerrt und verbildet wird, wie es bei vielen der deutschen Jugendlichen geschah. Wir dürfen das Denken unserer Kinder nicht der Brutalität, der Grausamkeit, der Gewalt und den gesellschaftsfeindlichen Ideen überlassen.

Die Methoden unseres Vaters waren nicht völlig richtig, aber seine Absicht war klar. Er wollte nicht, daß seine Kinder gegen die Interessen der Arbeiterklasse „erzogen“ würden. Aus den Drangsalen unserer Kindheit gingen alle Mitglieder unserer Familie als fortschrittliche, gewerkschaftlich organisierte Men-[67:]schen hervor, die sozialistisch wählten. Trotz seiner Fehler war unser Vater ein Kämpfer, der unmißverständliche Auffassungen von den Rechten des Volkes hatte. Mindestens das hat er seinen Kindern vererbt.

Ich steige auf die Seifenkiste und werde verhaftet

Mein erstes Auftreten als Rednerin im Sozialistischen Klub von Harlem im Jahre 1906 brachte mir mehrere Aufforderungen ein, auch anderswo zu sprechen. Fast in jedem Teil der Stadt und auch in benachbarten Städten wurde damals so manches fortschrittliche Forum abgehalten – ich kam nach Newark, Philadelphia, Providence und Boston. Eine Gruppe war besonders beliebt bei den „Radikalen“ aller Schattierungen. Sie nannte sich die „Einheitsgemeinde“ und trat wie eine Kirchengemeinde auf, mit Lesestunden, Gesängen und einem Hauptreferat, auch Predigt genannt. Hugh O. Pentecost, ein ehemaliger Geistlicher und späterer Jurist, leitete diese Gruppe. (Er hatte seine Kanzel in der Affaire um Vater McGlynn verloren.) Die Versammlungen fanden in der Lyric Hall gegenüber dem Bryant Park statt, wo heute der Automat ist. Es war ein berühmter alter Versammlungssaal, der ursprünglich Apollo Hall hieß. Eine Statue des griechischen Gottes schmückte eine Nische in der Seitenwand des Saales. Hier hatte 1872 die Liga für Gleichberechtigung Victoria C. Woodhull als Präsidentschaftskandidatin und Frederick Douglass als Kandidaten für den Posten des Vizepräsidenten nominiert.

Mein Freund Fred Robinson und ich nahmen an diesen Versammlungen teil und verteilten am Eingang Rundschreiben, die für eine Serie gedruckter Sinnsprüche Reklame machten. Sie stammten von Freds Bruder Victor, der später Professor wurde. [68:] Der einzige, an den ich mich noch erinnern kann, lautete: „Für Fortschritt gibt es nur ein Wort – Ungehorsam.“ Mr. Pentecost sprach jeden Sonntag. Es war nicht üblich, daß er einem anderen gestattete, die Rednertribüne mit ihm zu teilen. Man kann sich also vorstellen, wie stolz ich war, als er mich aufforderte, auch einmal zu sprechen! Als Thema wählte ich die „Schulbildung“ und kritisierte in meiner Rede das gesamte Schulsystem – zu viel Hausaufgaben, ungenügende Handarbeit, zu wenig Themen, die den Schülern von praktischem Nutzen waren, besonders denen, die später nicht die Hochschule besuchen würden. Viele erinnern sich dieses Vortrages als meiner „ersten Rede“.

Im Sommer 1906 begann ich, auf der Straße zu sprechen. Ich fühlte mich dabei wie der Fisch im Wasser. So viele Straßenversammlungen wurden an der Ecke der 125. Straße und 7. Avenue gehalten, daß ein besonders Begeisterter ein Metallschildchen mit der Aufschrift „Freiheitsbaum“ an einem der Bäume dort anbrachte. Natürlich gab es in jenen Tagen noch keine Mikrophone oder Lautsprecher. Tom Lewis, einer der Pioniere der Seifenkiste, dessen Stimme man mehrere Blocks weit hören konnte, lehrte mich, im Freien zu sprechen, besonders, wie man es anfangen mußte, um mit der Stimme durchzudringen. „Atme tief, benutze dein Zwerchfell als Blasebalg; sprich nicht zu sehr mit den Stimmbändern, sonst bist du sofort heiser. Laß deine Stimme nach außen dringen.“ Das waren seine Ratschläge, und sie waren gut.

Ich frage mich oft, wie das heutige Publikum die feurige Redekunst jener Tage aufnehmen würde. Der Sprechstil hat sich mit dem Rundfunk und den Lautsprechersystemen gewandelt. Sie verlangen eine ausgeglichene Stimme und eine viel ruhigere und sachlichere Behandlung des Themas. Damals gestikulierten wir, gingen auf der Tribüne auf und ab und appellierten an das Gefühl. Wir forderten Argumente und Fragen heraus. Wir [69:] sprachen laut, leidenschaftlich und schnell. Wir gebrauchten Schimpfwörter und Schmähungen und waren ganz entschieden nicht „objektiv“ in unseren Angriffen auf den Kapitalismus und all das, was er anrichtete. Selbst wenn neu angekommene Einwanderer unsere Worte nicht verstanden, einte uns doch der gleiche Geist. Sooft wir Massenversammlungen im Saal veranstalteten, traten Redner in verschiedenen Sprachen auf: Jiddisch, Russisch, Polnisch, Italienisch, Deutsch und andere. Unter unseren eingewanderten Genossen gab es hervorragende Redner, zum Beispiel Pedro Estove, der spanisch sprach, Arturo Giovannitti mit seinen italienischen und Bill Shatoff mit seinen russischen Reden. Sie spornten uns an, auch im Englischen eine schönere und ergreifendere Sprache zu finden.

Im August wurde ich mit meinem Vater und verschiedenen anderen verhaftet, weil wir an der Ecke der 38. Straße und dem Broadway, damals im Herzen des Theaterviertels, „ohne polizeiliche Erlaubnis gesprochen“ und „den Verkehr behindert“ hatten. Versammlungsleiter war ein kleiner alter Mann im steifen Hut, Michael Cody, der jahrelang auf allen sozialistischen Versammlungen die Zeitung „Weekly People“ verkaufte. Der Veranstalter unserer Versammlung war der „Einheitsklub“, der den Versuch machte, Sprecher der Sozialistischen Partei und der Sozialistischen Arbeiterpartei auf einer Tribüne zu Worte kommen zu lassen. Einer unserer Gruppe, der großen Wert auf Aufmachung legte, hatte eine aufsehenerregende Einheitsfahne erfunden, an deren Oberteil auf einem Gestell die Fahnen aller Nationen herumwirbelten. Das Ganze wurde von roten Lichtern beleuchtet. Einer aus dem Publikum beanstandete die Fahnen und verlangte, daß nur die amerikanische gezeigt würde. Natürlich hatte unsere bunte Karawane, die mit einem Zirkus konkurrieren konnte, sogar auf dem Broadway einiges Aufsehen erregt, und dieser Wortwechsel trug dazu bei, daß bald eine riesengroße Menschenmenge um uns stand. Als ein [70:] Polizeibeamter uns befahl, aufzuhören, weigerten wir uns, und es wurden Reserven herbeigerufen. Wir wurden alle verhaftet.

Um zwei Uhr nachts wurden wir gegen Kautionsfreigabe freigelassen und standen am nächsten Tag vor Richter Walsh im Gerichtssaal von Jefferson Market. Die Verhandlung war eine schwere Enttäuschung für Papa, der dem Richter seine Meinung sagen wollte, aber Mr. Pentecost, der als unser Anwalt auftrat, ließ ihn nicht zu Worte kommen. Er machte meine Jugend geltend, was mir äußerst unangenehm war, und ich fühlte mich erst wieder etwas wohler, als er sagte, ich sei „die zukünftige sozialistische Rednerin Amerikas“.

Wir wurden alle freigesprochen. Dabei gab mir der Richter den Rat, im Herbst wieder zur Schule zu gehen und erst noch eine Weile zu studieren, bevor ich Lehrerin würde. Dem Staatsanwalt sagte er: „Lieber etwas Sozialismus als der Verdacht der Unterdrückung!“ Er erklärte mir, es sei doch verlorene Zeit, den „feinen Pöbel“ und die müßigen Vergnügungssucher vom Broadway bekehren zu wollen. Richterliche Ratschläge dieser Art werden aber selten beachtet, und wir kehrten zurück, um größere und bessere Versammlungen zu veranstalten, obwohl die Arbeiterviertel für uns geeigneter gewesen wären. Die Zeitungen sprachen von meiner Verhaftung in folgenden Tönen: „Ein halbes Kind spricht verbittert über das Leben“. Die „New York Times“ berichtete in humorvoller Art und sehr von oben herab über „die erschreckliche sozialistische Rednerin Miss Flynn, die in zwei Jahren aus

der Schule kommt und deren Röcke noch nicht einmal über die Schuhe reichen. Sie will uns erzählen, was wir denken sollen, das nämlich, was sie denkt.“ Papa hat Mr. Pentecost sein Eingreifen nie verziehen. „Dieser verdammte Anwalt hat mich nicht reden lassen“, tobte er.

Als ich im Herbst in die Morris-Oberschule zurückkehrte, wurde über meine Verhaftung merkwürdigerweise kein Wort verloren. Aber der Besuch der Schule am Tage und Versammlungen [71:] am Abend waren eine schwere Belastung, die einer ausreichenden Entspannung und einem richtigen Studium nicht gerade dienlich war. In der Mittelschule hatte ich ausgezeichnete Zeugnisse gehabt, aber jetzt ließen meine Leistungen in erschreckender Weise nach. Mr. Denbigh, der Direktor, versuchte mir klarzumachen, daß ich mich auf mein Studium konzentrieren und meine Tätigkeit außerhalb der Schule, die er durchaus nicht kritisierte, einstellen müsse. Wenn ich die Schule beendet hätte, so meinte er, könnte ich in ein paar Jahren mit viel besseren Voraussetzungen in der Arbeiterbewegung tätig sein. Meine Mutter war der gleichen Meinung. Aber ich war ungeduldig. Ich hatte nicht den Eindruck, daß die Dinge, die ich in der Schule lernte, mit dem Leben in Verbindung stünden oder mir irgendwie helfen würden. Mit der Revolution im Kopf fiel es mir schwer, mich auf Latein und Geometrie zu konzentrieren. Außerdem schmerzte mich die Einstellung der Erwachsenen, für die ich immer „zu jung“ war. Ich verließ also nach ein paar Monaten die Schule und habe es später tief bedauert.

„Ich will keine Schauspielerin werden!“

Kurz nach meiner Verhaftung Ecke Broadway und 38. Straße im Sommer 1906 erhielt ich ein Schreiben von David Belasco, dem berühmtesten Theaterdirektor jener Zeit. Er wollte mich sehen und richtete es so ein, daß er mir zwei Karten für sein neuestes Stück schickte, das gerade mit großem Erfolg anlief. Meine Mutter und ich gingen zu einer Matinee, „Das Mädchen aus dem goldenen Westen“ mit Blanche Bates. Nach der Vorstellung führte mich ein junger Mann die Treppe hinauf in das Büro von Mr. Belasco, das von einem großen Ölgemälde einer schönen, rothaarigen Schauspielerin beherrscht war, seinem [72:] berühmtesten Star – Mrs. Leslie Carter. Mr. Belasco war ein Mann von auffallendem Äußeren, mit buschigem weißem Haar, das sein Gesicht umrahmte. Er trug einen hinten geschlossenen Kragen, was ihm das Aussehen eines Priesters verlieh. Als ich vorgestellt wurde, meinte er: „Sie sind noch sehr jung!“ worauf ich mit gekränkter Würde antwortete: „Das wird sich mit der Zeit schon ändern!“

Er fragte mit einem belustigten Augenzwinkern, ob ich jemals daran gedacht hätte, Schauspielerin zu werden. Er beabsichtige, ein Stück über die Arbeiterbewegung aufzuführen, und hätte möglicherweise eine geeignete Rolle für mich. „Das kommt gar nicht in Frage!“ antwortete ich hitzig. „Ich will keine Schauspielerin werden! Ich will meine eigenen Worte sprechen und nicht jeden Tag von neuem hersagen, was ein anderer geschrieben hat. Ich gehöre zur Arbeiterbewegung, und ich spreche mein eigenes Stück!“ Er schmunzelte und meinte, vielleicht würde ich es mir doch noch überlegen. Wir schüttelten uns die Hände und gingen als Freunde auseinander. Meine Mutter war geradezu überwältigt von einem derartigen Angebot und wahrscheinlich ziemlich entsetzt, weil ich es so unumwunden abgelehnt hatte. Später unterstützte sie das Interesse meiner jüngeren Schwester für die Bühne. Bina hatte eine kleine Rolle in einem Stück von Belasco „Dark Rosaleen“. Belasco fragte sie nach mir und sagte lachend: „Es ist mir zum ersten Male vorgekommen, daß ein Mädchen keine Schauspielerin werden will. Spricht sie immer noch ihr eigenes Stück?“ Er sagte meiner Schwester, er sei der Meinung, ich hätte eine kluge Entscheidung getroffen, ich gehöre in die Arbeiterbewegung.

Eine andere berühmte Persönlichkeit, damals allerdings noch unbekannt und ungenannt, die ich durch meine Verhaftung am Broadway kennenlernte, war Theodore Dreiser. Er war damals etwa dreißig Jahre alt, Chefredakteur des „Broadway Magazine“, ein großer, finsterner, wortkarger Mann. Er wohnte nicht [73:] weit von uns in Süd-Bronx, in einem sehr armen Viertel, das sich Mott Haven nannte. Heute nennt es sich „The Concourse“, nachdem es eine Verschönerungskur durchgemacht hat. Er lud mich zu sich nach Hause zum Essen ein. Anscheinend steckte er damals mitten in einem erbitterten Kampf um seine Existenz und um seine Kunst. Er hatte noch nicht viele von den gewaltigen Büchern geschrieben, die ihn später im eigenen Lande und in der ganzen Welt berühmt machten.

Er schrieb in seiner Zeitschrift in der Septemhernummer 1906 einen Artikel über mich, den er „Eine Jeanne d’Arc des Ostens“ benannte. Der Artikel lautete:

„Eine Jeanne d’Arc des Ostens.

Man nennt sie Genossin Elizabeth Flynn, und sie ist noch ein Mädchen, gerade erst sechzehn geworden, eine Sechzehnjährige, wie sie anmutiger nicht erblühen kann, mit einem empfindsamen, blumengleichen Gesicht. Aber sie ist auch eine glühende sozialistische Rednerin, eine der aktivsten Mitarbeiterinnen für ihre Sache in New York. Im Januar dieses Jahres trat sie zum erstenmal auf die Rednertribüne und elektrisierte das Publikum mit ihrer Überzeugungskraft, ihrer Jugend und Schönheit. Seitdem möchte man sie überall, wo in der Stadt sozialistische Versammlungen stattfinden, als Sprecherin hören, in Cooper Union oder in Carnegie Hall oder an den Straßenecken des Ostens. Das Mädchen ist eine typische irische Schönheit, mit den blauen Augen, dem glänzend schwarzen Haar und dem zarten rosigen Teint der Rasse, aus der sie hervorgegangen ist. Sie ist noch eine Schülerin in der zweiten Klasse der Morris-Oberschule, aber sie hat die Reife, die Denkfähigkeit und die vollendete Ausdrucksweise einer Fünfundzwanzigjährigen. Später einmal will sie Jura studieren. Sie ist im Schatten der roten Fahne des Proletariats aufgewachsen, und ihre sozialistischen Tendenzen sind vererbt. Ihr Vater ist seit langem Mitglied der Partei. Die Wände der bescheidenen Wohnung in Bronx, wo sie zu Hause [74:] ist, sind mit Bildern weltberühmter Männer und Frauen bedeckt, die der bestehenden Gesellschaftsordnung den Kampf ansagten, von Marat und Mirabeau bis Byron und Eliot, und von Tom Paine bis Maxim Gorki.

Elizabeth Flynn glaubt an vieles, was sich von den Lippen eines jungen Mädchens merkwürdig ausnehmen mag, aber es sind die Thesen der Partei, der sie verbunden ist. Zu ihren Aussprüchen gehören folgende:

„Der Staat soll für die Erhaltung jedes Kindes Sorge tragen, damit die Frau, wenn sie ein Kind zur Welt bringt, nicht auf die Unterstützung des Mannes angewiesen ist.“

„Die Tauschgeschäfte und Kaufabschlüsse, denen man den Namen Liebe gibt, sind im höchsten Grade verabscheuungswürdig.“

„Das einzige Wirtschaftssystem, das jedem menschlichen Wesen gleiche Möglichkeiten bietet, ist der Sozialismus.“

„Die Klasse der Lohnempfänger in der ganzen Welt ist das Opfer der Gesellschaft.“

Unter meinem Bild war folgende Unterschrift zu lesen:

„Miss Elizabeth Flynn

Im Osten, unter der Unzahl jener, die rastlos und eifrig sind, wird sie ‚Genossin Elizabeth Flynn‘ genannt. Sie ist erst sechzehn Jahre alt, aber eine Rednerin und Denkerin und davon überzeugt, daß man etwas tun muß, um die Lage der Armen zu verbessern. Geistig ist sie wohl eines der bemerkenswertesten Mädchen, das diese Stadt je gesehen hat.“

Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, daß ich diesen großen Amerikaner in seiner Jugend flüchtig kennenlernen durfte. Später stritt er in vielen Kämpfen für die demokratischen Rechte der Amerikaner, bis zu seinem Tod. Er wurde 1945 Mitglied der Kommunistischen Partei.

Es ist interessant, dieses fünfzig Jahre alte Heft der Zeitschrift, die Dreiser leitete, zu durchblättern. Da ist ein Artikel über [75:] die fortschreitenden Bauarbeiten am Endbahnhof von Grand Central, der erst 1908 fertiggestellt wurde. Wir lesen darin, daß das Schulamt die Eröffnung der ersten öffentlichen Handelsschule für Mädchen plante, daß Ruth St. Denis zum ersten Mal als Tänzerin auftrat und daß Anthony Comstock die Verleger aufforderte, sich gegen die Beschuldigung der „Obszönität“ zur Wehr zu setzen. Einer von ihnen war gerade unter Anklage gestellt worden, weil er „Die Kreuzersodate“ von Tolstoi veröffentlicht hatte. Aber niemand nahm Comstock besonders ernst. Meinen ersten Schritt in das gewerkschaftliche Leben tat ich in den Sommermonaten des Jahres 1908. Ich wurde damals aufgefordert, vor den streikenden Hafenarbeitern in Hoboken (New Jersey) und in Manhattan

und Brooklyn zu sprechen. Von den Versammlungen aus gingen die Arbeiter als Streikposten auf die Docks. Schiffe, die in alle Teile der Welt fahren sollten, lagen fest. In New Jersey waren die meisten Hafentarbeiter Deutsche, in Brooklyn waren es meist Iren.

Ich erinnere mich an ein interessantes Erlebnis auf einer Versammlung in Brooklyn, die in einem Versammlungssaal im Keller einer katholischen Kirche stattfand. Das Komitee, das die Versammlung organisiert hatte, führte mich in die Wohnung des Pfarrers, um mich vorzustellen. Sie baten mich, nichts über den Sozialismus zu sagen, da dies „dem Vater“ mißfallen könnte.

Später, im Saal, sagte der Geistliche, er würde mich gern einmal einen Augenblick sprechen, und wir gingen zusammen in einen Vorraum. Er begann: „Miss Flynn, Sie sind doch Sozialistin.“ Ich war etwas verblüfft, dachte aber nicht daran, meine Einstellung zu verbergen, sondern sagte: „Ja, aber hier werde ich heute Abend nur über Gewerkschaftsfragen sprechen.“ Man kann sich meine Überraschung vorstellen, als er darauf erwiderte: „Ich interessiere mich für den Sozialismus, aber sagen Sie den Leuten nichts davon. Es könnte bei ihnen Ärgernis er-[76:]regen.“ Er wollte wissen, wie er zu sozialistischer Literatur kommen könne. Wir unterhielten uns eine ganze Weile. Ich versprach, ihm Literatur zu schicken, und habe mein Versprechen auch gehalten. Danach standen wir im Briefwechsel, bis er kurze Zeit darauf starb. Er erzählte mir einmal, er würde gern aktiver für die Sache der werktätigen Menschen arbeiten, sei aber nicht gesund und nehme an, er müßte dann die Kirche verlassen. „Das Schlimme ist“, sagte er mit einem etwas gezwungenen Lächeln, „daß ich nichts anderes tun kann als vielleicht einen Pferdewagen fahren!“

Die erste Demonstration, an der ich teilnahm, war eine Protestdemonstration anläßlich des Blutigen Sonntags in Rußland. Zu diesem Blutbad kam es am 22. Januar 1905 in St. Petersburg (heute Leningrad), als Zehntausende friedliche Werktätige, Männer und Frauen, in einer Prozession zum Zaren zogen, um ihm eine Bittschrift zu überreichen. Sie wurden von einem griechisch-katholischen Geistlichen, dem Popen Gapon, geleitet. Sie marschierten in ihren Sonntagskleidern und führten Heiligenbilder im Zuge mit. Von drei Seiten feuerten Soldaten eine Salve nach der andern auf sie ab und töteten und verwundeten Tausende Menschen. Ihr Blut färbte den weißen Schnee. Dieses Blutbad war der Funke, der die russische Revolution von 1905 entzündete.

Hier in New York wurde eine große Protestdemonstration veranstaltet. Sie begann am Rutgers Square und führte durch den Osten nach Tompkins Square, wo einmal in den achtziger Jahren Arbeiterblut geflossen war. Auf dem Union Square fand eine gewaltige Massenkundgebung mit vielen Rednern statt, die mehrere Stunden dauerte. Jeder Demonstrant trug eine kleine rote Fahne. Auf der Straße, auf den Feuerleitern und an den Fenstern standen dicht gedrängt mitfühlende, Beifall spendende und weinende Menschen. Viele waren erst kurz zuvor aus der Alten Welt gekommen. Ihre Familien lebten noch dort. Die [77:] Kämpfe in Europa waren ein lebendiger Bestandteil ihres Daseins. Der furchtbare Pogrom gegen die Juden in Kischinjaw im Jahre 1903 und das spätere Blutbad von Tiraspol hatten im Osten New Yorks Angst und Grauen erweckt, besonders bei denen, die Angehörige an diesen Orten hatten, aber auch bei allen anderen. Mein Herz und meine Gedanken waren von ihrem Kummer tief aufgewühlt, und ich hoffte mit ihnen auf einen baldigen Sturz des blutbesudelten Zaren.

Der New-Yorker Osten und „Die Revolution“

Es war eine lange, aber höchst fesselnde Reise von Süd-Bronx zum Liberalen Künstlerclub am Ost-Broadway, wo ich 1906 und 1907 oft aufgefordert wurde zu sprechen. Man fuhr eine Stunde bis Canal Street mit der Hochbahn auf der 3. Avenue, mit ihren schaukelnden Wagen, die von einer kleinen Lokomotive gezogen wurden. Das war in den Tagen vor der tödlichen Stromschiene. Im Osten New Yorks öffnete sich eine neue Welt vor meinen Augen, neben der sich die irischen Eisenbahner und deutschen Instrumentenbauer, die in Süd-Bronx in der Kneipe saßen und ihr Bier tranken, höchst gesetzt und langweilig ausnahmen. Im Osten gab es überfüllte Versammlungen mit lebhaften Diskussionen in Hülle und Fülle. Ich lernte viele „Juden ohne Geld“ kennen, von denen Mike Gold später so eindrucksvoll schrieb. Die Säle waren lang und schmal, schlecht geheizt und schlecht beleuchtet, der Fußboden dick mit Sägemehl bestreut, um ihn für Tanzvergnügen glatt zu halten. In den meisten dieser Säle stand auch ein Baldachin für jüdische Hochzeiten, mit ausgebleichenen Samtvorhängen

und staubigen Blumen. An den Wänden hingen die Satzungen von „Landsmannschaften“ und schöne rote Fahnen der sozialistischen Ortsgruppen und [78:] Gewerkschaften. Sie wurden sorgfältig unter Glas aufbewahrt und nur bei besonderen Gelegenheiten herausgenommen, zum Beispiel am 1. Mai.

Hier, unter den kürzlich eingetroffenen Einwanderern, herrschte äußerstes Elend. Sie lebten eng zusammengepfercht in schmutzigen Mietskasernen, die im Falle eines Brandes zu Todesfallen wurden. Sie schufteten für Hungerlöhne in den übelsten Knochenmühlen und rangen sich jeden Pfennig ab, um weitere Familienmitglieder nach Amerika holen zu können. Da sie die Sprache nicht verstanden, wurden sie nach Strich und Faden betrogen und zu übermäßigen Arbeitsleistungen gezwungen. Auf allen Versammlungen war im Hintergrund des Saales ein ständiges Hin und Her und ein Gemurmel unter den Leuten, die kein Englisch verstanden und sich miteinander unterhielten. Diese Versammlungen waren ein Zufluchtsort für diejenigen Menschen, die an Heimweh litten. Hier fanden sie, als es noch keine Vereinshäuser und Gewerkschaftslokale gab, Musik, Kunst und Kameradschaft. Professor Platon Brounoff, ein talentierter Pianist, leitete das Forum am östlichen Broadway. Er war der Komponist einer Oper, in der er musikalische Motive der amerikanischen Indianer verarbeitet hatte. Er unterhielt das Publikum mit originellen Erzählungen, die geistreich das amerikanische Leben kritisierten, zum Beispiel: „Moses kommt in die Hester Street“ oder „Jesus kommt nach Ellis Island“. Oft spielten halbverhungerte Geiger für uns, von denen einige später berühmt wurden.

Brounoff zahlte jedem etwas, bis zu fünf Dollar – ein märchenhafter Betrag. Er fütterte die hungrigen Seelen seiner Gemeinde mit intellektuellem und musikalischem Manna. Seine Mitwirkenden, darunter auch die Redner, pflegte er nach der Veranstaltung in armseligen kleinen Cafés zu bewirten. Schließlich verließ er den Osten, weil es seine Frau im Leben zu etwas bringen wollte. Er tauchte in der wohlhabenden Mittelmäßigkeit des [79:] damals fast ausschließlich von Juden bewohnten unteren Harlems unter, wo er Musikunterricht gab. Er lebte nicht mehr lange, nachdem er so entwurzelt worden war. Ich sah ihn eines Abends in einem Theater. Wie früher dröhnte seine Stimme durch den Vorraum: „Genossin Flynn! Was macht die Revolution?“

„Die Revolution“ war 1906, als ich den Osten New Yorks kennenlernte, in jedermanns Munde. Gemeint war die bürgerlich-demokratische Revolution von 1905 in Rußland, die auch hier, aus weiter Ferne, von russischen Emigranten und einheimischen Radikalen aller Richtungen begrüßt und von so manchem, der bald in die Heimat zurückzukehren hoffte, mit unbändiger Freude verfolgt wurde. Dem Blutigen Sonntag folgte der allrussische Generalstreik der Drucker, Eisenbahner, Postangestellten und anderer Arbeiter, die das Wahlrecht und eine wirkliche Duma (Volksvertretung) verlangten. Wir erfuhren nicht alles über die Entwicklung in Rußland, aber die Nachricht von immer wiederkehrenden Pogromen gegen die jüdische Bevölkerung und von den Greueln der „Schwarzhunderter“, die Arbeiter und Bauern zu Tausenden viehisch ermordeten, lösten bei uns große Empörung aus. Nahezu drei Jahre dauerten die Revolution und die Terrormaßnahmen gegen sie, bis sie schließlich unterdrückt wurde. Gefängniszelle, Galgen, Bajonett und Knute und jede andere nur mögliche Form des Terrors wurde nun gegen das Volk angewandt. Erneut flohen Tausende ins Exil. Die zweite Duma, ein zeitweiliges Beruhigungsmittel gegen die Revolution, wurde im Juni 1907 aufgelöst. Die Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion wurden verhaftet, vor Gericht gestellt und verurteilt, oder sie flohen ins Ausland.

All diese Ereignisse riefen lebhafteste Proteste hervor, nicht nur in den Arbeitervierteln im Osten New Yorks, sondern auch bei liberalen und sogar konservativen Amerikanern. Die Menschen [80:] gelobten, das russische Volk in seinem Kampf zum Sturz der tyrannischen Zarenherrschaft zu unterstützen. Katharina Breschko-Breschkowskaja, damals schon eine alte Dame, kam 1905 zu uns, um Geld für die Revolution zu sammeln. 1907 wurde sie wieder nach Sibirien verbannt und erst durch die Revolution von 1917 befreit. Maxim Gorki, der große russische Schriftsteller, kam 1906 ebenfalls in die Vereinigten Staaten, um Geld zu sammeln. Leider wurde sein Aufenthalt hier durch einen niederträchtigen puritanischen Angriff auf ihn und seine Frau, eine talentierte Schauspielerin, getrübt, weil sie nicht offiziell getraut waren. Sie wurden aus dem Hotel Brevoort gewiesen – gerade die hatten es nötig!

Im März 1907 legte Bennett, Mitglied des Kongresses für den Staat New York, eine von einer Gruppe angesehener Amerikaner unterzeichnete Petition vor, die den Kongreß aufforderte, gegen „den Mißbrauch der Regierungsfunktion, dessen Opfer das russische Volk ist“, zu protestieren. Dieses Schriftstück zählte eine ganze Liste von Greuelthaten der russischen Regierung in ihrem „langen Krieg gegen das Volk“ auf, so zum Beispiel die Verbannung in die Polargebiete, das Abschlachten der Verwundeten oder das Verscharren noch Lebender zusammen mit den Toten. Es berichtete von Krankenhäusern, die von regulären Truppen in Brand gesetzt worden waren, von Frauen und Kindern, die von Säbeln und Bajonetten durchbohrt oder von Pferdehufen zertrampelt wurden, von Massenvergewaltigungen der Frauen und Mädchen durch Offiziere und Soldaten in Städten, die dem Namen nach unter militärischem Schutz standen. Zu den Unterzeichnern dieses Dokuments gehörten Julia Ward Howe, Mark Twain, Bischof Potter, Dr. Lyman Abbot und Jacob Schiff. Ein Hilfskomitee für die Opfer der Hungersnot in Rußland wurde unter dem Vorsitz des Bischofs geschaffen. Diesem Komitee gehörten Felix Adler, Nicholas Murray Butler, J. Pierpont Morgan und Oswald G. Villard an.

[81:] Am 10. März 1907 fand in der Carnegie Hall eine Kundgebung der Gesellschaft der Freunde der Freiheit Rußlands statt, „um unsere Empörung zu bekunden und dem Kampf für die Freiheit Rußlands neue Kraft zu geben“. A. F. Aladjin, ein Mitglied der ersten russischen Duma, die 1906 aufgelöst worden war, und N. W. Tschaikowski, der propagandistische „Vater der russischen Revolution“ genannt, sprachen auf dieser Kundgebung. Mark Twain, Professor Seligman, William Jay Schefflin, Alton B. Parker, Robert E. Ely, Charles Sprague Smith und andere reservierten Logen für diese Veranstaltung. Zu den Rednern gehörten auch Felix Adler, Dr. Lyman Abbot, Senator Robert LaFollette, George Kennan und Dr. Parkhurst. Aladjin nahm kein Blatt vor den Mund, als er in dieser Zeit vor der Gesellschaft für ethische Kultur sagte: „Wir werden kämpfen und weiterkämpfen, wenn es nötig ist und solange es nötig ist, nicht nur gegen die Truppen des Zaren, sondern gegen ganz Europa und Amerika, falls man uns zwingen sollte, einer von ausländischem Kapital getragenen und unterstützten Autokratie gegenüberzutreten.“ Er rief seine Zuhörer auf, nicht zuzulassen, daß die russische Regierung materielle Hilfe aus Amerika erhält.

Die Rede fand 1907 stürmischen Beifall in weiten Kreisen des amerikanischen Publikums. Ich weiß nicht, wer diese Russen waren und welche Rolle sie später spielten. Mir kommt es hier nur darauf an festzustellen, wie groß die Sympathie der Amerikaner war, die sich in einer Flut von Aktionen zur Unterstützung der russischen Revolution Bahn brach.

Siebenundvierzig Jahre später zitierte die Regierung als Belastungsmaterial gegen mich und andere Kommunisten, die in Foley Square vor Gericht standen, eine Rede, die der junge Stalin inmitten der Kämpfe von 1905 vor den Tifliser Arbeitern gehalten hatte. „Was brauchen wir, um wirklich zu siegen? Dazu sind drei Dinge nötig: erstens – Bewaffnung, zweitens – Bewaffnung, drittens – Bewaffnung und noch einmal Bewaff-[82:]nung.“ 1905 hatten wir hier noch kein Wort von Stalin gehört und auch in den kommenden Jahren nicht, aber ich bin sicher, daß seine Worte donnernden Beifall und viele Dollars zum Ankauf von Waffen eingebracht hätten, wenn sie 1905 hier ausgesprochen worden wären.

„Unerwünschte Bürger“

Unser Interesse und unsere Begeisterung für die russische Revolution wurden im Jahre 1906 durch die Verschärfung des Klassenkampfes hier in den Vereinigten Staaten jäh übertönt. Derselbe Präsident der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, der dem Zaren anlässlich des politischen Mordes an dem Großfürsten Sergej ein Beileidstelegramm geschickt hatte, brandmarkte nun öffentlich amerikanische Arbeiterführer als „unerwünschte Bürger“. Gemeint waren die eingekerkerten Funktionäre der Bergarbeiterföderation des Westens, die des Mordes an Gouverneur Steunenberg von Idaho beschuldigt wurden – William D. Haywood, George Pettibone und Charles Moyer.

Dieser Angriff löste einen Proteststurm aus. Der Kampf um die Befreiung der drei unter falscher Anklage eingekerkerten wurde zum Mittelpunkt des Geschehens in der Arbeiterbewegung und vereinte 1906 und 1907 alle Gruppierungen. Er gehörte zu den großen Aktionen unserer Zeit zur Verteidigung der Arbeiterklasse. Die drei waren am 17. Februar 1906 in Denver (Kolorado) verhaftet und bei Nacht und Nebel von bewaffneten Wachmannschaften mit dem Zug in das Zuchthaus von Boise

(Idaho) geschafft worden. Vincent St. John, einer der angesehensten Organisatoren der Bergarbeiterföderation des Westens, saß schon in Idaho im Gefängnis. Eine derartige Entführung in einen anderen Bundesstaat ohne vorherige Gerichts-[83:]verhandlung erregte im ganzen Land den Zorn der Arbeiter. Die Erklärung Theodore Roosevelts goß Öl in die Flamme der Empörung.

Die Bergarbeiterföderation des Westens hatte, seit sie 1893 in Butte (Montana) das Licht der Welt erblickte, mutig für die Rechte der Kumpel im Erzbergbau gekämpft. Sie vereinte Arbeiter der Kupfer-, Blei-, Gold- und Silbergruben sowie Metall- und Hüttenarbeiter aus Montana, Idaho, Kolorado, Utah, Nevada und Arizona. Die Föderation hatte energisch das Organisationsrecht, Sicherheitsmaßnahmen und menschliche Arbeitsbedingungen sowie die Einhaltung des Gesetzes über den Achtstundentag in Kolorado und Utah gefordert, das von den Unternehmern nicht beachtet wurde. Sie hatte eine Reihe harter Streikkämpfe geführt – in Coeur d’Alene (Idaho), in Leadville, Telluride und Cripple Creek, damals eines der reichsten Goldgebiete der Welt. 1903 wurden tausend Soldaten der Bundesarmee dorthin geschickt. Sie wurden von Generaladjutant Sherman Bell befehligt, der durch folgenden Ausspruch berüchtigt wurde: „Zum Teufel mit ‚Unverletzlichkeit der Person‘! Gebt ihnen statt dessen einen Totenschein!“ Tausende von Bergarbeitern wurden verhaftet und hinter Stacheldraht gefangengehalten – das waren die ersten Konzentrationslager in Amerika. Viele Streikende wurden ausgewiesen, andere wurden ermordet.

Es wurden Verteidigungskonferenzen gebildet und regelmäßig zusammengerufen. Sie arbeiteten praktisch als Delegiertenkomitees, die von den Ortsgruppen der Sozialistischen Partei und der Sozialistischen Arbeiterpartei, von den AFL- und IWW-Gewerkschaften und von den Unterstützungsorganisationen der Arbeiter besetzt wurden. Von Küste zu Küste fanden gewaltige Kundgebungen und Demonstrationen statt. 20.000 Menschen besuchten die Kundgebung in Boston; am 1. Mai 1907 fand in New York auf dem Union Square eine große Protestkund-[84:]gebung statt (auf der auch ich als Rednerin auftrat). Fünfzigtausend marschierten in Chicago. In der ganzen Welt wurde das Interesse wach. Als Maxim Gorki nach New York kam, richtete er im Namen der russischen Arbeiter ein Grußtelegramm an die verhafteten amerikanischen Arbeiterführer. Die Sozialistische Partei im Staat Kolorado ernannte Haywood zum Kandidaten für den Gouverneursposten, während er im Gefängnis saß. Er erhielt 16.000 Stimmen. „Appeal to Reason“ (Appell an die Vernunft), eine Zeitung der sozialistischen Grundorganisation in Girard (Kansas), gab drei Millionen Exemplare ihrer „Entführungsausgabe“ und des berühmten Appells von Eugene V. Debs, „Erhebt Euch, Sklaven“, heraus. Daraufhin wurde das Blatt in einem Leitartikel des „Daily Statesman“ von Idaho als „Appeal to Treason“ (Appell zum Hochverrat) bezeichnet. Debs nahm kein Blatt vor den Mund. Er sagte: „Es ist ein übles Komplott, eine hundsgemeine Verschwörung, eine teuflische Schande.“ Er zitierte „den schmierigen Schnüffler, der den Fall gegen sie konstruiert“ und der erklärt hatte: „Sie werden nicht lebend aus Idaho herauskommen!“ Darauf antwortete Debs: „Bei Gott, wenn das geschieht, dann sollen sich die Gouverneure von Idaho und Kolorado und ihre Herren in der New-Yorker Wallstreet nur darauf vorbereiten, ihnen zu folgen!“

William D. Haywood stand als erster vor Gericht. Als Staatsanwalt trat William E. Borah auf, später Senator der USA für Idaho. Haywoods Verteidiger war der wortgewandte Arbeiteranwalt Clarence Darrow. Haywood, in Utah geboren und seit seinem fünfzehnten Lebensjahr Arbeiter, war ein junger, energiegeladener Mann, ein kraftvoller Führer dieser kämpferischen Gewerkschaft des Westens. Er hatte in den Gruben auf einem Auge das Sehvermögen verloren und trug an seinem Körper die Narben vieler Stich- und Schußwunden, die von den Angriffen der Soldaten und Wachtruppen der Grubenherrn herrührten. Im Juni 1905 war er Vorsitzender des Gründungs-[85:]kongresses der IWW in Chicago, die versuchten, alle unabhängigen Gewerkschaften in einer großen Bewegung zu Industriegewerkschaften zu vereinen. Eugene V. Debs, Mary Jones, genannt Mutter Jones, und Lucy Parsons, die Witwe des 1887 in Chicago gehängten Arbeiterführers, gehörten auch zu den Delegierten dieses Kongresses. Die meisten Delegierten des Gründungskongresses waren Sozialisten. In der Präambel, die damals angenommen wurde, wandten sich die IWW an „alle Schaffenden, sich zusammenschließen, auf dem Gebiet der Politik und der Produktion“. Kein fortschrittlicher amerikanischer Arbeiter zweifelte auch nur einen Augenblick daran, daß die Rolle Haywoods bei der Gründung dieser

neuen Organisation einer der Gründe dafür war, daß er ein paar Monate später unter falscher Beschuldigung verhaftet wurde.

Der Hauptzeuge gegen Haywood war Harry Orchard, ein Polizeispitzel, seinem eigenen Bekenntnis nach ein „fünfundzwanzigjähriger Meuchelmörder“. James McParlan, der damalige Leiter des Detektivbüros von Pinkerton in Denver, hatte ihn für seine Zeugenaussage gut gedrillt. McParlan war der Mann, der dreißig Jahre vorher die als „Molly Maguires“ bekannten zehn Bergarbeiter des Steinkohlengebietes von Pennsylvanien durch einen Meineid an den Galgen gebracht hatte. Orchard schwor, er habe Steunenberg getötet, und behauptete, die Angeklagten hätten ihn zu dieser Tat verleitet. Seine Zeugenaussage wurde von den Angeklagten und siebenundachtzig anderen Zeugen' widerlegt. Viele Zeugen hatten sich freiwillig gemeldet, um ihre Aussagen zu machen, nachdem sie Ordlands Behauptungen gehört hatten. Das Urteil lautete: „Nicht schuldig.“

Der Prozeß gegen Pettibone fand später statt. Aum er endete mit einem Freispruch. Pettibone starb kurze Zeit später an Tuberkulose. Moyer wurde ohne Gerichtsverhandlung freigelassen.

[86:] Harry Orchard erlitt das wohlverdiente Schicksal eines Achtgroschenjungen. Er hatte sich in offener Gerichtsverhandlung zu einem Mord bekannt und wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Jahre später hörte ich von einem Journalisten aus Idaho, daß er Angst vor den Bergarbeitern habe und es vorziehe, im Zuchthaus in Sicherheit zu bleiben. Damals waren Achtgroschenjungen noch keine Publikumshelden. Es herrschte eine gesunde Verachtung für ihr Judasgewerbe. Der Sohn des Gouverneurs Steunenberg protestierte bei der Kommission für Bewährungsfristen gegen verschiedene Versuche, Orchard zu entlassen. (Orchard starb am 13. April 1954 im bundesstaatlichen Zuchthaus von Boise.)

„Big Bill“ Haywood verließ das Gefängnis als Held – als Symbol für die Solidarität der Arbeiterklasse. Ein Reporter schilderte ihn als „groß an Körper, Geist und Mut“. Die Sozialistische Partei und alle anderen Arbeiterorganisationen, die ihn verteidigt hatten, veranstalteten für ihn eine Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten und Kanada, die zu einem wahren Triumphzug wurde. Er war ein äußerst mitreißender Redner, der mit beiden Beinen fest auf dem Erdboden stand. Ich erinnere mich, wie er einmal sagte: „Ihr müßt wissen, daß ich ein Zweirevolvermann aus dem wilden Westen bin.“ Und während das Publikum atemlos wartete, was nun kommen würde, zog er seine Gewerkschaftskarte aus der einen Tasche und seine Mitgliedskarte der Sozialistischen Partei aus der anderen. Im Jahre 1910 wählte ihn die Sozialistische Partei Amerikas als Delegierten zum Internationalen Sozialistenkongreß in Kopenhagen. Er erhielt mehr Stimmen als je ein Delegierter zuvor. Viele Jahre später, in der Sowjetunion, erinnerte Lenin Haywood daran, daß sie sich schon einmal in Kopenhagen gesehen hätten, er (Lenin) habe allerdings damals aus Sicherheitsgründen einen anderen Namen getragen.

[87:]

James Connolly, ein irischer Sozialist

Im Jahre 1907, während der Kampagne für die Befreiung Moyers, Haywoods und Pettibones, wurde ich aufgefordert, in Newark (New Jersey) auf einer Versammlung der Sozialistischen Arbeiterpartei zu sprechen. Die Sozialistische Partei von New Jersey, die entweder nicht eingeladen worden war oder die Teilnahme abgelehnt hatte, protestierte, als ich die Einladung annahm. Ich war aber der Meinung, daß ich überall hingehen müsse, wo ich aufgefordert wurde, für die Sache der Eingekerkerten zu sprechen. Unsere Rednertribüne war ein alter Wagen, der im Washington Park aufgestellt wurde. Das Pferd, das dazu neigte, bei lautem Beifall durchzugehen, war ausgespannt worden. Diese Versammlung ist ein unvergeßliches Ereignis in meinem Leben, weil ich hier James Connolly kennenlernte, den irischen Redner und Schriftsteller, den Arbeiterführer, der neun Jahre später, beim Osteraufstand 1916 in Dublin, sein Leben für die Freiheit Irlands hingab.

Als ich ihn kennenlernte, arbeitete er bei der Nähmaschinenfabrik Singer in Elizabeth (New Jersey) und mußte sich hart plagen, um seine Frau und seine sechs kleinen Kinder zu ernähren. Als er versuchte, in der Fabrik eine Gewerkschaftsgruppe zu gründen, wurde er entlassen. Er war klein von Wuchs, stämmig, ein unauffälliger Mensch mit großem schwarzem Schnurrbart, einer sehr hohen Stirn und traurigen dunklen Augen – ein Mann, der selten lächelte. Er war ein Gelehrter und hervorragender

Schriftsteller, aber beim Sprechen störte für amerikanische Begriffe sein breiter nordirischer Akzent, zu dem auch noch ein schottisches Rollen kam, da er lange in Glasgow gelebt hatte. Auf der Veranstaltung im Washington Park schüttete jemand Wasser in seinen Hut, zweifellos seinen einzigen. Mit etwas mißvergnügtem Gesicht schüttelte er ihn aus und ließ ihn trocknen, sagte aber kein Wort.

[88:] Ein zweites Mal sprachen Connolly und ich 1907 zusammen auf einer italienischen sozialistischen Versammlung früh am Sonntagmorgen. Ich wunderte mich damals, warum sie eine so merkwürdige Zeit auswählten, stellte aber dann fest, daß die Versammlung für diese wütenden Antiklerikalen eine Art Ersatz für die Kirche war und daß außerdem eine Versammlung zu dieser frühen Stunde nicht die heilige Handlung des großen Spaghetti-Essens mit Wein stören konnte, die später am Tage stattfand. Ich fragte Connolly: „Wer wird italienisch sprechen?“ Mit einem bei ihm so seltenen Lächeln sagte er: „Wir werden sehen. Irgend jemand wird schon sprechen.“ Nachdem wir beide gesprochen hatten, wurde eine Pause gemacht, und wir wurden hinter der Bühne mit Kaffee und Kuchen bewirtet, eine ungewohnte, aber sehr angenehme Abwechslung. Anderswo erhielten wir meist nur abgestandenes Wasser! Dann kehrten wir auf die Tribüne zurück, und Connolly stand auf. Er sprach ein schönes Italienisch, zu meiner Überraschung und zur großen Freude des Publikums, das ihm mit lauten „Viva“-Rufen dankte.

Später zog er in die Elton Avenue in Bronx, und die jüngeren Kinder unserer beiden Familien spielten zusammen. Patrick Quinlan, ein Freund der Familie, der ein Bücherregal mit Glastüren bei Connollys gelassen hatte, fand eines Tages bei einem Besuch zu seinem Schrecken alle Bücher auf dem Fußboden. Die Flynn- und Connollykinder spielten Beerdigung, und eines der Kinder war mit großer Pracht im Bücherregal aufgebahrt. „Wer ist denn gestorben?“ fragte Connolly. „Quinlan“, antworteten die Kinder seelenruhig. Fraglos liebten sie ihn nicht sehr.

Connolly arbeitete für die IWW und hatte sein Büro am Cooper Square. Er war ein hervorragender Organisator, was sich auch bei seiner späteren Arbeit für die irischen Transportarbeiter zusammen mit Jim Larkin zeigte. Die Sozialistische Arbeiterpartei hatte ihn 1902 aufgefordert, zu einer Vortragsreise zu kommen. Man hatte ihn zum Mitglied des Nationalen Exekutiv-[89:]komitees der Partei gewählt, und der Parteivorsitzende, Daniel De Leon, der keine Opposition vertragen konnte, war offen sichtlich eifersüchtig auf ihn. Connolly hatte 1896 an der Gründung der Sozialistisch-Republikanischen Partei teilgenommen und war Redakteur ihres Organs gewesen. Connollys Standpunkt, daß die irische Sozialistische Partei die Vertreterin der Sozialisten einer von Großbritannien völlig getrennten Nation sei, wurde 1910 vom Internationalen Sozialistenkongreß anerkannt, und die irischen Delegierten nahmen in dieser Eigenschaft am Kongreß teil. Als Connolly die Mitgliedschaft in der Sozialistischen Arbeiterpartei unmöglich gemacht wurde, trat er der Sozialistischen Partei bei und unternahm für sie Vortragsreisen durch das ganze Land. Connolly war der erste Mensch, von dem ich das Wort „Arbeiterrepublik“ hörte. Später nannte ihn ein Biograph, den irischen Apostel des Sowjetgedankens“, obwohl niemand von uns in jenen Tagen das Wort jemals gehört hatte.

Er war sich bewußt, daß die amerikanischen Sozialisten der Sache der nationalen Befreiung Irlands zu wenig Verständnis und Sympathie entgegenbrachten, daß die irischen Arbeiter von den Sozialisten zu leicht als „Reaktionäre“ abgetan wurden und daß man sich nicht genug Mühe gab, um die irisch-amerikanischen Arbeiter mit dem Sozialismus vertraut zu machen. 1907 erklärte George B. McClellan, Bürgermeister von New York, in einer Rede: „Es gibt russische Sozialisten, jüdische Sozialisten und deutsche Sozialisten! Aber es gibt, Gott sei es gedankt, keine irischen Sozialisten!“ Das war eine Herausforderung für Connolly, meinen Vater und viele andere mit gutem irischem Namen, die einer der beiden sozialistischen Parteien angehörten. Sie vereinigten sich zum Klub der irischen Sozialisten, der später als Föderation der irischen Sozialisten bekannt wurde. James Connolly war der Vorsitzende und meine Schwester Katherine Sekretärin. Sie war damals fünfzehn Jahre alt. Connolly war sehr dafür, „die jungen Menschen“ mitarbeiten zu lassen.

[90:] Die Föderation der irischen Sozialisten rief großen Protest bei den bereits bestehenden Föderationen hervor. Sie waren der Meinung, wir brauchten keine Föderation, weil wir ja keine fremde Sprache sprachen. Wir mußten aber ein Banner haben, unter dem wir kämpfen konnten. Im Einheitsklub waren wir gezwungen, zu sehr einzulenken, zu friedlich zu sein. Die Föderation entstand eines

Sonntagnachmittags in unserer Wohnung in Bronx. Connolly, Quinlan, O'Shaughnessy, Cooke, Cody, Daly, Ray und sämtliche Flynns waren da, auch unser treuer jüdischer Freund Sam Stodel, der mit unserer Absicht sympathisierte. Wir nahmen ihn aber nicht auf, weil wir fürchteten, lächerlich gemacht zu werden, wenn wir einen Juden in unserer Mitte hätten. Er ging in die Küche und fragte meine Mutter: „Haben Sie etwas zu essen für die ganze Gesellschaft?“ Meine Mutter gestand, daß sie nichts habe. Also ging er hinaus und kaufte Schinken, Käse, Corned Beef, Bier, Salzkeks und andere Sachen, um die tapferen Iren zu bewirten, wenn sie mit ihrer Versammlung fertig wären. Von Sam gestärkt, stürzten wir uns in den Kampf.

Die Föderation veranstaltete Straßenversammlungen, um zu zeigen, daß Bürgermeister McClellan ein Dummkopf und ein Lügner sei. Wir gingen besonders in die irischen Viertel, wo derartige Versammlungen niemals stattgefunden hatten. Wir trugen eine große grün-weiße Fahne, um anzukündigen, wer und was wir waren, mit der gälischen Losung „Faugh-a-Balach!“ (Freie Bahn!) in großen Buchstaben, von Harfen und Kleeblättern umrahmt. Die Versammlungen waren stürmisch, fanden aber schließlich an vielen Straßenecken Zustimmung. Ein deutscher Genosse, ein Schmied, hatte der Föderation eine feste Rednertribüne gebaut, die nicht leicht umgestoßen werden konnte, mit abnehmbaren Eisenfüßen, die im Notfall als „Shillelaghs“* benutzt werden konnten. Mit ihrer Hilfe konnte bei [91:] den Versammlungen Ordnung geschaffen und der Föderation ein heilsamer Respekt verschafft werden.

Die Föderation gab eine von James Connolly geschriebene Erklärung ihrer Ziele heraus: „Die revolutionäre Bewegung der Arbeiterklasse in Irland durch die Verbreitung von Literatur zu unterstützen; den irischen Arbeitern in diesem Lande die Kenntnis der sozialistischen Prinzipien zu übermitteln und sie darauf vorzubereiten, mit den Arbeitern aller anderen Rassen, Farben und Nationalitäten für die Befreiung der Arbeiterklasse zusammenzuarbeiten.“

James Connolly hat ein einziges Buch, „Labour in Irish History“ (Die Arbeiterklasse in der irischen Geschichte), ein Schauspiel und viele Broschüren geschrieben, und seine zahlreichen Schriften erschienen jahrelang in verschiedenen Arbeiterzeitungen und -zeitschriften. Die von ihm selbst herausgegebene Monatszeitschrift „The Harp“ (Die Harfe) enthielt viele Verse, die er selbst gedichtet hatte. Es war ein rührender Anblick, ihn armselig gekleidet vor der Tür der Cooper Union oder eines anderen Versammlungssaals im Osten stehen und seine kleine Zeitschrift verkaufen zu sehen. Nicht einer der wohlhabenden irischen Intellektuellen, die sich nach seinem Tode in ihrer Bewunderung für ihn überstürzten, reichte ihm damals eine helfende Hand. James Connolly war für sie ein Verfemter, ein „So'-zialist“.

Er kannte keinen falschen Stolz und ermunterte auch andere durch sein Beispiel, die einfachen Aufgaben nicht zu scheuen. Bei Straßenversammlungen forderte er diejenigen, die im Sprechen noch keine Erfahrung hatten, auf, „die Versammlung zu leiten“, damit sie es lernten. Connolly hatte aus seinem großen Wissen heraus ein außergewöhnliches Geschick, mit den irischen Arbeitern zu sprechen. Wenn nötig, sagte er die Wahrheit scharf und energisch, wie in den folgenden Zeilen aus „The Harp“ vom November 1900:

[92:] „Für den gewöhnlichen, nicht sozialistischen Iren ist der Gedanke, einer internationalen politischen Partei anzugehören, undenkbar und verabscheuungswürdig. Er glaubt, die Zugehörigkeit zu einer solchen Partei würde die Wurzeln seiner irischen Natur aus der Erde zerren. Natürlich gehört fast jeder Ire einer Kirche an – der römisch-katholischen Kirche – der am stärksten internationalen Institution, die es überhaupt gibt. Das erscheint ihm nicht grauenvoll, im Gegenteil, er ist eher stolz darauf, daß seine Kirche sich über die ganze Welt ausbreitet, daß sie die Grenzen der Zivilisation überschreitet, in die Tiefe der Wildnis eindringt und sich nicht um Rasse, Farbe oder Nationalität kümmert ... Obwohl er aber sein Leben für eine Kirche hergeben würde, die er als ‚katholisch‘ und weltumspannend rühmt, wendet er sich schaudernd von einer wirtschaftlichen oder politischen Bewegung ab, die in gleicher Weise die ganze Welt umfaßt.“

* irisch; kurzer Knüppel, meist aus Eichenholz. *Die Red.*

Connolly gab „The Harp“ bei uns als offizielles Organ der Föderation der irischen Sozialisten heraus und nahm sie 1910 nach Dublin mit.

Die IWW „erregen das Volk“

Als „William D. Haywood, damals Sekretär der Bergarbeiterföderation des Westens, 1905 den ersten Kongreß der IWW eröffnete, sagte er: „Dies ist der Kontinentalkongreß* der Arbeiterklasse.“ George Speed, ein Veteran der Gewerkschaftsbewegung, der bei der Gründung der an die AFL angeschlossenen Vereinigung der Seeleute mitgearbeitet hatte und später lange Jahre Mitglied der IWW war, beschrieb diesen Kon-[93:]greß als „die größte Ansammlung wunderlicher Gestalten, die sich jemals zu einem Kongreß zusammenfanden“. In beiden Aussprüchen steckt ein Körnchen Wahrheit. Das Entstehen der IWW war ein wichtiges Ereignis. Wie ein leuchtender Komet erhellten sie von 1905 bis 1920 den Weg der amerikanischen Arbeiterbewegung. Sie machten Arbeitergeschichte und drückten der Arbeiterbewegung einen unauslöschlichen Stempel auf.

Die IWW waren eine aktive, kämpferische Gewerkschaft der Arbeiterklasse. Die Klasse der Unternehmer merkte das sehr bald und bekämpfte sie von den ersten Tagen ihres Bestehens an. Die IWW identifizierten sich mit allen dringenden unmittelbaren Forderungen der ärmsten, der am schärfsten ausgebeuteten, der am schwersten unterdrückten Arbeiter. Sie „schürten die Flamme“ ihrer Unzufriedenheit. Sie führten die Arbeiter in vielen heldenhaften Kämpfen, die sie oft selbst organisierten. Oder sie sprangen ein, um die Arbeiter zu führen, wenn ein Streik bereits ausgebrochen war. Die berühmte Anklage gegen Jesus „Er hat das Volk erregt“ paßte genau auf die IWW. Sie zogen aus, um die unorganisierten, ungelerten eingewanderten Arbeiter in den Massenindustrien des Ostens und die Wanderarbeiter des Westens zu organisieren. Diese waren in ihrer Mehrheit gebürtige Amerikaner und arbeiteten auf See, in den Holzfällerlagern, in der Landwirtschaft, beim Bergbau und auf den Baustellen. Im Osten und Süden kamen sie zu den Arbeitern der Textil- und Kautschukfabriken und der Bergwerke, zu den Seeleuten und Holzfällern und zu den Arbeitern verschiedener kleinerer Industrien. In der Stadt New York gab es zum Beispiel Organisationen der IWW in der Konfektion, in der Textil-, Schuh-, Zigarren- und Korbwarenindustrie, bei den Instrumentenbauern, den Messingschmieden und im Gastwirtsgewerbe. Im Westen gab es eine IWW-Organisation der Cowboys und Zureiter wilder Pferde. Die gesamte werktätige Bevölkerung der sagenhaften Stadt Goldfield (Nevada) wurde [94:] 1906 von Vincent St. John für die IWW gewonnen. Selbst die italienischen Tagelöhner, die in der amerikanischen Militärakademie von West Point arbeiteten, waren bei den IWW organisiert. Im erinnere mich, daß ich etwa 1911 vor ihnen sprach.

Ich wurde 1906 Mitglied der IWW und gehörte der gemischten Gewerkschaftsgruppe 179 in New York an, einer Art Gewerkschaft für alle. Wie ich die strenge Bestimmung umgehen konnte, daß nur derjenige Mitglied der Gewerkschaft werden durfte, der in einem festen Lohnverhältnis stand, weiß ich heute nicht mehr. Wahrscheinlich weil ich noch sehr jung war und bis dahin ausschließlich für die Bewegung gearbeitet hatte, hin und wieder gegen Bezahlung, oft aber unentgeltlich. Vielleicht war der Grund auch eine besondere Bestimmung für „Frauen und Jugendliche“, die auf dem Kongreß von 1906 angenommen wurde. Mein erstes Erlebnis bei den IWW in jenem Sommer war eine Reise mit dem Nachtdampfer den Hudson hinauf nach Schenectady (New York) in Richtung Albany. Ich sollte dort auf einer Protestkundgebung für Moyer, Haywood und Pettibone im Brandywine Park sprechen. Es war eine Massenkundgebung. Später im Jahr führten die IWW einen Streik, an dem etwa dreitausend Mann teilnahmen, gegen die General Electric Company. Die Arbeiter verließen den Betrieb nicht, sondern blieben bei ihren Maschinen und stellten nur die Produktion ein. Diese Aktion der IWW in Schenectady war meines Wissens der erste „Sitzstreik“ im Osten der Vereinigten Staaten. Die AFL drohte jeder Gewerkschaft, die es wagen sollte, die IWW durch einen Sympathiestreik zu unterstützen, mit Ausschluß. Unser Streik endete sehr schnell.

Meine erste eigene Streikerfahrung erhielt ich in Bridgeport (Connecticut) im Sommer 1907 bei den Arbeitern des Röhrenwerks, meist Ungarn. Im war sehr belustigt, als ein überenthusiastischer junger

* Anspielung auf den Kontinentalkongreß der dreizehn englischen Kolonien in Nordamerika, auf dem 1776 die Unabhängigkeitserklärung angenommen wurde. *Die Red.*

Mann Ella Reeve Bloor 1938 während einer [95:] großen Kampagne erzählte: „Mutter, wir hatten einen Streik in Bridgeport – den ersten Streik, der dort jemals gewesen ist!“ Sie antwortete empört: „Ich habe dort einen Streik der Korsettnäherinnen geleitet, ehe du überhaupt geboren warst. Und wie ist es mit dir, Elizabeth?“ Als ich ihm erzählte, daß mein erster Streik dort tatsächlich mehr als dreißig Jahre zurücklag, war er sprachlos. Damals nahm ich zum erstenmal an Sitzungen eines Streikkomitees, an Massenstreikpostenketten und an täglichen zweisprachigen Versammlungen teil, die von melancholischer ungarischer Geigenmusik umrahmt wurden. Kurze Zeit wohnte ich bei einem Arbeiter und schlief mit der Frau und ihrem Baby in einem Bett, während die Männer in der Küche auf dem Fußboden übernachteten. Später verschaffte mir ein mit dem Streik Sympathisierender ein eigenes Zimmer. Die Streikversammlungen fanden in der Nähe der Fabrik statt, wo die Arbeiter auch wohnten. Abends gingen wir in das Stadttinnere und sprachen in der Hauptstraße, um die Bewohner der Stadt mit den Bedingungen und Forderungen der streikenden Arbeiter bekannt zu machen. Wir erhielten auf diese Art starke Unterstützung und konnten den Streik gewinnen.

Der erste IWW-Kongreß, an dem ich teilnahm, fand 1907 in Chicago statt – ich war knapp siebzehn Jahre alt und besuchte noch die Oberschule. Meine Familie und meine Freunde wollten mich eigentlich nicht gehen lassen, aber ich war fest entschlossen. Die Gewerkschaftsgruppe 179 hatte mich als Delegierte gewählt. Geld hatte sie nicht, aber wir konnten genug bei den Mitgliedern des Einheitsklubs sammeln. Ich zahlte achtzehn Dollar für die Fahrt und brachte die weite Reise in einem gewöhnlichen Eisenbahnabteil sitzend hinter mich. Als ich in Chicago am Bahnhof Wabash Avenue der Pennsylvania-Eisenbahn ankam, war mir doch recht ängstlich zumute, ganz allein und so weit von zu Hause. Ich hatte die Adresse einer Freundin, Mrs. Josephine Conger Kanako, die mich eingeladen hatte, [96:] während meines Aufenthaltes bei ihr zu wohnen. Sie leitete eine Zeitschrift, die sich „The Socialist Woman“ (Die sozialistische Frau) nannte. Sie war eine große, magere, schlichte Frau. Ihr Mann war Japaner und sehr klein. Sie waren ein ungleiches Paar, aber anscheinend waren sie sehr glücklich. Er kehrte später nach Japan zurück und fiel dort der Tuberkulose zum Opfer.

Ich fragte mich zu ihrer Wohnung durch und lernte sie als eine äußerst liebenswürdige Frau kennen. Aber sie wohnte weit draußen im Süden, in der Cottage Avenue, und der Kongreß fand in der nördlichen Clark Street in der alten Brandt Hall statt. Nach ein paar Tagen zog ich daher in die Wohnung von William L. Trautman, dem damaligen Sekretär der IWW.

Chicago gefiel mir, und es gefällt mir auch heute noch. Es ist eine große, weit ausladende Stadt, schmutzig, grau, lebendig, wirklich, ohne Heuchelei oder Aufgeblasenheit, von Leben überströmend und dem Herzen Amerikas viel näher als irgendeine Stadt des Ostens. Ich staunte über die mangelnde Zivilisation. Ich sah, wie Ratten über die hölzernen Bürgersteige der Milwaukee Avenue liefen. Ich besuchte die Schlachthöfe – und konnte nicht mit ansehen, wie die Tiere getötet wurden. Das verängstigte Quieken war furchtbar. Ich konnte kein Fleisch essen. Es roch dort schlecht, sah schlecht aus und hinterließ bei mir noch tagelang einen schlechten Geschmack. Aber ich erhielt einen bleibenden Eindruck von den Arbeitern in einem großen Produktionsbetrieb und von den Aufgaben, die noch vor uns lagen, um sie zu organisieren.

Mit anderen Delegierten saß ich im obersten Rang eines Theaters und sah E. H. Southern in „Schuld und Sühne“. Wir besuchten die Weiße Stadt und einige Gebäude, die noch von der Weltausstellung zurückgeblieben waren – ich glaube, es waren Museen. Ich hatte ein kindliches Vergnügen daran, im „Westen“ zu sein, und verliebte mich richtig in die „Leute aus dem Westen“.

[97:] Eines meiner großen Erlebnisse auf diesem Kongreß war das Zusammentreffen mit Lucy Parsons, der Witwe von Albert Parsons, den man zwanzig Jahre vorher im Hof des Gefängnisses von Cook County im Herzen Chikagos hingerichtet hatte. Während er zum Galgen gegangen war, hatte man sie auf dem Polizeirevier in der Clark Street, nicht weit von unserem Versammlungsraum, gefangengehalten. Ich lernte Oscar Neebe kennen, einen der Mitangeklagten Parsons', einen der eingekerkerten Märtyrer des Kampfes um den Achtstundentag, der von Gouverneur Altgeld begnadigt worden war. Ich erinnere mich, wie warmherzig Mrs. Parsons zu uns jungen Leuten sprach und uns auf den Ernst der bevorstehenden Kämpfe aufmerksam machte, die uns Gefängnis und Tod bringen

konnten, noch ehe der Sieg errungen war. Jahrelang reiste sie von Stadt zu Stadt, klopfte an die Türen der örtlichen Gewerkschaften und erzählte die Geschichte des Chikagoer Prozesses. Ihr Mann hatte gesagt: „Wasche unsere Namen rein!“ Und das hatte sie zu ihrer Lebensaufgabe gemacht.

Im kann mich nicht erinnern, daß sich auf diesem Kongreß der IWW etwas besonders Aufregendes ereignete. Für mich war es schon ein großes Abenteuer, diese Reise ganz allein zu machen.

Ich lerne Tom L. Johnson kennen

Nach dem Kongreß der IWW kehrte ich nach New York zurück. Unterwegs machte ich jedoch in mehreren mittelwestlichen Städten halt. Zunächst sprach ich in Cincinnati. Die roten Häuser mit ihren Fensterläden, die Hügel, die deutsche Atmosphäre und sogar ein Kanal, der den Namen Rhein erhalten hatte, das alles entzückte mich. Als ich Jahre später wieder dorthin kam, war ich sehr enttäuscht, statt des Kanals eine Straße [98:] vorzufinden. In Cincinnati sah ich, wie Schweine durch die Straßen zum Schlachthof getrieben wurden.

Besonders gut erinnere ich mich an meinen Besuch in Cleveland, wo ich als Kind gelebt hatte. Ich wohnte bei einer Familie, die der Sozialistischen Arbeiterpartei angehörte, in deren Namen ich auch sprach. Meine erste Versammlung fand um die Mittagszeit auf dem zentralen Platz statt, auf einer der steinernen Rednertribünen, die auf Veranlassung von Tom L. Johnson, dem Bürgermeister Cleverlands, zur freien Benutzung aufgestellt worden waren. Johnson war bekannt als Reformler, als Anhänger des Gemeindegüterbesitzes, als Kämpfer gegen die Monopole, besonders im Verkehrswesen, als ein Mann, der für einen Fahrpreis von drei Cent gekämpft hatte. Er wurde als Kind einer armen Familie geboren, begann als Zeitungsjunge zu arbeiten und landete schließlich im Straßenbahngeschäft, wo er als Kapitalist aufsehenerregende Erfolge erzielte und sogar Mark Hannas Straßenbahngesellschaft, die „Consolidated“, bedrohte. Er wurde ein reicher Mann. Dann gab ihm jemand Henry Georges „Progress and Poverty“ (Fortschritt und Armut) in die Hand. Bücher und Ideen sind eine Macht. Er verkaufte sein Geschäft und wandte sich der Politik zu, um gegen das System zu kämpfen, das ihn reich gemacht hatte, aber, wie er nun wußte, auf Kosten Tausender, die arm waren. Er kämpfte gut, so wie er es verstand.

Während ich an diesem Mittag des Jahres 1907 sprach, kam ein freundlicher Mann mit rundem Gesicht in Begleitung mehrerer anderer durch den Park und stellte sich ruhig zu den Zuhörern. Als ich meine Rede beendet hatte, kam er durch die Menschenmenge auf mich zu, und jemand sagte: „Wollen Sie Bürgermeister Johnson guten Tag sagen, Miss Flynn?“ Er gefiel mir, aber ich war mir nicht darüber klar, ob es mir meine klassenbewußten sozialistischen Grundsätze gestatten würden, mit ihm Freundschaft zu schließen. Doch er entschied die Frage im [99:] Handumdrehen, indem er sagte: „Kommen Sie zu uns essen!“ und mich kurzerhand von der Rednertribüne zog. Einige meiner Genossen machten etwas bedenkliche Gesichter. Ich fürchtete, in dieser Minute und an dieser Stelle zur Verräterin an der Arbeiterklasse zu werden, aber andere sagten: „Geh nur, was ist schon dabei?“

Also ging es los, in einem großen Wagen, zu seinem Haus in der Euclid Avenue. Ich erinnere mich, daß ich dort Frederick und Marie Jenny Howe und Peter Witt kennenlernte. Meine Verlegenheit war groß, obwohl ich versuchte, ruhig zu erscheinen, als ob jeden Tag ein Bürgermeister mit mir davonsauste. Johnson fuhr mich in der ganzen Stadt herum und erzählte mir, welche Pläne er für ihre Verbesserung habe. Auf den Fahrpreis von drei Cent, der hier in der Straßenbahn gezahlt wurde, war er sehr stolz. Er war geradezu und aufrichtig und erzählte mir, wie enttäuscht er sei, daß seine Tochter die Bühne verlassen habe, um einen Ausländer mit einem Titel zu heiraten, daß er aber hoffe, sie werde ihm bald den Laufpaß geben.

Die Politiker und großen Geschäftsleute drängten Johnson später an die Wand, und das brach ihm das Herz. 1912 sah ich Peter Witt, der zu der Zeit Bürgermeister von Cleveland war, und er gab mir zur Erinnerung an Tom Johnson eine Spende für die streikenden Arbeiter von Lawrence.

Das Ehepaar Howe, das ich mittags bei Johnson kennengelernt hatte, nahm mich am gleichen Abend zu einer Rede Johnsons mit, und wir blieben jahrelang gute Freunde. Fred Howe wurde zur Amtszeit

Präsident Wilsons der Verantwortliche für die Einwanderungsstation Ellis Island. Seine sehr talentierte Frau war Geistliche und führende Frauenrechtlerin.

Es war ein schönes Erlebnis, Tom Johnson an jenem Abend sprechen zu hören – er gab sich ungezwungen, sprach einfach, ließ sich auf Streitgespräche mit den Zuhörern ein. Er war sehr [100:] humorvoll, immer freundlich, aber dabei scharf und schnell in seinen Antworten. Das Volk liebte ihn, während er bei den Reichen als „Verräter an seiner Klasse“ verhaßt war. Johnson schilderte sich selbst als einen Bekehrten von der Plutokratie zur Demokratie, zu allen Zeiten eine Seltenheit. Als ich Cleveland verließ, gab er mir ein Empfehlungsschreiben an den Bürgermeister von Youngstown, „damit Sie dort keine Schwierigkeiten haben“.

Mein außergewöhnliches Erlebnis gab den Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterpartei in Cleveland, der „Reinsten der Reinen“, viel zu denken. Die jungen Töchter der Familie, bei der ich wohnte, fanden es höchst aufregend und fesselnd, aber die älteren Leute in der Sozialistischen Arbeiterpartei machten sich große Sorgen, ob ich sie nicht rettungslos kompromittiert habe, weil ich Umgang mit einem „kapitalistischen Bürgermeister“ gehabt hatte.

Mit Tom L. Johnson blieb ich im Briefwechsel. Er verschaffte meinem Vater eine Arbeit als Ingenieur, die von längerer Dauer war. Einige Jahre später starb er. Ein Denkmal für ihn steht auf dem Platz nicht weit von der Tribüne, auf der ich sprach – eine verspätete Würdigung des Mannes, der so viel für seine Stadt getan hat. Ich winkte immer grüßend hinüber, wenn ich in späteren Jahren dort vorbeikam.

Das brausende Pittsburgh

Von Cleveland fuhr ich nach Warren, Elyria, Akron, Youngstown und Pittsburgh. In Youngstown ereignete sich nichts Besonderes. Ich brauchte das Empfehlungsschreiben an den Bürgermeister nicht. Es ist doch herrlich, jung zu sein und Orte wie diese mit den staunenden und begeisterten Augen der [101:] Jugend zu sehen. In Elyria besuchte ich eine Glashütte und sah, wie Arbeiter aus langen Glasrohren die Glashüllen für Glühlampen bliesen.

In Pittsburgh wohnte ich auf einer Anhöhe, die wir nur durch einen Tunnel oder mit der Zahnradbahn erreichen konnten. Am Tage konnten wir die Stadt unter uns vor Raum nicht erkennen. Ich werde niemals meinen ersten Besuch in Pittsburgh vergessen, die großen feuersprühenden Werke an beiden Ufern des Ohio, das Donnern und Krachen der Schmelzöfen, den meilenweiten Feuerschein am nächtlichen Himmel, den Rauch, die gasgeschwängerte Luft, den Schmutz und Ruß, der durch jede Ritze drang.

Industriebetriebe haben mich immer angezogen, und ich suchte sie auf, wo ich nur konnte. Damals war das noch recht leicht. Ich besuchte die Heinz-Konservenfabrik in Allegheny City, jetzt Pittsburgh-Nord. Die Finger der Mädchen bewegten sich so flink, wie die Gläser und Büchsen auf dem Band vorbeizogen, man sah sie kaum. Besucher erhielten auf einem Teller eine Musterauswahl der Konserven und zum Andenken einen Löffel mit gurkenförmigem Griff. Die Pferde wurden gut gepflegt, stellte ich fest. Sie standen in gekachelten Boxen und wurden sauber gehalten und gut gefüttert. In meinen Reden verglich ich das mit den Zuständen in den Pensionen, in denen dort die Arbeiter hausten.

Ich besuchte auch das Werk in Homestead, wo sich fünfzehn Jahre zuvor ein grausamer Kampf abgespielt hatte: Dreihundert bewaffnete Pinkerton-Detektive waren auf Schiffen den Alleghenyfluß heraufgefahren und hatten in die Streikenden hineingeschossen, die am Ufer versammelt waren. Ein Kampf war ausgebrochen, in dem sechs Arbeiter getötet wurden. Schließlich waren die Pinkerton-Detektive von den Arbeitern aus der Stadt gejagt worden. Ich durfte durch das Werk gehen, mußte aber vorher ein Schreiben unterzeichnen, das die Ge-[102:]sellschaft von jeder Verantwortung freisprach, falls mir etwas zustieße. Ich hatte das Gefühl, in ein Inferno zu kommen. Es erregte mich zutiefst: das Krachen, das unerwartete Hervorbrechen einer Flamme, die Hitze, die schwitzenden Arbeiter, einige mit bloßem Oberkörper, die die großen Öfen und Gießpfannen bedienen. Wir gingen meilenweit, sahen den ganzen Arbeitsprozeß, vom rohen roten Erz bis zum Fertigprodukt. All diese Erfahrungen aus erster Hand kamen mir für meine Reden zugute.

Man zeigte mir auch eine Kohlengrube in der Nähe von Pittsburgh. Sie wurde von der Flanke eines Berges aus befahren, nicht durch einen senkrechten Schacht. Ich hörte das Krachen der Kohlendecke – ein unheilverkündender Laut. An den Seiten sickerte Wasser herab. Das war lange vor der Zeit der lauten Schrämmaschinen und Ladevorrichtungen, wie sie heute gebraucht werden. Die traurig blickenden Maultiere, die damals den ganzen Transport bewältigten, hatten ihre Ställe unten in der Tiefe der Erde. Es heißt, daß die Bergarbeiter abergläubisch sind und Frauen in der Grube nicht gern sehen, aber ich fand keine Ablehnung, nur freundlich lächelnde Gesichter. Die Lämpchen auf ihren Mützen beleuchteten funkelnde Augen in den staubbedeckten Gesichtern der Kohlengräber. Für mich waren sie damals und sind sie auch heute noch die unbesungenen Helden der Arbeiterklasse, die täglich ihr Leben aufs Spiel setzen, damit wir Licht, Wärme und Strom haben. Sie waren damals und sind auch heute noch eine Quelle gewaltiger Profite für die Grubenherren. Sie hausen in elenden Baracken in abgelegenen hinterwäldlerischen Lagern, in einsamen Bergen und Tälern, in trostlosen kleinen Städten, ohne geeignete Krankenhäuser, sanitäre Anlagen, Trinkwasser, Licht, Wohnungen, Straßen, Unterhaltungs- und Bildungsmöglichkeiten. Was sie errungen haben, und es ist wenig genug, erzwangen sie durch die Kraft ihrer Gewerkschaft in erbitterten Kämpfen. Kein [103:] Wunder, daß kein amerikanischer Bergarbeiter wünscht, sein Sohn möge ihm in die dunkle und gefährliche Tiefe der Erde folgen!

Wohin ich auch in früheren Jahren reiste, immer versuchte ich, die örtlichen Industriebetriebe zu besuchen. Später wurde ich zu „berüchtigt“, um einen Betrieb betreten zu dürfen, außerdem wurden im ersten Weltkrieg und danach strengere Bestimmungen eingeführt. In früheren Jahren sah ich die Ford-Werke in Detroit, die Fabrik für Registrierkassen in Dayton (Ohio), ein Sägewerk im Nordwesten, einen Töpfereibetrieb in Cincinnati, eine Kupfergrube in Butte, die so tief hinabreichte, daß die Erde heiß war, eine Silbergrube in Britisch-Kolumbien, eine Textilfabrik in Olneyville (Rhode Island), in der an einem heißen Sommertag alle Fenster geschlossen waren, damit nur ja kein Luftzug die Gewebe auf den Webstühlen in Unordnung bringen könnte. Auf all diesen Reisen sah ich natürlich nur das, was die Führer den Besuchern zeigen durften. Ich sah aber auch, was nicht verborgen werden konnte: Maschinen, durch die Arbeiter auf die Straße geworfen wurden, beschleunigtes Tempo der Fließbänder, Massenproduktion und die Gefahren einer solchen Arbeit. Auf meinen Versammlungen erzählten mir die Arbeiter von den Zuständen in diesen Betrieben, von Löhnen und Arbeitszeit, von ihren Versuchen, sich zu organisieren, und von den Anschlägen der Unternehmer, die sie daran hindern wollten. Ich hörte gut zu, eifrig darauf bedacht, die Hemmnisse meiner Jugend und Unerfahrenheit zu überwinden. Auf all meinen Reisen sammelte ich eine Unmenge Informationen über das Leben der Arbeiter.

Als ich nach etwa zwei Wochen Pittsburgh verließ, zahlte mir die Gewerkschaft zu meiner großen Überraschung zwei Wochengehälter eines Organisations – sechsunddreißig Dollar. (Die IWW zahlten achtzehn Dollar in der Woche und Unkosten.) Unter den Münzen befand sich ein Goldstück für zwanzig [104:] Dollar. Noch nie hatte man mich als Organisator betrachtet, und ich hatte auch noch nie so viel Geld auf einmal erhalten. Ich war sehr stolz und fühlte mich reich.

Rotes Erz für Stahl – Mesaba Range

Nachdem ich bei den verschiedenen IWW-Gewerkschaften in New York über den Kongreß und meine Reise berichtet hatte, wurde das Leben überaus eintönig. Ich hatte Geschmack am Reisen gefunden, die Wanderlust steckte mir im Blut, und ich wollte nicht in die Schule zurückkehren. Es paßte mir durchaus nicht, daß die Erwachsenen im Einheitsklub und vor allen Dingen mein Vater sich in meine Angelegenheiten einmischten. Er hatte ein eigenes Talent, mit anderen Menschen in Streit zu geraten. Mit Connolly und anderen hatte er sich gestritten und verlangte nun, daß ich seinen Groll gegen alle teilen sollte. Im August 1907 war mein siebzehnter Geburtstag. Als die Genossen sich bei uns versammelten, sagte meine Mutter zu meinem Vater: „Das ist doch lächerlich. Kein Mensch hier ist jünger als vierzig!“

In dem Sommer erprobte ich noch einmal meine Flügel und besuchte Paterson (New Jersey). Ich blieb eine Woche oder zehn Tage und sprach jeden Abend im großen Saal der IWW, der in einer der Hauptstraßen der Seidenstadt lag. Dort wurde ich mit vielen Arbeitern bekannt, die ich sechs Jahre später, zur Zeit unseres großen IWW-Streiks, näher kennenlernen sollte.

Einer der Delegierten des gerade abgeschlossenen Kongresses der IWW, J. A. Jones aus Minnesota, begann mir zu schreiben und mich zu drängen, eine Reise nach dem Mesaba Range nördlich von Duluth zu unternehmen, um dort zu sprechen. Es be-[105:]durfte keiner großen Überredungskunst; ich wollte nur zu gern fahren. Meine Eltern erlaubten es, wenn auch sehr ungern, und los ging es wieder. Jones war zu der Zeit dort Organisator der IWW. Vorher hatte er als Organisator für die Bergarbeiterföderation des Westens gearbeitet. Wir trafen uns im Dezember 1907 in Duluth, und ich sprach dort in den Ortsgruppen der Sozialistischen Partei und der IWW. Dann fuhren wir in das Eisenerzgebiet etwa sechzig Meilen nördlich von Duluth. Es wurde damals wie heute von der US Steel Corporation beherrscht.

Jones hatte eine Reihe von Versammlungen in den düsteren Städten des sechzig Meilen langen Höhenzuges – von Hibbing bis Biwabik – vorbereitet. Ich sprach in den Sälen der Bergarbeiter und in den Versammlungsräumen der örtlichen finnischen Vereinigungen. Es herrschte Frostwetter, und die Menschen drängten sich um die großen, dickbäuchigen Öfen, die rot glühten. Ein paar Schritte davon entfernt war es kalt. In den Schlafzimmern gefror in der Nacht das Waschwasser im Krug.

Die schneebedeckte Landschaft mit ihren herrlichen Fichten und Kiefern war von den großen offenen Gruben zerrissen, wo das reiche rote Eisenerz mit gewaltigen Dampfbaggern im Tagebau gewonnen wurde. Die Oliver Iron Mining Company, eine Tochtergesellschaft der US Steel, besaß die Schürfrechte für den Boden, auf dem die Städte standen. Wenn sie beschloß, eine der Gruben zu erweitern, mußten oft genug die Städte weichen. Alle Gebäude waren daher auch nur für kurze Dauer gebaut, schäbig und billig. Ein paar Jahre später hatte es die Bevölkerung allerdings satt, in Baracken zu hausen und der Gnade und Barmherzigkeit der Gesellschaft ausgeliefert zu sein. Sie wählte fortschrittliche Bürgermeister, die nicht der Grubengesellschaft hörig waren. Diese suchten sich einen ständigen Platz für ihre Städte und brummten den Grubengesellschaften eine hohe Steuer auf. Das Geld benutzten sie, um Straßen und Bürger-[106:]steige zu pflastern, Schulen und öffentliche Gebäude zu bauen, Licht zu legen und allgemein aus den „Ortschaften“, wie sie genannt wurden, vorbildliche Städte zu machen. Es wurden sogar öffentliche Trinkwasseranlagen auf den Straßen errichtet. In Hibbing verschwand bei einer der letzten „Aktionen“ die alte Carnegie-Bibliothek. An ihrer Stelle entstand eine funkelneue öffentliche Stadtbücherei – ohne ein Dankeschön für Carnegie. Der Mesaba Range, wie ich ihn 1907 kennenlernte, erinnerte an die primitive Pionierzeit im Westen. Die Veränderungen kamen alle erst später.

Das Erz wurde in offene Loren geladen, an die Kais von Duluth gebracht und dann über die großen Seen, wenn sie nicht zugefroren waren, nach dem Osten in die Stahlwerke in Ohio und Pennsylvanien geschickt. Es war eine Grundindustrie in rohester Form, in einem rauben und wilden Land. Ich war jung, noch nicht einmal achtzehn. Ich machte mir romantische Vorstellungen vom Leben hier – das so verschieden vom Leben in New York war – und von dem Organisator, der hier unter so großen Strapazen lebte und arbeitete. Ich verliebte mich in ihn, und wir heirateten im Januar 1908.

Eine scherzhafte Bemerkung von Vincent St. John über meine Heirat, die ich damals sehr übelnahm, war äußerst treffend. Er sagte: „Elizabeth hat sich in den Westen und in die Bergarbeiter verliebt. Den ersten, den sie kennenlernte, hat sie geheiratet.“ Jack Jones war ein Kumpel aus dem Erzbergbau. Um ihn schwebte der Glanz der Bergarbeiterföderation des Westens. Neben meinem derzeitigen über vierzig Jahre alten Bewunderer in New York, der als Angestellter in einem Eisenwarengeschäft arbeitete, war für mich, ein siebzehnjähriges Mädchen, Jack tatsächlich romantisch. Er war Anfang Dreißig, jugendlich und kräftig, mittelgroß, mit einem netten, freundlichen Lächeln und tiefblauen Augen. Er war schottisch-englischer Herkunft und hatte überall im Westen gearbeitet.

[107:] Kurz nach unserer Heirat mußte ich nach Minneapolis und St. Paul fahren, um für die IWW auf Versammlungen zu sprechen, die schon lange fällig waren. Kaum war ich abgereist, wurde Jack mit zwei anderen Bergarbeitern verhaftet und beschuldigt, einen Sprengstoffanschlag auf das Wohnhaus eines Grubenherrn in Aurora (Minnesota) versucht zu haben. Sensationslüsterne Berichte erschienen sogar in den New-Yorker Zeitungen. „Das Gesetz greift rauh in die Flitterwochen des Agitatorenmädchens“, lautete die Schlagzeile der „New York World“, und in einer anderen hieß es:

„Eintageshemann des Agitatorenmädchens sitzt im Gefängnis“. Die „News Tribune“ in Duluth brachte einen Bericht aus Aurora: „Eine junge Frau, Elizabeth Gurley Flynn, sprach kürzlich hier, und ihre Rede war besonders aufrührerisch ... Einige der unwissenden Bergarbeiter nahmen das, was sie sagte, zu genau, und als die Grubendirektion beschloß, die Nachtschicht zu entlassen und sich auf die Arbeit der Tagschicht zu beschränken, kamen einige der entlassenen Männer auf den Gedanken, Nicholas, der unmittelbare Vorgesetzte, sei dafür verantwortlich.“

Aber die Sache hatte keine ernsten Folgen. Jack wurde acht Tage festgehalten und dann wegen Mangels an Beweisen entlassen. Auf seine dringende Bitte und weil meine Familie sehr beunruhigt war, fuhr ich nach Hause. Eine so romantische Entwicklung hatten meine Angehörigen anscheinend nicht vorausgesehen, und nun auch noch die Verhaftung; Ich kehrte im Frühjahr nach Duluth zurück, wo Jones Arbeit beim Bau eines Eisenbahntunnels erhielt und auch meinen Vater als Ingenieur dort unterbrachte. Aber sie „agitierten“ bei der Arbeit so viel, daß sie beide entlassen wurden. Nun fuhren wir alle drei nach New York, und ich sehe noch heute das blasse Gesicht meiner Mutter vor mir, als diese Arbeitslosenarmee mit Koffern voll schmutziger Wäsche bei ihr einrückte. Es war ein schwerer Sommer. Wir waren alle sehr arm. Die Männer blieben arbeitslos.

[108:] Meiner Mutter paßte die Anwesenheit von Jones nicht. Sie war der Meinung, er hätte ein so junges Mädchen wie mich so weit von zu Hause nicht ohne Wissen ihrer Eltern heiraten dürfen, obwohl auch sie sich Vorwürfe machte, daß sie mich allein hatte fahren lassen. Sie haßte die Armut und große Familien und fürchtete, mein Leben würde einmal so verlaufen wie das ihre. Es war schlimm genug, einen arbeitslosen Mann zu haben, der Gedanken verspritzte und Bücher las, während sie sich abplagte, um unsere kleine, überfüllte Wohnung sauber zu halten und mit wenig Geld auszukommen – aber zwei von der Sorte im Hause zu haben war einfach zuviel. Es war eine unglückliche Zeit für uns alle.

Das Leben in Chikago 1908/1909

Im Herbst drängte es Jones, wieder aus New York hinauszukommen. Er glaubte, in Chikago eher Arbeit finden zu können. Wir beschlossen, dort am Kongreß der IWW teilzunehmen. Ich fuhr erst nach Philadelphia und sprach dort eine Woche lang, um Geld für meine Reise nach Chikago zu verdienen. Jack fuhr nach Landstreichermanier schwarz nach Chikago. Meine Mutter hatte mir ein Cape aus feinem rotem Wolltuch genäht, das ich mit einem grauen Hut mit breiter Krempe mehrere Winter über trug. Es hielt warm und sah recht malerisch aus. Jemand schenkte mir ein Paar rote Seidenstrümpfe, aber ich trug sie nie. So etwas galt als unschicklich und unanständig, nur für das Varieté geeignet. Keine „gute Frau“ trug in jenen Tagen Seidenstrümpfe. Damals schrieb die Sitte schwarze Baumwolle vor.

Nach dem Kongreß von 1908 verabredete Jack mit einem Eisenbahner, einem Mitglied der Organisation, der in Blue Island (Illinois) lebte, daß ich eine Zeitlang bei seiner Familie [109:] bleiben solle, bis er Arbeit gefunden hätte. Aber der Frau des Eisenbahners mißfiel das außerordentlich, und sie behandelte mich fast wie einen lästigen Eindringling. Daß ich Bücher und Broschüren besaß, fast einen ganzen Koffer voll, und daß ich immer las und schrieb, paßte nicht zu ihren Auffassungen darüber, was eine junge Frau und angehende Mutter tun sollte. Ich fühlte mich dort so unbehaglich, daß ich Jones drängte, irgendwo in Chikago ein Zimmer zu mieten, damit ich nur fort könnte, und so zogen wir in die Oak Street im Norden Chikagos.

Wir bewohnten ein Hinterzimmer neben der Küche, die alle Mieter gemeinsam benutzten und die durch einen kleinen Gasofen geheizt wurde. Die Hauswirtin war sehr freundlich und stundete uns den ganzen harten Winter über die Miete. Jones erhielt Arbeit als Kohlenschipper. Einige weitere Mitglieder der IWW wohnten im selben Haus, unter anderen B. H. Williams, der später Redakteur der IWW-Zeitung „Solidarity“ wurde, und Joe Ettore, damals zweiundzwanzigjährig, lächelnd, rotwangig, der uns von seinen Abenteuern während des Erdbebens von San Franzisko erzählte. Er hatte in der Küche des Hotels St. Frances gearbeitet, die im Keller lag, und geglaubt, das Getöse rühre daher, daß der Koch mit Töpfen und Pfannen um sich werfe. Später hatte er mit Jack London auf einem Abhang auf der gegenüberliegenden Seite der Bucht gesessen und den Brand der Stadt beobachtet.

Joe Ettor trug fast immer ein schwarzes Hemd mit einer roten Krawatte und schleppte ein Kofferchen mit Aufnahmeanträgen und Mitgliedskarten der IWW, Literatur und Abzeichen mit sich herum. Er sollte damals gerade als Organisator in das Steinkohlengebiet gehen. Ich war die einzige Frau in der Gruppe, und die gemeinsamen Rationen waren recht mager. Aber die Männer brachten es fertig, mir meines „Zustandes“ wegen täglich Milch und ein Ei zu verschaffen.

[110:] Jones war ein fanatischer Antialkoholiker und besuchte keine Kneipen, aber St. John und die anderen „Kollegen“ von den IWW pflegten mit mir in die Turner Hall in der Clark Street im Norden der Stadt zu gehen, wo sie Schach und Dame spielten. Mit einem Glas Bier für fünf Cent konnten sie dort von dem freien Imbiß soviel zu sich nehmen, wie sie wollten – Würstchen, Schinken, Kartoffelsalat, Roggenbrot und Gewürzgurken –, und sie brachten auch mir, soviel ich essen mochte, an den Tisch natürlich, denn in jenen Tagen gingen Damen nicht an die Theke. Der Besitzer, ein Sympathisierender, pflegte zu sagen, er würde bestimmt pleite gehen, wenn er nicht die IWW hätte, die seinen freien Imbiß verputzten.

Jones ging häufig in eine in der Nähe gelegene Bücherei. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, einen besseren Plan für die Organisation der Industriegewerkschaften auszuarbeiten, der an die Stelle der hypothetischen dreizehn Abteilungen treten sollte, die damals für die IWW geplant waren, aber noch nicht bestanden. Diese Abteilungen wurden der Öffentlichkeit in Form eines radförmigen Diagramms vorgeführt, das Samuel Gompers spöttisch „Vater Haggertys Glücksrad“ nannte. Thomas J. Haggerty war ein ehemaliger Geistlicher, Redakteur der „Voice of Labor“, des Organs des Amerikanischen Arbeiterverbandes, und einer der Gründer der IWW. Jones malte in leuchtenden Farben große Diagramme auf Wachsleinwand. Sie waren überall auf dem Fußboden und an den Wänden ausgebreitet. Es gab lebhafte Diskussionen um dieses System, das natürlich nur auf dem Papier stand und, auch wenn es angenommen worden wäre, kaum etwas geändert hätte. Aber die anderen Männern gaben dem Farben- und Terpentergeruch die Schuld an dem, was mir kurz darauf zustieß, und machten Jones dafür die Hölle heiß.

Eines Morgens, nachdem Jack zum Kohlenschippen gegangen war, wurde ich von unerträglichen Schmerzen ergriffen. Schließ-[111:]lich klopfte ich an die Flügeltür zwischen unserem Raum und dem Vorderzimmer, in dem Ben Williams und noch ein Mitglied der IWW wohnten. Ben war ein eckiger Neuengländer, ein ehemaliger Lehrer. Er nahm sofort an, daß es Geburtswehen sein müßten, und rief die Hauswirtin, die einen Arzt holte. Das Kind kam ein paar Stunden später vorzeitig zur Welt. Jones kam nach Hause, aber der Junge, den wir John Vincent nannten, starb in der Nacht. Das einzige, woran ich mich bei meinem ersten, so schnell verlorenen Sohn erinnern kann, sind seine großen blauen Augen, die weit geöffnet in eine Welt zu blicken schienen, die er so bald verlassen mußte. Wir waren untröstlich. Wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er Jack und mich zusammenführen können. So suchte ich Trost in intensiverer Arbeit.

Wir hatten Schulden bei der Hauswirtin, beim Arzt und beim Beerdigungsinstitut. Am Neujahrstag hatte ich nur noch drei Cent für eine Postkarte und Briefmarke, um meiner Mutter zu schreiben. Da schaltete sich mein Freund Vincent St. John ein, der inzwischen die Leitung der IWW übernommen hatte. Er schickte Jones nach Cobalt (Ontario), wo ihm die Ortsorganisation der Bergarbeiterföderation des Westens Arbeit verschaffen sollte. Bald darauf hatte Jones dort Versammlungen für mich vorbereitet und später auch in einem noch weiter nördlich gelegenen Lager, zu dem wir zwei Tage lang mit der Postkutsche fahren mußten. Es war eine aufregende Reise, aber das zentrale Büro der IWW oder vielmehr der „Heilige“, wie wir St. John nannten, machte ihr bald ein Ende. Er holte mich nach Chicago zurück und teilte mir mit, daß ich eine Versammlungsreise an die pazifische Küste unternehmen solle. Ich sagte hocheifrig zu. Das war meine erste große Reise quer durch das Land.

[112:]

Mutter Jones, eine Arbeiteragitorin

Die größte Agitorin unserer Zeit war Mutter Jones. Verhaftet, deportiert, von der Miliz in Gewahrsam gehalten, von Polizei und bewaffneten Banden gehetzt und bedroht, arbeitete sie furchtlos

sechzig Jahre lang. Ich sah sie zum ersten Mal im Sommer 1908, als sie auf einer Versammlung unter freiem Himmel in Bronx sprach. Sie machte den „Stadtleuten“ die Hölle heiß. Warum halfen wir nicht den Bergarbeitern im Westen? Warum unterstützten wir nicht das mexikanische Volk in seinem Kampf gegen den Diktator Díaz? Wir seien „Angsthasen, die nie ihren Fuß auf die gute Mutter Erde setzen“, sagte sie. So anschaulich beschrieb sie die Lager, in die Bundestruppen die Bergarbeiter während eines Streiks im Westen getrieben hatten, und so lebhaft schilderte sie das Blutvergießen und die Qualen, daß ich, durch das lange Stehen ohnehin schon schwindlig, in Ohnmacht fiel. Sie hielt mitten in einem feurigen Appell inne. „Gebt dem armen Kind einen Schluck Wasser!“ sagte sie und setzte dann ihre Rede fort. Ich war entsetzlich verlegen. Mit mir waren mein Mann und James Connolly gekommen, der in der Nähe wohnte. Connolly fing mich im Fallen auf und sagte meinem Mann, ich gehöre jetzt nicht hierher. Sie begleiteten mich nach Hause, von der 148. bis zur 134. Straße, ein langer Weg, den wir schweigend und in düsterer Stimmung zurücklegten. Keiner von uns hatte Fahrgeld. Connolly riet meiner Mutter: „Steck sie ins Bett und gib ihr etwas Heißes zu trinken!“ Sicherlich hatte er gemerkt, daß ich schwanger war.

Im Winter darauf sah ich Mutter Jones in Chikago auf einer Versammlung des Rudewitz-Komitees im Hull House, zu der ich von der IWW-Gewerkschaft 85 delegiert worden war. Ich hörte ihre zorn-glühende und herausfordernde Rede gegen die Ausweisung eines jungen jüdischen Arbeiters unter dem schur-[113:]kischen Vorwand des „Ritualmords“. (Jane Addams und andere retteten ihn durch ihre äußerst geistvolle Verteidigung vor dem sicheren Tode.) Mutter Jones trug eine altmodische schwarzseidene Schoßjacke mit Spitzenbesatz am Hals, einen langen, weiten Rock und eine mit Blumen besetzte Schute. Diese Art, sich zu kleiden, hat sie bis an ihr Lebensende beibehalten. Das alles mochte einen recht hausbackenen Eindruck machen, aber diese Frau war weder ruhig noch zurückhaltend, sondern überall, wo sie auch hinkam, eine furchtlose, lebhaft Agitatorin.

Mary Jones wurde in Cork (Irland) geboren und kam als junges Mädchen nach Amerika. Ihr Mann, ein Hüttenarbeiter, und ihre vier Kinder starben während einer Gelbfieberepidemie in Memphis (Tennessee). Die Gewerkschaft beerdigte sie. Allein und untröstlich ging Mary nach Chikago. Dort nähte sie für die Reichen. Während sie in den herrlichen Villen am Seeufer nähte, sah sie in der Stadt Armut und Elend. Nach dem Brand von Chikago begann sie an Versammlungen der Ritter der Arbeit in ihrem ausgebrannten Gebäude teilzunehmen. Nach dem Blutbad vom 1. Mai 1886 vor dem Landmaschinenwerk von McCormick und dem darauffolgenden verlogenen Haymarket-Prozeß gegen Arbeiterführer wurde sie zu einem rastlosen Pilger der Arbeiterbewegung, zog von Streik zu Streik, agitierte, organisierte und machte den Menschen Mut. Sie begann in West-Virginia und ging dann in das Steinkohlengebiet. Seitdem sah man sie in den nächsten zwanzig Jahren bei fast allen Kämpfen der Kumpel im Kohlenbergbau, im Osten, in Kolorado – überall.

In den Hotels wies man ihr die Tür. Familien, die ihr in den Städten der Grubenherren Unterkunft gaben, wurden exmittiert. Sie sprach auf offenem Feld, wenn ihr die Säle verschlossen blieben. Sie watete durch das Kellyflüßchen in West-Virginia, um die Bergarbeiter am anderen Ufer zu organisieren. Als sie wegen Übertretung einer Zwangsverfügung vor Gericht gestellt [114:] wurde, nannte sie den Richter einen „Streikbrecher“ und bewies auch, daß er einer war. Sie organisierte „Frauenarmeen“, um Streikbrecher zu verjagen – mit Besen, Schrubbern und Bratpfannen. „Um Gotteswillen! Da kommt die alte Mutter mit ihren wilden Weibern!“ stöhnten dann die Unternehmer. In Greensburg (Pennsylvanien), als weibliche Streikposten mit ihren Säuglingen verhaftet und zu dreißig Tagen verurteilt wurden, riet sie den Frauen: „Singt euren Kleinen die ganze Nacht über etwas vor!“ Nach ein paar Tagen hatten sich die Frauen aus dem Gefängnis gesungen, zur großen Erleichterung der schlaflosen Stadt. Als sie einmal von einem Kongreßkomitee verhört wurde, fragte man sie: „Wo sind Sie zu Hause?“, und sie antwortete: „Manchmal bin ich in Washington, dann in Pennsylvanien, Arizona, Texas, Alabama, Kolorado oder Minnesota. Mit meiner Adresse ist es wie mit meinen Schuhen. Sie reist mit mir. Ich wohne da, wo ein Kampf gegen das Unrecht im Gange ist.“

1903 brachte sie eine Gruppe Kinder, die in den Textilfabriken des Stadtbezirkes Kensington in Philadelphia (Pennsylvanien) arbeiteten, nach Oyster Bay (Long Island), um Präsident Theodore Roosevelt die Existenz der „Kinderarbeit“ zu beweisen. In Kolorado führte sie nach dem Blutbad von

Ludlow im Jahre 1914 eine Protestdemonstration zum Amtssitz des Gouverneurs. In West-Virginia führte sie ein über das andere Mal Delegationen zu den verschiedenen Gouverneuren und „machte ihnen die Hölle heiß“, wie sie sagte. Einer der letzten Streiks, an dem sie teilnahm, als sie schon fast neunzig Jahre alt war, war der große Stahlstreik von 1919; während dieses Streiks wurde sie mehrere Male zusammen mit William Z. Foster verhaftet. Von Foster sagte sie: „Niemand ist ein Streik von einem der Sache ergebenen, fähigeren und selbstloseren Mann geleitet worden.“ Noch als sehr alte Frau warnte sie die einfachen Arbeiter vor Führern, die ihre eigenen Interessen höher stellten als die der [115:] Arbeiterklasse. Bis zu ihrem Tode bekannte sie sich fest zu ihrem unerschütterlichen Glauben: „Die Zukunft liegt in den starken, rauben Händen der Arbeiterklasse!“ Sie starb 1930 als Hundertjährige in Washington, D. C., in der Wohnung von Terence V. Powderly, der in den achtziger Jahren Hochmeister der Ritter der Arbeit gewesen war. Sie liegt auf dem Friedhof von Mt. Olive (Illinois), zwischen Bergarbeitergräbern. Im Tode wie im Leben ist sie mitten unter „ihren Jungs“.

Sie begeisterte mich außerordentlich, als ich sie in jenen Tagen zuerst in New York und Chicago hörte, obwohl ich zugeben muß, daß ich etwas Angst vor ihrer scharfen Zunge hatte. Als ich sie aber an die Versammlung in Bronx erinnerte und ihr erzählte, daß ich mein Kind verloren hatte, war sie sehr mitfühlend und freundlich. Ihre Bissigkeit galt den Unternehmern, Streikbrechern und verräterischen Arbeiterführern.

„Der Heilige“

Niemals wieder habe ich einen Menschen kennengelernt, den ich so bewunderte wie Vincent St. John. Er war eine sagenumspinnene Gestalt, aus dem Klassenkampf im Westen hervorgegangen, und war 1907, als er Generalsekretär der IWW wurde, erst einunddreißig Jahre alt. Er war Amerikaner, in Kentucky geboren, irischer und holländischer Abstammung. Sein Vater war ein abenteuerlustiger Mensch gewesen, der die Pony-Expreswagen der Wells Fargo fuhr und die USA-Post durch den Südwesten trug. In einer Schießerei mit Indianern bei einem Überfall hatte er einen Arm verloren. Irgendwo an den Straßen von Arizona liegt er begraben. Der junge Vincent begann als Achtzehnjähriger bei der Bisbee Copper Company zu arbeiten und wurde dort Mitglied der Gewerkschaft. Kaum [116:] vierundzwanzig Jahre alt, war er schon Vorsitzender der örtlichen Gewerkschaft der kämpferischen Bergarbeiterföderation des Westens in Telluride (Kolorado), wo viel Silber und Gold gefördert wurde.

Unter seiner Führung wurde am 1. Mai 1901 in der Smuggler-Union-Grube, einer der größten Gruben dort, der Streik erklärt. Anfangs trug der Kampf den Charakter eines Sitzstreiks, des ersten dieser Art in den USA. Eine Untersuchungskommission, die vom Gouverneur entsandt worden war, berichtete, daß nicht wie sonst immer bei Streiks die Arbeiter die Grube verlassen und Streikposten aufgestellt hätten, sondern daß „alles ruhig in Telluride ist und die Bergarbeiter sich friedlich der Gruben bemächtigt haben“. Die Ursache für den Streik war das Vertragssystem, das der Direktor, Arthur Collins, eingeführt hatte. Diesem System zufolge mußten die Bergarbeiter für Essen, Wohnung, Handwerkszeug, Sprengstoff, Kerzen, Schleifen der Bohrer und was nicht noch alles selbst aufkommen. Sie wurden im Akkord nach Klaftern bezahlt und mußten dafür das Erz brechen, zerkleinern und verladen. Das Ergebnis war, daß die Bergarbeiterlöhne auf ein Mindestmaß zusammenschmolzen.

Collins organisierte eine „Bürgerwehr“ der Geschäftsleute, die von der Zeitung „Telluride Journal“ so lange angestachelt wurde, bis es zu einem heftigen Kampf kam, in dem verschiedene Personen, darunter auch Collins, getötet wurden. St. John wurde als dem Vorsitzenden der Gewerkschaft der Mord an Collins in die Schuhe geschoben. Es entsprach der üblichen Taktik, dem Streikleiter etwas anzuhängen, um ihn ins Gefängnis zu sperren und bis zur Beendigung des Streiks festzuhalten. Er wurde von Richter O. N. Hilton verteidigt, dem Rechtsberater der Bergarbeitergewerkschaft, der viele Jahre später auch Joe Hill verteidigte. Hilton pflegte mit einem Schmunzeln zu sagen: „Der kleine Kerl St. John – ich war sein Anwalt bei einem Dutzend [117:] Mordanklagen, die niemals zur Verhandlung kamen!“ Dazu gehörte auch die Episode in Idaho 1907, als Moyer, Haywood und Pettibone vor Gericht standen. Nach dem Freispruch Haywoods wurde auch er gegen Kautionsentlassung entlassen.

St. John wurde schon früh Mitglied des Exekutivkomitees der Bergarbeiterföderation des Westens. Immer wenn Bergarbeiter in den Gold-, Silber-, Kupfer- und Bleigruben darum kämpften, ihre Organisation aufzubauen, war er mit seinem fast legendären Mut und seiner Findigkeit dabei. Die „Rocky Mountain News“ vom 28. Februar 1906 zitierte folgenden Ausspruch eines Detektivs über ihn: „St. John hat den Grubenbesitzern von Kolorado in den letzten Jahren mehr zu schaffen gemacht als zwanzig andere. Wenn man ihn gewähren ließe, hätte er in einem weiteren Jahr den ganzen Bezirk organisiert.“ Er wurde als Sprengstoffattentäter, als Meuchelmörder und gefährlicher Agitator verdammt; unter dem Namen seiner Mutter – Magee – kam er in die Grubenfelder, wo für seinen Kopf ein Preis ausgesetzt worden war, und organisierte Hunderte von Arbeitern, oft allein. Er war einer der größten Organisatoren der Arbeiterklasse dieses Landes.

Das chronische Bronchienleiden, das den „Heiligen“ in späteren Jahren quälte und schließlich im Jahre 1929, als er erst dreiundfünfzig Jahre alt war, seinen Tod beschleunigte, war die Folge eines furchtbaren Grubenunglücks in Telluride in einem Stollen der Smuggler-Union-Grube. Ein Brand war ausgebrochen, und dichter Rauch von brennendem Heu (dem Futter für die Maultiere) und von den Holzverschalungen füllte den Schacht. Direktor Collins lag vor allen Dingen daran, die Winchester-Gewehre und Munition aus einem nahegelegenen Lagerhaus in Sicherheit zu bringen. So wurden viele Kumpel in der Grube verschüttet. St. John leitete eine Rettungsmannschaft, die schwer gegen Raum und Gas anzukämpfen hatte. Sie brachte die Verwundeten ans Tageslicht und die Leichen von fünfund-[118:]zwanzig Männern, die erstickt waren. Dreitausend Menschen marschierten hinter ihren Särgen her und bedeckten ihre Gräber mit Immergrün.

Der Ort, der in der Geschichte der Arbeiterbewegung am häufigsten in Verbindung mit Vincent St. John genannt wird, ist Goldfield (Nevada). Um die Jahrhundertwende befanden sich dort die größten und reichsten Goldfelder der Welt. Heute ist Goldfield eine tote Stadt. Sie war der Schauplatz heftiger Kämpfe, in denen Vincent St. John die Arbeiter führte. Die Bergarbeiterföderation war 1906 noch den IWW angeschlossen, und die „Stadtarbeiter“ wurden von dem „Heiligen“ in einer eigenen IWW-Gewerkschaft organisiert. Bergarbeiter und Tellerwäscher, Ingenieure und Stenotypistinnen, Fuhrleute und Büroangestellte – alle waren in der Gewerkschaft. Auch die Zeitungsjungen waren organisiert, und als die „Tonapah Sun“ die IWW angriff, weigerten sie sich, die Zeitung auszutragen. Über die Bemühungen, Goldfield zu einer beispielhaften Gewerkschaftsstadt zu machen, schrieb St. John: „Als die IWW in Goldfield das Heft in der Hand hatten, lag der Mindestlohn für jede beliebige Arbeit nicht unter 4,50 Dollar, und der Achtstundentag war allgemein anerkannt. Es wurde niemals ein Komitee zu den Unternehmern geschickt. Die Gewerkschaften legten die Tarife und Arbeitsstunden fest. Der Sekretär brachte sie an der Anschlagtafel vor dem Gewerkschaftsbüro an, und damit waren sie *Gesetz*. Die Unternehmer waren gezwungen, zur Gewerkschaft zu kommen.“

Natürlich konnte das in einer isolierten Ortschaft, die von den großen kapitalistischen Interessen beherrscht wurde, nicht von langer Dauer sein. Die Vereinigung der Grubenherren provozierte einen bösen Kampf zwischen der AFL und der Bergarbeiterföderation des Westens, der den Vorwand bot, Bundestruppen nach Goldfield zu schicken. Dieser Kampf kostete die Grubenherren über 100.000 Dollar, und St. John kam nur mit [119:] knapper Not mit dem Leben davon. Er hatte sich dazu überreden lassen, seine eigene Pistole zu verleihen, und trug nur eine kleinere bei sich, die seiner Frau gehörte. Als er angegriffen wurde, konnte er sie nicht schnell genug ziehen, und ein Achtgroschenjunge der Grubenherren, Paddy Mullaney, durchschoss ihm beide Hände. Durch den Blutverlust geschwächt, wurde er erst ins Gefängnis geschleppt und dann höchst mangelhaft in einem Krankenhaus der Grubengesellschaft behandelt. Seine Freunde mußten ihn praktisch entführen. Sie brachten ihn in aller Eile in ein Chikagoer Krankenhaus und erhielten vom Gouverneur von Illinois das Versprechen, daß er keine Auslieferungspapiere für ihn unterzeichnen werde. St. Johns Leben wurde gerettet, aber seine rechte Hand blieb für immer verkrüppelt.

Er war klein und schlank, dabei aber breitschulterig, schnell und elegant in seinen Bewegungen, ruhig, zurückhaltend, bescheiden, aber an Scharfsinn und Geist jedem Gegner überlegen. Daniel De Leon nannte ihn „den kleinen Napoleon der westlichen Arbeiterbewegung“, bis der „Heilige“ einmal in einer Debatte auf dem Kongreß der IWW von 1907 Kleinholz aus ihm machte. Auf diesem

Kongreß kam es praktisch zu einem Aufstand gegen den Versuch De Leons, die Bewegung der Industriegewerkschaften an den Rockzipfel der Sozialistischen Arbeiterpartei zu binden. Danach nannte De Leon St. John nur noch einen „westlichen Desperado“.

Im geselligen Leben war der „Heilige“ sehr umgänglich und humorvoll. Er und mein Vater hatten sich auf einem Kongreß wegen Papas „Dezentralisations“-Einstellung in den Haaren gehabt. Ein paar Jahre später brachte ich den „Heiligen“ einmal mit nach Hause und sagte besorgt, als wir uns der Wohnung näherten: „Mach dir nichts daraus, wenn der Alte unfreundlich ist.“ St. John lachte: „Mach dir nur keine Gedanken. Ich sage ihm einfach, ich will einen ganzen Monat bleiben!“ Aber da St. [120:] John gerade aus dem Gefängnis kam, vergaß Papa die alten Geschichten und ließ Bier holen.

In einem wirklichen Kampf wurden die sanften blauen Augen des „Heiligen“ stahlhart und kalt. Er focht nur prinzipielle Kämpfe aus, dann aber ebenso erbarmungslos wie die Feinde der Arbeiter. Seine Treue zur Arbeiterklasse kannte keine Grenzen. Acht Jahre lang, von 1907 bis 1915, schlug er sich mit Geldmangel und der sprunghaften Entwicklung der IWW herum, deren Stärke er nie überschätzte. Seine Frau kam aus dem Westen; sie war immer freundlich, liebte ihn sehr und kam erstaunlich gut mit sehr wenig Geld aus. Ich erinnere mich, daß sie mich einmal nach einer Kanne Bier für nur zehn Cent ausschickte, die zum Eintopfessen getrunken werden sollte. Ich traf St. John unterwegs, und er sagte mit einem lustigen Funkeln in den Augen: „Sieh mal an! Jeanne d’Arc mit der Bierkanne!“

Die Preston-Smith-“Verschwörung“

Ein Ereignis am Rande der Kämpfe von Goldfield war die Episode, die als der Fall Preston und Smith bekannt wurde. Morrie R. Preston und Joseph W. Smith waren 1907 Funktionäre der Bergarbeitergewerkschaft von Goldfield. Am 10. März 1907 standen Streikposten vor dem Restaurant von John Silva. Über das Lokal war ein Boykott verhängt worden, weil der Besitzer einer Serviererin, als sie kündigte, einen Tag Lohn abgezogen hatte. Preston hatte mit Erfolg einige Gäste abgewiesen, als Silva in blinder Wut aus der Tür stürzte und eine automatische Pistole schwenkte. Er brüllte Preston an: „Hau ab, oder ich bringe dich um!“ und erhob dabei die Pistole. Preston zog nun auch seine Waffe, schoß zweimal und traf den Angreifer tödlich. Silva hatte vorher seine Pistole im Restaurant [121:] herumgezeigt und verschiedenen Gästen gesagt, er würde sich Preston und Smith schon „holen“, wenn sie als Streikposten kämen.

In einer Broschüre zu ihrer Verteidigung, die nach ihrer Verhaftung veröffentlicht wurde, hieß es: „Im ruhigeren Osten taucht zuweilen die Frage auf, ob Preston das Recht hatte, eine Waffe zu tragen. Da man in dieser Frage leicht zu falschen Einschätzungen und Vorurteilen kommen kann, ist es angebracht zu erklären, daß ‚mit dem Schießseisen herumlaufen‘ im Westen, besonders in den Bergbaugebieten, eine so normale Erscheinung ist, daß niemand etwas dabei findet. Im Gegenteil, ein Grubenarbeiter aus den Bergen oder ein Farmer, der nicht seine ‚Sechsschüssige‘ sichtbar umgeschallt hat, würde großes Aufsehen erregen. Man soll das nicht mit den Gepflogenheiten der östlichen ‚Gangster‘ verwechseln, die ‚versteckte Waffen tragen‘.“ Waffen zu tragen ist das verfassungsmäßige Recht jedes Amerikaners. Die Staatsanwaltschaft erwähnte zwar im Prozeß, daß Preston bewaffnet war, betonte es aber nicht besonders, denn die Geschworenen, die die örtlichen Verhältnisse kannten, hätten dem keine Bedeutung beigemessen. Man wird das besser verstehen, wenn man daran denkt, daß Goldfield eine „neue Fundstelle“ war – eine jener über Nacht geborenen Siedlungen, in denen es „wild zugeht“ –, voll von Goldsuchern, Abenteurern, Glücksrittern und Spielern, die Konjunktur und Goldfieber wie Fliegen aus allen Gebieten des Westens angezogen hatten. Tanzlokale, Spielhäuser und Kneipen beherrschten die Hauptstraße, und die Männer trugen Pistolen, die einfach zu ihrer Kleidung gehörten. Zu diesem Gebrauchsrecht kam bei Preston noch die besondere Gefährdung, denn als Funktionär der Gewerkschaft war er schon des öfteren bedroht worden, und die Selbsterhaltung gebot ihm, auf Überfälle vorbereitet zu sein.

Der Staat griff auf die Patenttheorie der „Verschwörung“ zurück. In der Anklage hieß es, bei einer Versammlung im Saal [122:] der Bergarbeitergewerkschaft sei ein Komplott ausgebrütet worden, um den USA-Senator Nixon, den Grubenherrn und Millionär Winfield und andere zu töten, darunter auch Silva, den Besitzer einer schäbigen kleinen Gastwirtschaft – eine höchst unwahrscheinliche Geschichte.

Banditen und Arbeiterfresser waren die sogenannten Zeugen. Da aber nicht der geringste Beweis dafür erbracht werden konnte, daß irgendwie oder irgendwann eines der angeblichen Opfer auch nur bedroht worden war, mußte das Verfahren gegen siebzehn Gewerkschaftsmitglieder eingestellt werden. Smith, der zur Zeit der geschilderten Ereignisse eine Meile vom Schauplatz entfernt zu Hause beim Abendessen gesessen hatte, wurde schuldig gesprochen. Das Urteil lautete auf „Totschlag“. Er wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Preston wurde des Mordes für schuldig befunden und zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt, obwohl ihn die Geschworenen der Gnade des Gerichts empfahlen. Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt.

Die Bergarbeiterföderation des Westens finanzierte ihre Berufungsverhandlung und zahlreiche spätere Versuche O. N. Hiltons, ihre Freilassung durchzusetzen. 1911 wurde schließlich die Entlassung Smiths mit Bewährungsfrist erreicht. J. F. Douglas, ein Anwalt, der als bezahlter Ankläger für diesen Fall herbeigerufen worden war und als Hauptanklagevertreter fungierte, schrieb 1914 in einem Brief an den Ausschuß für Begnadigungen und Bewährungsfristen in Carson City (Nevada): „Bezüglich meiner Auffassungen über die Aussagen der Zeugen Claiborne und Bliss im Prozeß gegen M. R. Preston zögere ich nicht zu erklären, daß ich während des Prozesses und auch auf Grund von Informationen, die ich später erhielt, zu der Überzeugung gelangt bin, daß beide Zeugen Meineid leisteten. An ihren Aussagen war offensichtlich so vieles falsch, daß man ernsthaft daran zweifeln muß, ob sie auch nur ein wahres Wort enthielten.“

[123:] Im April 1914 wurde Preston schließlich nach siebenjähriger Haft mit Bewährungsfrist entlassen. Durch diesen Fall gelang es, Bewährungsfristen im Staat Nevada einzuführen. Die Broschüre zu seiner Verteidigung enthält einen sehr interessanten Teil zur Frage der „Verschwörungen“. Auf der Grundlage des englischen öffentlichen Rechts ist es weniger schwierig, eine Verurteilung unter der Anklage der „Verschwörung“ durchzusetzen als unter irgendeiner anderen Anklage, und deshalb stützt man sich in Verfahren gegen Mitglieder der Arbeiterbewegung im allgemeinen auf diese Anklage. Ich zitiere folgende sehr kluge Bemerkungen, die vierzig Jahre zurückliegen, aber auch jetzt noch für die Kommunisten und die Arbeiterbewegung unter den heutigen gesetzlichen Bestimmungen gelten: „Gegen die Gewerkschaftsmitglieder verbünden sich alle Kräfte: Die Macht des Staates, verkörpert durch den Staatsanwalt, seine Helfer und Mitarbeiter, ja, oft sogar durch das Gericht in seiner Gesamtheit; die Macht des Geldes, verkörpert durch gedungene Anklagevertreter, betrügerische Hilfspolizisten und gekaufte Lügner; die Macht des Verbrechertums, verkörpert durch bewaffnete Banditen, Streikbrecher und Privatdetektive. Die Gewerkschafter müssen gegen den Amtsmissbrauch des Staatsanwalts und seiner Kumpane kämpfen; gegen die Kniffe gekaufter Ankläger, gegen die verlogenen Berichte in der Presse und gegen alle anderen Tricks des Kapitals; und schließlich gegen Meineide, Lügen, Beeinflussung der Geschworenen und gegen tausend andere verabscheuungswürdige Kniffe der Hilfspolizisten, Halunken und Detektive.“

Das ist eine genaue Beschreibung nicht nur dessen, was Preston und Smith 1907 in Goldfield erlebten. Das gleiche geschah in einer Unzahl ähnlicher gewerkschaftlicher und politischer Prozesse, damals ebenso wie heute im Foley Square in New York. Ich habe es immer und immer wieder erlebt und war selbst mehr als einmal das Opfer des Gesetzes gegen „Verschwörungen“.

[124:]

Auf nach dem Westen!

Voller Abenteuerlust machte ich mich im Sommer 1909 auf, um mich in meinem Vaterland umzusehen und seine Menschen kennenzulernen. Ich kam bis nach Puget Sound und hinein nach Kanada. Ich reiste allein und war in den Versammlungssälen der IWW immer von Männern umgeben, denn nur wenige Frauen gehörten der Organisation an. Aber nie habe ich unangenehme Erfahrungen gemacht (außer den Verhaftungen). Bei den IWW sagte man: „Gurley ist bei uns so sicher aufgehoben wie in Abrahams Schoß!“ Das westliche Land trug noch Spuren der stürmischen Pioniertage. Es war dünn besiedelt und von natürlicher wilder Schönheit. Damals sahen die Städte noch nicht eine wie die andere aus, mit den gleichen Kettengeschäften, Hotels, Kinos und Lichtreklamen, verchromten Häuserfronten und Automobilen. Es gab Indianer, Pferde, Cowboys, Männer in großen, breitkrepigen Hüten, Windjacken

und genagelten Stiefeln. Man zahlte mit Silberdollars und Goldstücken zu fünf Dollar. Die Menschen waren individueller. Sie waren nicht alle über einen Kamm geschoren und sprachen und dachten auch nicht einer wie der andere. An jedem Ort herrschte ein anderer Stil in der Kleidung, in der Sprache und in der Architektur. Ich lernte mein Vaterland lieben – seine Flüsse, Prärien, Wälder, Berge, Städte und Menschen. Niemand kann mir diese Liebe zu meiner Heimat nehmen! Ich fühlte damals, ebenso wie heute, daß es ein reiches, fruchtbares und schönes Land ist, das die Bedürfnisse all seiner Menschen befriedigen kann. Es könnte ein Paradies auf Erden sein, wenn es dem Volk gehörte und nicht einer kleinen besitzenden Klasse. Das alles sprach ich in meinen Reden für den Sozialismus aus.

Als ich Chikago verließ, wo ich ein Jahr gelebt hatte, verspürte ich eine Erregung in mir, die mich niemals verlassen hat, sooft ich auch über die Weite meines Vaterlandes gereist bin – ob ich [125:] nun den hohen Norden durchreiste, durch Schnee und Fichtenwälder, oder den Süden mit seinen Palmen und Oliven. Das breit ausladende Chikago lag bald hinter uns, wir fuhren am Ufer des Michigansees entlang, zunächst nach Minneapolis und dann nach St. Paul. Ich sah den Mississippi. (Auf meiner ersten Reise nach dem Mesaba Range hatte ich den Itaska-See aufgesucht, die kleine Quelle dieses mächtigen Stromes, wo er nur zwölf Fuß breit und achtzehn Zoll tief ist. In meinen Reden wurde dies eine Allegorie für den menschlichen Fortschritt.) Nachdem ich den Mississippi hinter mir gelassen hatte, lernte ich die fremdartige Schönheit der wilden Felsenlandschaft Süd-Dakotas kennen, die Black Hills – Meile um Meile erheben sich unheimliche Bergformen, groteske Lehm- und Sandsteingipfel. Dann erlebte ich die schneebedeckten Rocky Mountains in ihrer ganzen Großartigkeit. Hier, auf der großen Wasserscheide des Kontinents, war mein erster Aufenthalt – Butte (Montana).

Meine Lebensgewohnheit, viel zu reisen, bildete sich schon in meiner frühen Jugend heraus. Im wüßte nichts sehnlicher, als soviel wie möglich von meiner Heimat zu sehen. Die Eisenbahnen fuhren langsam in jenen Tagen. Im Frühjahr gab es Hochwasser; im Winter drohten Lawinen. Oftmals lief der gestrige Expreßzug erst heute ein. Aber noch jetzt ziehe ich einen Bummelzug vor, der oft unterwegs hält, so daß man aussteigen und sich ein paar Minuten umsehen kann – ich mache mir nichts aus den Stromlinienzügen, die mit so wahnsinnigem Tempo dahinrasen, daß man von der Landschaft nicht mehr als ein verschwommenes Etwas sehen kann, oder aus dem rasch fliegenden Flugzeug, in dem man über Wattewolken schwebt und nichts von der Erde sieht. Außer für Übersee-reisen liebe ich das Flugzeug nicht. Ich blicke gern des Nachts aus dem Eisenbahnfenster und betrachte die glänzenden Sterne und den Großen Bären oder erhasche einen Blick von Mount Hood oder Mount Shasta oder von dem geisterhaft in der Ferne verschwin-[126:]denden Großen Salzsee. Es gefällt mir, in weit abgelegene Bahnhöfe einzufahren, wo die Anschlagtafeln mitteilen: Soundso viele Meilen bis Chikago und soundso viele Meilen bis San Franzisko. Bei kurzen Fahrten habe ich immer den Autobus vorgezogen, in dem man die einfachen, guten Menschen unseres Landes kennenlernt, von denen ich in freundschaftlichen Unterhaltungen viel gelernt habe.

Butte war mein Hauptziel. Ich war als Gastredner zu einer alljährlich stattfindenden Veranstaltung eingeladen worden, die den ganzen Tag dauern sollte. Die Bergarbeiter feierten den sechzehnten Jahrestag der Gründung ihrer Bergarbeiterföderation des Westens. Die Gewerkschaftsgruppe in Butte trug die Nummer Eins. Ich wurde im „besten Hotel der Stadt“ untergebracht, wo ich ein Schlaf- und Wohnzimmer mit einem Balkon zur Hauptstraße bewohnte. Ein berühmter Spekulant namens Heinz, der gegen die Anaconda Company gekämpft hatte, hatte ein paar Jahre zuvor dieses Zimmer bewohnt und sich häufig auf dem Balkon gezeigt, um die Ovationen der Bevölkerung, die zum größten Teil aus Iren bestand, entgegenzunehmen. Ein Mann namens Paddy Flynn war zur Zeit meines Besuches Vorsitzender der Gewerkschaft.

Butte liegt etwa 1700 Meter über dem Meeresspiegel und hätte eigentlich ein sehr gesunder Ort sein müssen. Was man aber in Wirklichkeit vorfand, war eine vom Gifthauch verpestete Stadt. Die Gruben lagen im Herzen der Ortschaft, die sich ringsherum ausbreitete. Es war damals üblich, das Kupfererz in hohen Haufen vor der Grube aufzuschichten und in Brand zu setzen, um den darin enthaltenen Schwefel auszubrennen, bevor es zum Schmelzen ging. Die giftigen Schwefeldämpfe durchzogen die ganze Stadt und vernichteten jede Vegetation. Nicht ein Grashalm, nicht eine Blume oder ein Baum war in dieser furchtbaren Stadt zu sehen. Butte war eine in die Breite wachsende häßliche Ortschaft

mit staubigen Hütten, der sich draußen [127:] in der Ebene ein immer größer werdender Friedhof anschloß. Die Stadt der Toten, in der meist junge Bergarbeiter lagen, war fast so bevölkert wie die der Lebenden, obwohl Butte noch eine sehr junge Ortschaft war. „Das Menschenleben war die billigste Ware in diesem großen Kupferrevier“, schrieb Bill Haywood, als er 1898 Butte besuchte. Nach jahrelangem Kampf der Bewohner war die Anaconda Copper Company schließlich gezwungen, das Ausbrennen des Schwefels neben der Grube einzustellen und das Erz im Rohzustand in die Schmelzerei zu schicken. Die Menschen haben seither Pflanzen gezogen und sie gehegt und gepflegt, so daß Butte heute einem menschlichen Wohnort schon ähnlicher sieht. Aber die zerrissene Landschaft ist durch die Verheerungen der Gruben für immer gezeichnet und entstellt.

Bevor ich Butte verließ, gaben mir die Kumpel hundert Dollar (damals ein märchenhafter Betrag) für Vincent St. John. Sie sollten ihm helfen, zum nächsten Kongreß der Bergarbeiterföderation des Westens zu kommen, wo, wie sie glaubten, sich eine Möglichkeit für den Wiedereintritt der Föderation in die IWW ergeben werde. Mir gaben sie als persönliches Andenken ein schönes Goldmedaillon mit der Abbildung einer Goldgräberpfanne, um die herum Goldkörner und Hacke und Spaten gruppiert waren, eine Erinnerung an die Zeit, als hier vor allen Dingen Gold gefördert wurde. Es ist einer meiner größten Schätze. Sooft ich nach Butte komme, trage ich es, und immer öffnet es mir die Herzen der Bergarbeiter.

Der Vorsitzende Flynn und ein Komitee führten mich auch in eine Grube. Wir zogen dazu Arbeitskleidung an und setzten uns Bergarbeitermützen auf. Die Grube war so tief, daß die Erde tatsächlich heiß war. Die Kumpel zeigten mir auch eine Schmelzanlage, wo ein freundlicher Arbeiter eine Eisenstange ein oder zwei Zoll tief in das geschmolzene Kupfer tauchte und das anhaftende Metall dann kalt und hart werden ließ. So [128:] erhielt ich ein anderes ungewöhnliches Andenken, das mir noch Jahre später in meiner Wohnung in New York als Aschenbecher diente.



Elizabeth Gurley Flynn (Mitte) bei der Besichtigung einer Kupfergrube in Butte am 16. Juni 1909. Rechts von ihr P. W. Flynn, Vorsitzender der Bergarbeitergewerkschaft von Butte.

Die Wanderarbeiter

Von Butte fuhr ich nach Kalispell (Montana), wo die IWW einen Streik der Holzfäller leiteten. Es dauerte etwa achtzehn Stunden, bis die Wassersmeide der Rocky Mountains überquert und die Bergketten umfahren waren. Der Ort liegt im nordwestlichen Teil des Staates. Ich kam um drei Uhr morgens an. Niemand erwartete mich am Bahnhof. Die ganze Stadt schlief. Aber ein Eisenbahner fragte: „Sind Sie Gurley Flynn? Mrs. Heslewood läßt Ihnen sagen, Sie sollen in das Hotel gehen.“ Er zeigte auf ein Haus in der Nähe. Dort wartete ein Zimmer auf mich. Fred Heslewood, ein wahrer Riese von einem Menschen, hatte zu den besten Organisatoren der Bergarbeiterföderation des Westens gehört. Jetzt organisierte er den Streik der Holzfäller. Er schämte sich sehr über die Anwesenheit einer Musikkapelle der IWW, die wie Zigeuner mitten in der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatte. Die Musikanten trugen rote Uniformen und spielten an den Straßenecken wie die Heilsarmee. Ihr Leiter, Walsh, hatte seinerzeit die sogenannte „Overall-Brigade“ ins Leben gerufen, die 1908 am Kongreß in Chicago teilgenommen hatte. Dort hatte sie geholfen, den Ausschluß De Leons herbeizuführen, der sie „Die Bettlerbande“ getauft hatte.

Es gelang Heslewood, den Streik zu einem siegreichen Ende zu führen, und er und seine Frau fuhren mit mir weiter nach Spokane. Die Musikkapelle reiste noch eine Weile durch das Land und löste sich dann auf. Die Musikanten waren Arbeiter, die das Leben und die Arbeit in den Lagern einem Spiel-leutedasein [129:] vorzogen. Daß sie so einfach einen Streik heimsuchen konnten, ohne daß der Organisator den geringsten Einfluß auf sie hatte, zeigte eine der verhängnisvollen Schwächen der IWW. Es war eine Überspitzung der Eigeninitiative der einfachen Mitgliedschaft, die ich auch bei vielen späteren Streiks beobachtete.

Ich blieb den ganzen Sommer über in Spokane und sprach drei- bis viermal in der Woche im Saal der IWW vor einer ständig wechselnden Zuhörerschaft von Wanderarbeitern. Es war damals bei uns üblich, einen Redner für unbestimmte Zeit in ein Gebiet zu schicken, bis er erschöpft war oder die Zuhörerschaft am Ort ihn nicht mehr hören wollte. Das war für den Redner und auch für die Organisation gut. Denn statt ein Eintagsredner zu sein, der nur Allgemeines von sich gab, war man gezwungen, sich mit den Problemen der Arbeiter des betreffenden Gebiets und mit den Lösungen, die die Organisation vorschlug, zu beschäftigen, sie zu studieren und darüber zu sprechen. Man lernte die Menschen so kennen, wie sie wirklich waren, mit ihren Stärken und Schwächen. Und man mußte so sprechen, daß die Zuhörerschaft, der man nicht mehr neu und unbekannt war, Interesse hatte. Den Faulen – den Schönrednern –, von denen wir einige hatten, fiel das sehr schwer.

Ich erfuhr viel über das Leben der Wanderarbeiter. Die meisten waren in Amerika geborene abenteuerlustige Jugendliche aus den östlichen Staaten, die dem Rat Horace Greeleys gefolgt waren: „Gehen Sie nach dem Westen, junger Mann, und wachsen Sie mit dem Land heran!“ Draußen wurden sie „Zugvögel“ – ohne Heim, ohne Familie. Der Saal der IWW wurde ihr einziges geselliges Zentrum. Dort konnten sie ihre Decken und Koffer ablegen, unter die Brause gehen oder – und das war noch wichtiger – ihre Wäsche und die Decken „kochen“, um die Läuse loszuwerden. Hier sprachen sie über ihre Sorgen und tauschten ihre Erfahrungen aus. Hier gab es Vorträge, Diskussionen und sogar Feierstunden.

[130] Ich erinnere mich, daß die IWW in Tacoma (Washington) Weihnachten einmal einen schönen Weihnachtsbaum aufstellten, dem „Kollegen Jesus“ gewidmet. Den Saal hatten sie mit vielen seiner Aussprüche über die Arbeiter und einfachen Menschen ausgeschmückt. Geistliche aus den Kirchen im Ort kamen, um sich selbst zu überzeugen, wie die IWW den Zimmermann von Nazareth und den Fischer von Galiläa ehrten. Sie kamen, um zu kritisieren, aber die Einfachheit und Aufrichtigkeit dieser Ehrung beeindruckte sie tief.

Die furchtbaren Zustände in den Holzfällerlagern jener Tage schrien zum Himmel. Das Essen war schlecht, die Schlafkojen schmutzig und überfüllt, die sanitären Anlagen völlig unzureichend. Der Arbeitstag war lang, Antreiberei war an der Tagesordnung, und es gab viel Unfälle. Das Leben war grau und eintönig. Die lange Arbeitssaison draußen im Wald nur durch den 4. Juli, den Tag der Unabhängigkeitserklärung, und die Weihnachtsfeiertage unterbrochen. Die IWW führten einen ständigen

Kampf gegen die Trunkenheit. Viele der einsamen Männer kamen mit einem erheblichen Betrag aufgelaufener Löhne in die Stadt. Bevor sie sich aber die bitter benötigten Schuhe und Kleidungsstücke kaufen konnten, hatte man sie schon in einer Kneipe oder einem Bordell „umgekrempt“, das heißt ausgeraubt, und ohne einen Pfennig in den Rinnstein geworfen.

Die Organisatoren der IWW übten ihre Tätigkeit ehrenamtlich aus. Sie waren als Lohnarbeiter auf den verschiedenen Arbeitsstellen beschäftigt. Ihre kleinen Koffer enthielten die notwendigsten Utensilien. Tausende von Dollars wurden an Aufnahmegebühren, Beiträgen, für verkaufte Literatur und Abonnements eingenommen, aber der Prozentsatz an veruntreuten Geldern war erstaunlich gering. Wenn ein Organisator vom Unternehmer entlassen wurde, nahm er seine Arbeit an einer anderen Stelle wieder auf, und ein neuer kam kurze Zeit später, um dort [131:] weiterzumachen, wo der vorige aufgehört hatte. Die Sprache der IWW im Westen war malerisch und schmeckte nach Erde und Salz. Bei Straßenversammlungen kamen sie oft in Konflikt mit der Heilsarmee. Später wurden aber in den meisten Städten friedliche Vereinbarungen getroffen. Die IWW gingen dazu über, Lieder zu singen, um die Menschen für ihre Agitation zu interessieren. Viele dieser Lieder sang man nach religiösen Melodien, andere nach volkstümlichen Weisen. So manches Lied wurde von Joe Hill geschrieben und komponiert. Sie wurden in verschiedenen Auflagen des kleinen „Roten Liederbuches“ gesammelt und in Millionen Exemplaren verkauft. Heute gehören sie zur Volkskunst Amerikas.

Das Leben der Wanderarbeiter spielte sich isoliert von dem der seßhaften Arbeiter in den Städten ab. Sie verließen selten die Außenbezirke der verschiedenen Städte. In der „Stadt“ waren sie nicht gern gesehen. Sie reisten auf den Güterzügen. Ihre Arbeit war hart und mühevoll. Sie waren kräftig und zäh, von Sommersonne und Winterschnee gebräunt und gegerbt. Die städtischen Arbeiter waren für sie verweichlichte Stubenhocker – Nestkücken. Eine Frau nannten sie einen „Klotz am Bein“. Aber die Kämpfe um die Redefreiheit und die Massenstreiks halfen, diese Scheidewand zu durchbrechen, als die Unterstützung der städtischen Arbeiter für sie eine Notwendigkeit wurde.

Redefreiheit in Montana

Mein Mann kam im Herbst 1908 als Organisator nach Missoula (Montana). St. John hatte ihn geschickt, und ich freute mich, wieder mit ihm zusammen zu wohnen. Es war das erste und einzige Mal, daß wir tatsächlich längere Zeit zusammen lebten und arbeiteten. Meine erste Beteiligung an einem Kampf [132:] der IWW für Redefreiheit und meine zweite Verhaftung erlebte ich in dieser kleinen Ortschaft, die keine Industriestadt war, sondern eher das Eingangstor zu vielen Holzfällerlagern und Bergbaugebieten.

Missoula war von Bergen eingeschlossen, und die Luft dort war klar und belebend. Dieser saubere, freundliche kleine Ort war der Sitz einer bundesstaatlichen Universität. Wir hielten Straßenversammlungen an einer der belebtesten Ecken ab, zu denen große Menschenmengen strömten, hauptsächlich Wanderarbeiter, die in ständigem Wechsel in die Stadt kamen und wieder gingen. Als Versammlungssaal der IWW hatten wir ein großes, geräumiges Lokal im Keller des führenden Theaters gemietet und warben in raschem Tempo Mitglieder für die Organisation. Die Geschäftsleute beschwerten sich über unsere Versammlungen, besonders die Stellenvermittlungsbüros, die wir erbarmungslos angriffen. Unter ihrem Druck erließ der Stadtrat eine Verfügung, die das Abhalten von Straßenversammlungen für ungesetzlich erklärte, wir aber beschlossen, diese Verfügung als verfassungswidrig und als eine Verletzung des ersten Zusatzartikels zur Verfassung, der die Redefreiheit garantiert, zu mißachten.

Wir waren damals nur fünf oder sechs in der Stadt. Einer davon war Frank Little, der acht Jahre später, während des ersten Weltkrieges, in Butte (Montana) gelyncht wurde. Als wir versuchten, unsere Versammlungen abzuhalten, wurden am ersten Abend zwei verhaftet und mit einer Verwarnung entlassen. Am zweiten Abend wurden vier verhaftet, unter ihnen mein Mann, Frank Little und ein uns Unbekannter, Herman Tucker. Er war Angestellter des USA-Amtes für Forstwirtschaft, von dessen Büro aus man unsere Straßenecke überblicken konnte. Als er sah, wie ein junger Flößer von der Rednertribüne gezerrt wurde, weil er die Unabhängigkeitserklärung vorlesen wollte, rannte er die Treppe hinunter, nahm dem Flößer das Blatt aus der Hand, [133:] sprang auf die Tribüne und las

weiter, bis auch er verhaftet wurde. (Ein paar Jahre später stürzte Herman Tucker, der im ersten Weltkrieg Flieger war, in die Bucht von San Franzisko, als er aus einem Flugzeug über der Stadt Flugblätter mit der Losung „Hände weg von Sowjetrußland“ abwarf.) Unsere Kämpfer für die Redefreiheit in Missoula wurden zu fünfzehn Tagen Haft im Bezirksgefängnis verurteilt. Alle, die noch übriggeblieben waren, begannen nun die Methoden der Massentaktik zu planen, die allgemein in den Kämpfen für die Redefreiheit propagiert wurden. Missoula wurde eines der ersten Beispiele in der Anwendung dieser Taktik.

Wir richteten einen Appell an alle „umherstreifenden Rebellen, sofort zu kommen – um die Bill of Rights zu verteidigen“. Ein nicht abreißender Strom von Mitgliedern der IWW begann in die Stadt zu kommen, per Güterzug – auf den Wagen, in den Wagen und unter den Wagen. Sobald ein Sprecher verhaftet wurde, trat ein anderer an seine Stelle. Das Gefängnis war bald überfüllt, und man begann, die Häftlinge in den Keller der Feuerwehr zu sperren. Aber der Pferdeurin floß bis in den Keller und machte den Aufenthalt dort so unerträglich, daß die Häftlinge Tag und Nacht in Sprechchören und Liedern dagegen protestierten. Gegenüber der Feuerwehr lag das größte Hotel der Stadt, in dem sich die Gäste über das Getöse beschwerten. Das Gericht lag auch ganz in der Nähe, so daß der Lärm die Verhandlungen störte. Die Menschen blieben auf der Straße stehen, um sich den Spektakel anzuhören, bis schließlich alle IWW-Leute in das Bezirksgefängnis zurückgebracht wurden.

Als nächstes ging man mit dem Feuerwehrschauch auf eine Versammlung los, aber die Stadtbewohner protestierten energisch gegen solche Gewaltmaßnahmen, nachdem verschiedene Menschen dabei verletzt worden waren. Die Professoren an der Universität nahmen den Kampf um die Redefreiheit auf, besonders als ich zusammen mit einer anderen Frau, Edith [134:] Frenette, verhaftet wurde. Wir wurden vom Sheriff Graham und seiner Frau mit Glacéhandschuhen angefaßt, während dieser gleiche Sheriff meinen Mann übel zusammenschlug. Senator LaFollette sprach auf einem öffentlichen Forum im Theater über unserem Versammlungsraum. Eines unserer Mitglieder gab ihm ein Exemplar des „Montana Socialist“, einer Zeitung, die unseren Kampf verteidigte und von einer Frau, Mrs. Hazlett, in Helena (Montana) herausgegeben wurde. LaFollette kommentierte unseren Kampf in positivem Sinne. Die Bergarbeitergewerkschaft Nr. 1 in Butte, die größte Gewerkschaft in Montana, nahm eine energische Resolution an und verurteilte die örtlichen Beamten wegen ihrer „unamerikanischen und ungerechten Handlungsweise, durch die Männer und Frauen gehindert werden, in den Straßen Missoulas zu sprechen“. Sie lobte „unseren mutigen Kampf für die Redefreiheit“. Diese Resolution wurde an die Zeitungen von Missoula gesandt mit der Bemerkung, daß meine Verhaftung sie veranlaßt habe, diese Dinge zu untersuchen und die Resolution anzunehmen.

Es gab in unserem Kampf auch humorvolle Episoden. Nicht alle Mitglieder der IWW waren Redner. Einige hatten Angst vor dem öffentlichen Auftreten. Wir gaben ihnen Kopien der Bill of Rights und der Unabhängigkeitserklärung. Diese lasen sie dann langsam herunter, immer mit einem hoffnungsvollen Auge auf den Polizisten und mit der Befürchtung, daß sie fertig gelesen haben könnten, ehe er sie verhaftete. Einer dieser Arbeiter wurde gerade ins Gefängnis geschleppt, das etwa zwei Häuserblocks entfernt lag, als auf der Straße zwei Betrunkene in einen heftigen Streit gerieten. Der Polizist ließ den Arbeiter los, um die beiden Betrunkene zu verhaften. Als sie vor dem Gefängnis ankamen, trottete der große, kräftige IWW-Mann dicht hinter ihnen her. Der Polizist fragte erstaunt: „Was willst du denn hier?“ Der Häftling antwortete: „Was soll ich denn tun – zurückgehen und noch eine Rede halten?“

[135:] Mittlerweile hatten die Stadtbewohner die ganze Aufregung und die abfälligen Kommentare in der Öffentlichkeit satt. Die Steuerzahler beschwerten sich über die Unkosten, die der kleinen Stadt entstanden. Sie verlangten eine Einschränkung dieser Ausgaben. Dann kam es zu einem belustigenden Streit zwischen den IWW und den Behörden, wer unsere Armee beköstigen sollte. Wir setzten unsere Versammlungen früh an, damit die Männer vor der Abendbrotzeit ins Gefängnis kamen. Die Polizei entließ sie am nächsten Morgen vor dem Frühstück aus dem Gefängnis, so daß wir sie wieder für den ganzen Tag versorgen mußten. Schließlich weigerten sich die Männer, das Gefängnis zu verlassen, obwohl die Tore weit aufgerissen wurden. Sie waren verhaftet worden. Sie verlangten einen Prozeß, einen individuellen Prozeß für jeden einzelnen, und außerdem vor einem Schwurgericht!

Schließlich verübte einer einen „Bruch der Solidarität“. Er war verheiratet und schlich sich hinaus, um seine Frau zu besuchen. Als er aber zurückkehrte, war das Tor verschlossen. Er verlangte laut, wieder eingelassen zu werden – seine Kollegen sollten nicht denken, daß er sie im Stich gelassen habe. Der Polizist sagte: „Sie sind jetzt draußen. Also bleiben Sie draußen!“ Die Stadtbewohner, die sich um die beiden versammelt hatten, schrien vor Lachen.

Endlich gaben es die Behörden auf. Alle Verfahren wurden eingestellt. Wir durften unsere Versammlungen wieder aufnehmen. Wir kehrten zu unserer friedlichen Tätigkeit zurück, agitierten und organisierten die IWW.

Missoula gefiel mir, und es wurde mir schwer, wieder abzureisen. Die fernen purpurnen Berge schienen so nahe. Die Luft war klar und erfrischend. Unser zweites IWW-Büro war ein kleines Holzhäuschen am Flußufer. Wir benutzten das vordere Zimmer als Büro und hatten nach hinten hinaus ein Schlafzimmer und die Küche. Wenn Jones in die Holzfällerlager und Bergwerke fuhr, leistete mir die Tochter eines Universitäts-[136:]professors Gesellschaft. Ich wurde niemals müde, vom Leben und von den Abenteuern der Holzfäller und Bergarbeiter zu hören, die uns regelmäßig aufsuchten. Aber Spokane rief mich zum Kampf um die Redefreiheit. „Wenn laut und klar der Ruf ertönt, dann muß ich gehen!“ Ich ging im Dezember 1909, obwohl ich wieder schwanger war. Ich nahm an, Jones würde später nachkommen.

Wir verteidigen die Verfassung in Spokane

Bevor unser Kampf für die Redefreiheit in Missoula erfolgreich endete, hatte der viel berühmtere Kampf um die Redefreiheit in Spokane im November 1909 bereits begonnen. Dort war er viel weitreichender und zäher als in Missoula. Die IWW fochten, obwohl sie sich als eine nicht politische Organisation betrachteten, in der Zeit von 1906 bis 1916 sechszwanzig politische Kämpfe dieser Art für Redefreiheit und Versammlungsfreiheit aus. An einigen Orten, zum Beispiel in San Diego, waren die Kämpfe sogar erbitterter und blutiger als hier. Spokane ist der Mittelpunkt des „Inland-Empires“ im östlichen Washington und westlichen Idaho, ein reiches Holz-, Bergbau- und Landwirtschaftsgebiet. Der Art der Arbeit und dem Klima entsprechend, waren hier meist Wanderarbeiter oder „Zugvögel“ beschäftigt, die von Spokane aus zur Arbeit zogen. Ihre Löhne waren niedrig, die Arbeit schwer, die Unterkunft unhygienisch und die Arbeitszeit endlos lang. Aber ihre drückendste Sorge, besonders in den Depressionsjahren 1907 und 1908, war die Art und Weise, in der die Vermittlungsagenturen, bei denen sie den Arbeitsplatz kaufen mußten, sie betrogen.

Die IWW sammelten systematisch die Unterlagen von Hunderten von Fällen, in denen Arbeiter an Stellen vermittelt [137:] wurden, die es überhaupt nicht gab oder wo sie nach der ersten Lohnzahlung entlassen wurden und von diesem Geld die Vermittlergebühr zahlen mußten. Der Vermittler, „Hai“ genannt, steckte im allgemeinen mit dem Vorarbeiter unter einer Decke. Voller Galgenhumor pflegten die Wanderarbeiter zu witzeln, die „Haie“ hätten das Perpetuum mobile entdeckt – „ein Mann, der kommt, einer, der arbeitet, und einer, der geht“. Die IWW stellten auch fest, daß dieser Betrug ihre Organisationsarbeit beeinträchtigte, da es keine Stetigkeit in der Belegschaft gab und der Organisator nicht lange genug seine Arbeitsstelle behaupten konnte, um wirklich von Nutzen zu sein.

Das Büro der IWW lag im Herzen des Außenbezirks, in dem sich die Wanderarbeiter aufhielten, wenn sie in der Stadt waren, mitten zwischen billigen Vergnügungslokalen und Stellenvermittlungsbüros. Vor der Tür dieser Büros hingen Stellenangebote für alle möglichen Arbeiten. Im Frühjahr, Sommer und Herbst 1909 hielten die IWW Straßenversammlungen direkt vor diesen Büros ab. Sie entlarvten die Gepflogenheiten der Stellenvermittler und gaben genau Ort, Zeit, Beträge und Namen der ausgeraubten Arbeiter an. Sie riefen zum Boykott der Agenturen auf und verlangten, die Unternehmer sollten ihre Einstellungen über das Gewerkschaftsbüro vornehmen. Natürlich schlugen die „Haie“ zurück. Sie waren „angesehene“ Geschäftsleute, die ihre Miete und Steuern pünktlich zahlten. Sie griffen die IWW an und nannten sie Landstreicher, Vagabunden und „Packesel“ (weil sie ihre zusammengerollten Decken auf dem Rücken trugen).

Im Dezember 1909 wurde auf Betreiben der Vermittlungsagenten eine städtische Verordnung erlassen, die alle Straßenversammlungen im Geschäftsviertel von Spokane verbot. Versammlungen waren nur in den Parks gestattet, die in den besseren Wohnvierteln weit vom Schauplatz des Kampfes entfernt lagen. Die IWW benutzten jedoch diese Gelegenheit, um [138:] Versammlungen in den Parks abzuhalten und auch den ständigen Bewohnern Spokanes ihre Probleme vorzutragen. Es gelang ihnen, Unterstützung durch die örtlichen Gewerkschaften und Frauenvereinigungen zu erhalten. Mehr als sechshundert Mitglieder folgten einer Aufforderung der IWW und kamen aus allen Teilen des Landes nach Spokane. Wer zu sprechen versuchte, wurde wegen unbotmäßigen Verhaltens festgenommen. Damit umging man die Notwendigkeit, die Verfassungsmäßigkeit der erlassenen Verordnung zu beweisen. Das Büro der IWW wurde im November von der Polizei überfallen, und vier Funktionäre – James Wilson, der Chefredakteur des „Industrial Worker“, James P. Thompson, Organisator der IWW für Spokane, A. E. Cousins, stellvertretender Chefredakteur, und C. R. Filigno, Sekretär der Gewerkschaftsgruppe in Spokane – wurden verhaftet und unter Berufung auf die alte, bewährte, auf alles anwendbare Formel der „verbrecherischen Verschwörung“, die so oft gegen die kämpfenden Arbeiter benutzt wird, unter Anklage gestellt.

Spokane wurde während dieses Kampfes Schauplatz der gewissenlosesten Brutalität der Polizei. Polizeibeamte traten, schlugen und beschimpften die Häftlinge. Ein Zeitungsreporter, Fred Niederhouser, bezeichnete das Zusammentreiben der Männer in die Gefängnisse als „unmenschlich“. Achtundzwanzig Männer wurden in eine Zelle gezwängt, die nicht mehr als sieben Fuß breit und acht Fuß lang war. Vier Polizisten mußten sich anstrengen, um die Zellentür zu schließen. Das nannte man den „Schwitzkasten“. Die Zentralheizung wurde angestellt, bis die Häftlinge fast erstickten und sich vor Erschöpfung kaum noch auf den Beinen halten konnten. Dann wurden sie in eiskalte Zellen gesteckt und in diesem geschwächten Zustand „verhört“. Als niemand mehr in das Gefängnis hineingezwängt werden konnte, benutzte man ein verlassenes, ungeheiztes Schulgebäude, die Franklin-Schule, als Gefängnis.

[139:] Die ergreifenden Aufzeichnungen, die James Stark damals machte, lesen sich heute wie eine Beschreibung aus den späteren Konzentrationslagern der Nazis. Er schilderte, wie die Männer nach der Verhaftung blutüberströmt eingeliefert wurden, „mit ausgeschlagenen Zähnen, blau angelaufenen Augen und zerrissener Kleidung“. Einem war der Kiefer gebrochen worden. Die Ernährung in der Schule bestand aus „einem Drittel eines kleinen Bäckerbrottes zweimal am Tag“, weil sich die Männer weigerten, im Steinbruch zu arbeiten. Stark beschreibt, wie einer der Gefangenen, ein Künstler, ihnen den „Putenbraten zum Erntedankfest“ auf eine Wandtafel zeichnete; wie Skorbut und Darmkrankheiten um sich griffen und die Männer zu schwach waren, um aufrecht zu gehen. Sechzehn wurden in das Krankenhaus gebracht. Viele mußten nach ihrer Freilassung in das Büro der IWW getragen werden, und drei starben nach ihrer Entlassung. Ein junger Mensch starb an der Zuckerkrankheit. Am Tage seines Begräbnisses, das von den IWW feierlich begangen wurde, war nicht ein Polizeibeamter auf den Straßen Spokanes zu sehen.

Der Heldenmut der Wanderarbeiter, die aus dem ganzen Lande nach Spokane kamen, war bewundernswürdig. Bei den Verhaftungen gaben die Männer Wohnadressen in McKees Rocks, Chicago, Milwaukee, Los Angeles, San Franzisko, Seattle, Portland und verschiedenen Städten Montanas an. Unter den Gefangenen befand sich ein Veteran des Bürgerkrieges, der sagte, die Zustände in der Franklin-Schule erinnerten ihn an die Gefängnisse von Libby und Andersonville. Zwei achtzehnjährigen Jugendlichen hatte Richter Mann Bewährungsfrist angeboten, wenn sie versprächen, keine Reden mehr zu halten und die Stadt zu verlassen. Beide lehnten es ab und wurden zu dreißig Tagen Haft und hundert Dollar Geldstrafe verurteilt, die sie im Steinbruch abarbeiten sollten. Eine Frau wurde festgenommen, die auch bei uns in Missoula gewesen und dort verhaftet worden [140:] war, Edith Frenette, eine Lagerköchin. Auf dem Wege zum Gefängnis wurde sie von einem Polizeibeamten geschlagen. Eine andere Frau, Agnes Thecla Fair, die aus Alaska kam und einen Gedichtband, „Songs of the Sourdoughs“ (Goldgräberlieder), geschrieben hatte, ging auf das Land zu den Farmern und sammelte Geld und Lebensmittel für die Kämpfer von Spokane. Sie kamen ihr äußerst freigebig entgegen. Sozialistische Zeitungen, zum Beispiel die „Oakland World“, die „International Socialist

Review“ und andere, unterstützten unsere Bemühungen um die Redefreiheit. Die Sozialistische Partei im Staat Washington stellte eine Untersuchung an und veröffentlichte einen Bericht, in dem die Verweigerung der Redefreiheit und die Brutalität der Polizei schärfstens verurteilt wurden.

Mein erster Verschwörerprozeß – 1910

Als ich im Dezember 1909 nach Spokane kam, um am Kampf für die Redefreiheit teilzunehmen, war das dortige Komitee, das nur aus Männern bestand, etwas betreten, weil ich schwanger war. Es wurde beschlossen, daß ich nicht auf den verbotenen Straßenversammlungen sprechen sollte, sondern nur in den Räumen der IWW, in Klubs und bei Organisationen, die bereit waren, uns anzuhören, und in den umliegenden Ortschaften, um Geld für den Verteidigungsfonds zu sammeln. Ich reiste nach Seattle, Britisch-Kolumbien, Idaho und Montana. Nach ein paar Monaten, als fünf Redakteure des „Industrial Worker“ verhaftet worden waren und mir das Reisen schon schwerfiel, wurde ich mit der Leitung der Zeitung betraut. Ich fühlte mich ausgezeichnet; aber meine Kollegen waren dagegen, daß ich öffentlich auftrat. In jenen Tagen ließen sich schwangere Frauen im allgemeinen sowenig wie möglich in der Öffentlich-[141:]keit sehen. „Es sieht nicht schön aus. Und außerdem bekommt Gurlley ihr Kind schließlich noch auf der Rednertribüne, wenn sie nicht aufpaßt!“ protestierte ein umständlicher alter Kerl. Eines Abends wurde ich auf dem Wege in das IWW-Büro verhaftet und ins Bezirksgefängnis gebracht. Die Anklage lautete auf „Verschwörung zwecks Anstachelung der Männer zum Rechtsbruch“. Ich verbrachte nur eine Nacht im Gefängnis und wurde am nächsten Tag gegen eine Kautions entlassen, die von einem angesehenen Frauenklub für mich gestellt worden war.

Es hatte in Spokane derartige Orgien des Polizeiterrors und der Brutalität gegeben, daß meine Freunde im Osten sehr besorgt waren. Ich versetzte den Behörden Spokanes allerdings einen gehörigen Schlag, als ich in der nächsten Ausgabe des „Industrial Worker“ meine nächtlichen Erlebnisse im Bezirksgefängnis schilderte. Die gesamte Auflage wurde beschlagnahmt und verboten. Aber die Geschichte wanderte durch das ganze Land, und Hunderte von Protesten strömten herein. Ich ging mit meiner Schilderung zu dem örtlichen Frauenklub, und dieser verlangte die sofortige Einstellung einer Aufsichtsbeamtin für die weiblichen Gefangenen.

Folgendes hatte sich aber im Gefängnis zugetragen: Als ich eingeliefert wurde, waren schon zwei Prostituierte in der Frauenabteilung. Sie waren sehr aufmerksam zu mir und gaben mir Obst und eine Decke. Während der Nacht kam ein Aufseher, öffnete die Tür und brachte die jüngere Frau nach unten, damit sie ihren Freund sehen könnte. Es dauerte lange, bis sie zurückkehrte. Das wiederholte sich mehrere Male in der Nacht. Sie berichtete der anderen Frau, der Aufseher habe gesagt, man „hätte Jack auch hier heraufkommen lassen können, wenn die da nicht wäre“, und dabei zeigte sie auf mich. Die ganze Sache, so schrieb ich in meinem Artikel, sah mir so aus, als verlangte man von ihr, daß sie ihrem Gewerbe auch im Gefängnis nachginge. Am nächsten Morgen kam der Oberaufseher mit unserem [142:] Frühstück – saurem Brot und dünnem Kaffee. Er öffnete die Tür, marschierte geradewegs in unseren Raum, wo wir noch im Bett lagen, und fuhr mir mit der Hand über das Gesicht, um mich aufzuwecken. Ich war erschrocken und betrachtete das als eine Beleidigung. Das sagte ich ihm auch ins Gesicht und posaunte es später in alle Welt hinaus, wenigstens soweit sie mir durch die Presse erreichbar war. In Spokane erhob sich ein wahrer Sturm.

Der unmögliche Polizeichef Sullivan (er wurde ein paar Monate später, nach Beendigung des Kampfes, an seinem Fenster erschossen, sicherlich von einem der Tausende, die er so brutal behandelt hatte) sagte, er sei nun schon zwanzig Jahre im Amt, und noch nie hätte sich eine Frau beschwert. Ich sei also offensichtlich eine Lügnerin. Der Sheriff behauptete, das große Schwurgericht habe empfohlen, weibliche Aufseherinnen einzustellen, aber der Kommissar habe nichts unternommen. Einer der Polizeihauptleute rief einen Proteststurm bei den Frauen hervor, als er erklärte: „Die Frauen dort wollen gar nicht von weiblichen Beamten beaufsichtigt werden. Nur verstockte oder unanständige Frauen kommen ins Gefängnis.“ Mein Bericht trug dazu bei, die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf die weit schlimmeren Erlebnisse der männlichen IWW-Häftlinge zu richten. Zum ersten Mal in der Geschichte Spokanes wurden weibliche Aufseher in den Bezirksgefängnissen beschäftigt.

Ein eigenartiges System der Prozeßführung herrschte dort. Meine Verhandlung wurde zunächst in einem der untergeordneten Gerichte mit sechs Geschworenen geführt – zwei in den Ruhestand getretenen Farmern, einem Geschäftsmann, einem Grundstücksmakler, einem Grubenunternehmer und dem Direktor eines Textilunternehmens –, nicht ein Arbeiter war dabei und natürlich auch keine Frau. Die Zeitungen berichteten, man betrachte mich als „eine der Gefährlichsten bei den IWW“. Ich wurde für schuldig befunden, zu neunzig Tagen Haft verurteilt [143:] und am gleichen Tage gegen Kautionsentlassung entlassen. Ich legte Berufung ein, und die zweite Verhandlung fand vor einem höheren Gericht mit zwölf Geschworenen statt. Gegen C. L. Filigno, den Sekretär, und mich wurde gemeinsam verhandelt, als Teilnehmer an der gleichen Verschwörung. Der Staatsanwalt sagte über mich: „Wenn sie nicht eine gefährliche Organisation gebildet hätte, wenn sie nicht die ‚Rote Fahne‘ gesungen hätte, wenn sie Richter Mann nicht einen Analphabeten und alten Dummkopf genannt hätte, wenn sie nicht das Evangelium der Zwietracht und der Unzufriedenheit gepredigt hätte, dann hätte ich nicht einmal Kenntnis von ihr genommen.“

Ich wurde von Fred Moore, damals ein junger ortsansässiger Anwalt, geschickt verteidigt. Mrs. Stafford, eine Funktionärin des Frauenklubs, sagte aus, sie habe mich sprechen hören, und meine Bemerkungen seien durchaus in Ordnung gewesen. Die Vorsitzende des Klubs, Mrs. House, war bereit, dies zu bestätigen, aber man gestattete ihr nicht, als Zeugin aufzutreten. Als ich meine Aussagen machte, fragte mich der Richter, worauf ich mich bei meinen Reden stütze. Ich antwortete: „Auf die Bill of Rights.“ Daraufhin sagte er: „Aber Sie sind doch kein Jurist. Wie können Sie sie interpretieren?“ „Sie sind in gutem, klarem Englisch geschrieben, Euer Gnaden“, antwortete ich, „jeder kann sie verstehen. Sie wurden nicht für Juristen geschrieben, sondern für das Volk!“ Es war mir äußerst peinlich, daß ich freigesprochen, Filigno dagegen verurteilt wurde. Es war nun nicht mehr zu übersehen, daß ich schwanger war, und zweifellos spielte die damals zwar schon im Schwinden begriffene westliche Zuvorkommenheit Frauen gegenüber bei meiner Freisprechung eine Rolle.

Während der Kämpfe um die Redefreiheit in Spokane vor fünfundvierzig Jahren traf ich meines Wissens zum ersten Mal William Z. Foster, den heutigen Vorsitzenden der Kommunistischen Partei. Er erwähnte zwar in seinem Buch „Pages from [144:] a Worker’s Life“ (Seiten aus dem Leben eines Arbeiters), daß er auch in Missoula war, es ist also möglich, daß ich ihn schon vorher einmal gesehen habe. Er kam als Reporter für eine linkssozialistische Zeitung in Seattle. Ich wünsche nur, ich hätte mich in diesen letzten fünfzig Jahren so wenig verändert wie William Z. Foster. Als ich ihn in Spokane während des Kampfes um die Redefreiheit kennenlernte, war er achtundzwanzig Jahre alt, groß, schlank, blauäugig, freundlich, und viel magerer als heute – ein richtiger „dürrer Hering“, wie er selbst sagte. Sein Haar war damals noch nicht ganz so dünn wie heute. Trotz seiner schweren Krankheit ist er aber nicht so gealtert wie die meisten Männer in seinen Jahren, und jeder, der ihn damals kannte, würde ihn heute, nach beinahe fünfzig Jahren, mit Leichtigkeit wiedererkennen. Er wurde verhaftet, verbüßte zwei Monate und schloß sich im Gefängnis den IWW an. Nach seiner Entlassung wurde er Mitglied des Kampfkomitees.

Das Büro war geschlossen worden, das Verteidigungsbüro, von Fred Heslewood geleitet, hatten wir nach Coeur d’Alene (Idaho) verlegt. Mehr als sechshundert Mann waren verhaftet. Unsere Kräfte waren stark gelichtet, trotzdem kündigten wir kühn in aller Öffentlichkeit an, daß wir im Frühjahr den Kampf um die Redefreiheit wieder aufnehmen würden. Das Komitee entschloß sich auf Anraten Fosters zu einem taktischen Vorgehen. Es trat an den Bürgermeister heran und bot ihm Verhandlungen zur Beendigung der Feindseligkeiten an. Die Stadt wimmelte von Wanderarbeitern, und die Behörden befürchteten, sie alle seien IWW-Leute.

Der Bürgermeister hatte die ganze Sache satt. Sie kostete die Stadt tausend Dollar in der Woche. Die Steuerzahler schimpften. Außerdem hatte er schon vorher gesagt, er wisse genau, daß die Arbeitsvermittler Betrüger seien, und behauptete, er habe den Arbeitern geholfen, Tausende von Dollars zurückzustatten zu bekommen. So erbot er sich, die Verfügung zu den Akten zu [145:] legen und den IWW zu gestatten, ihr Büro wieder zu eröffnen und unbehelligt Straßenversammlungen abzuhalten. Das Angebot wurde angenommen und kam einem Sieg gleich. Alle Verhafteten wurden entlassen und laufende Verfahren eingestellt. So endete dieser berühmte Kampf.



Die Verfasserin mit ihrem neun Monate alten Sohn Fred, der am 19. Mai 1910 geboren wurde.

Ich lerne Tom Mooney kennen

Auf einer meiner Versammlungstouren zur Unterstützung des Kampfes in Spokane kam ich in das Bergarbeitergebiet von Idaho, zu dem auch die Städte Wallace, Mullen und Burke gehören. Ich kam mit einer mündlichen Beglaubigung, die Tür und Geldbörse jedes Bergarbeiters öffnete: „St. John schickt mich!“ Dieses Gebiet war vor nur wenigen Jahren der Schauplatz heftiger Klassenkämpfe gewesen, und Vincent St. John war unter dem Namen John Magee als Vertreter der Bergarbeiterföderation des Westens dagegewesen. Er hatte mir aufgetragen, einige Leute zu besuchen, besonders eine alte Dame in Mullen, die eine Pension betrieb.

Ich kam in diese seltsame kleine Stadt, die mitten in einer engen Schlucht liegt. Sie bestand nur aus einer Straße, durch die auch die Eisenbahnstrecke führte. Die Bahn fuhr so dicht an den Häusern entlang, daß man vom Trittbrett aus gleich auf die Veranda springen konnte. Die alte Dame begrüßte mich herzlich und erzählte mir haarsträubende Geschichten von dem „Heiligen“ und wie oft er den Spitzeln und gedungenen Rowdies der Unternehmer nur um ein Haar entkommen war. „Nur ein paar von uns wußten, daß er St. John war, aber wir haben nie etwas gesagt!“ berichtete sie mir stolz. Sie erzählte von einem Verschlag, der gebaut worden war, um die verhafteten Bergarbeiter einzusperren, von den Lagern des bewaffneten [146:] Werkschutzes und wie man Gruben in die Luft gesprengt hatte und Menschen dabei zugrunde gehen ließ, um alles der Gewerkschaft in die Schuhe zu schieben. Und sie erzählte mir von dem herrlichen Menschen St. John, der als „Mörder“ verhaftet wurde, weil er die Bergarbeiter organisierte. Er war ihr Held – und meiner.

In Wallace sprach ich von einem kleinen Wagen aus, einem sogenannten „Einspanner“, wobei mir eine schroffe Felswand gerade gegenüber als Lautverstärker diente. Als ich den dort versammelten Bergarbeitern erzählte, daß ich im Namen der in Spokane kämpfenden IWW spreche und daß St. John mir gesagt habe, ich müsse auf jeden Fall hierherkommen, wurde mir ein königlicher Empfang zuteil. Ich sehe sie noch, die im Kreis um mich stehenden Bergarbeiter und Holzfäller in ihren hohen Stiefeln und großen Hüten, wie sie mir aufmerksam zuhörten. Bill Haywood, der gerade unterwegs war, hatte in Wallace sprechen sollen, war aber krank geworden, so daß ein junger Sozialist und ich für ihn einspringen mußten. Dieser zweite Redner war ein rosiger, schwarzäugiger, lachender junger Ire, der Debs während seiner Wahlkampagne von 1908 im „Roten Sonderzug“ begleitet hatte, und hieß Tom Mooney. Er steckte damals mitten in einem Abonnentenwettbewerb für die „International Socialist Review“. Der Preis war eine „Reise um die Welt“. Später erzählte er mir, daß er zweiter wurde und 1910 am Internationalen Sozialistenkongreß in Kopenhagen teilnehmen durfte.

Vielleicht hätte ich mich an dieses Zusammentreffen mit Tom Mooney nicht mehr erinnert, wenn er nicht damals einen Unfall erlitten hätte. Ein Ring an seinem kleinen Finger hakte sich an einem Nagelkopf am Geländer der Hotelterrasse fest, und er verletzte sich den Finger so schwer, daß er abgenommen werden mußte. Merkwürdigerweise sind mir diese Stadt und diese Versammlung jahrelang im Gedächtnis geblieben. Einige Jahre [147:] später traf ich in New York eine Frau, die mir erzählte, daß sie und ihr Mann damals meine Rede gehört hätten. Er war der Arzt des Ortes gewesen. Ein paar Monate darauf kamen er und eine Anzahl der Männer, die mir damals zugehört hatten, in einem verzweifelten Kampf gegen einen Waldbrand ums Leben. Es war ein wildes und rauhes Land, in dem die Natur und die Habgier gleichermaßen Menschenleben forderten.

Meine Ehe geht in die Brüche

Im April 1910 mußte ich eine schwere Entscheidung treffen. Der Kampf um die Redefreiheit war vorbei. Ich konnte nun nicht mehr sprechen. In den nächsten Wochen mußte mein Kind zur Welt kommen. Entweder mußte ich zu Jones zurückkehren oder mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß es mit meiner Ehe zu Ende war. In Spokane hatte ich bei den Heslewoods gewohnt. Sie waren erstaunt und konnten durchaus nicht verstehen, daß Jones mich nicht einmal in Spokane besucht hatte, auch nicht nach meiner Verhaftung und als meine beiden Prozesse liefen. Mittlerweile war ich auch gekränkt und ärgerlich, daß er in Missoula geblieben war. Ich hatte ihm zwar pflichtschuldigst geraten, seine Arbeit nicht zu vernachlässigen, aber schließlich war es eine Reise von nur einer Nacht, und ich hatte nicht erwartet, daß er mich so genau beim Wort nehmen würde. Einige der Kollegen, die durch Spokane kamen, erzählten mir, meine Freundschaft mit den Heslewoods gefalle ihm nicht und er sei auch eifersüchtig auf Fred Moore, den Rechtsanwalt der IWW. Schließlich kam er nach Spokane und verlangte, daß ich zu ihm zurückkehren solle.

Heute, nach so vielen Jahren, ist es schwer zu sagen, warum meine Liebe zu ihm so völlig verflogen war. Aber ich wußte, [148:] daß es so war. Ob es nun der Altersunterschied von sechzehn Jahren war oder unser unterschiedliches Temperament und unsere verschiedenen Auffassungen über meine Arbeit, jedenfalls wußte ich, daß die Sache ein Ende hatte, und das sagte ich ihm auch. Ich sollte mit ihm nach Butte ziehen, wo er Arbeit in der Grube suchen wollte. Ich sollte das Reden und Umherreisen

aufgeben und mit ihm an einem Ort seßhaft werden. Wir waren nun zwei Jahre und drei Monate verheiratet, hatten aber nur sehr kurze Zeit zusammen gelebt. Was er verlangte, war zweifellos normal, aber ich wollte nichts davon wissen. Ich wollte mit meinen neunzehn Jahren noch nicht „seßhaft“ werden. Ein häusliches Leben und vielleicht eine große Familie hatten durchaus nichts Anziehendes für mich. Die Abneigung meiner Mutter gegen beides hatte sicherlich einen tiefen Einfluß auf mich ausgeübt. Sie wollte, daß aus ihren Mädchen „etwas werde“ und daß sie „ihr eigenes Leben führen sollten“. Ich wollte sprechen und schreiben, reisen, Menschen kennenlernen, neue Orte sehen, für die IWW organisieren. Ich sah nicht ein, warum ich als Frau meine Arbeit zugunsten seiner Tätigkeit aufgeben sollte. Ich wußte nun schon, daß ich der Arbeiterbewegung mehr geben konnte als er. Ich dachte nicht daran, all das aufzugeben. Ich habe mich auf diesem Wege so manches Mal mit Kummer und gefühlsbedingten Konflikten herumschlagen müssen, aber immer siegte meine Entschlossenheit, bei meiner selbstgewählten Tätigkeit zu bleiben. Das war 1910 gewiß nicht einfach.

Zunächst sprach ich mit den Heslewoods. Fred meinte, ich sei etwas aus dem Gleichgewicht geraten, „vielleicht unter dem Einfluß der Schwangerschaft“, sagte er besorgt. Er konnte sich nicht vorstellen, wie ich sonst auf den Gedanken kommen sollte, meinen Mann in einem solchen Augenblick zu verlassen. Myrtle Heslewood strömte von Mitgefühl über, aber sie erschreckte mich, als sie mir anbot, mein Kind zu adoptieren. Ich beschloß, [149:] nach Hause zu fahren, zu meiner Mutter. Ich wußte, sie würde mich verstehen und mir helfen, einen Ausweg zu finden. Ich wollte mein Kind nicht hergeben. Also wandte ich mich heimwärts. Die Reise von Spokane nach New York dauerte fünf Tage. In Chikago mußte ich umsteigen. Es ist ein Wunder, daß ich bei den damaligen rumpelnden Wagen mein Kind nicht schon unterwegs zur Welt gebracht habe. Aber ich kam gut nach Hause. Ich mußte ein paar Stunden in Chikago bleiben. St. John erwartete mich am Bahnhof. Als ich ihm meinen Entschluß mitteilte, schien er weder erstaunt noch entsetzt zu sein. Nachdem er mich angesehen hatte, war seine größte Sorge, mich so schnell wie möglich in einen Zug Richtung New York zu setzen.

Meine Mutter, meine Schwestern und mein stiller Bruder Tom empfingen mich am Bahnhof mit offenen Armen. Meine Mutter war glücklich, daß ich wieder zu Hause war, und freute sich über meinen Entschluß. Sie und meine Schwester Kathie halfen mir, für mein Kind zu sorgen, vom ersten Tage seiner Geburt an. Mein Sohn Fred kam am 19. Mai 1910 in einem kleinen Krankenhaus in der Nähe des Mt.-Morris-Parks zur Welt. Die Nacht zuvor war der Halleysche Komet über den Himmel gezogen und die ganze Familie auf das Dach geklettert, um ihn zu sehen. Ich war aber nicht mehr die Treppen hinaufgekommen. Frühmorgens hatte dann meine Mutter beim nächsten Fuhrunternehmer eine „Droschke“ geholt, und dann hatte ich nur noch daran denken können, daß auf dem Fensterbrett ein Karton Erdbeeren stand, die ich zum Frühstück hatte essen wollen. Im Krankenhaus lernte ich Bertha Mailly von der sozialistischen Rand School kennen, und wir wurden Freundinnen.

Nach ein paar Monaten kam Jack nach New York, um zu sehen, ob ich es mir nicht doch anders überlegt hätte. Er redete mit meinem Vater, der mich in das Wohnzimmer rief, um die ganze Sache zu besprechen. Ich war kaum zwanzig Jahre alt, [150:] aber ich war entschlossen, nicht wieder mit Jack zu leben. Schließlich sagte mein Vater etwas verlegen: „Du mußt doch dem Mann einen Grund dafür sagen können!“ Alles was ich sagen konnte, und mir schien es ausreichend, war: „Ich liebe ihn nicht mehr. Außerdem ist er mir *langweilig!*“ Es war die Grausamkeit der Jugend, aber ich konnte es nicht besser erklären. Mein Vater gab sich Mühe, nicht zu lächeln, aber ich merkte, daß er mich verstand.

Jones war ein guter Mensch, aber ein Sonderling. Sein Vater war ein Trinker gewesen, und Jack verabscheute den Alkohol so sehr, daß er einmal höchst empört war, als ein Zahnarzt in Missoula mir ein Gläschen Whisky verordnete, nachdem er mir einen Zahn gezogen hatte. Als Fred einmal als kleines Kind krank wurde, verordnete der Arzt ein paar Tropfen Whisky. Jones erhob ein großes Geschrei und drohte, das Kind in einem Freimaurerheim unterzubringen, wenn das noch einmal vorkäme. Es ist richtig, ich war eigenwillig und starkköpfig und nicht bereit, mich einem anderen Menschen anzupassen. Aber mit ihm war es auch besonders schwierig. Sein Steckenpferd war „Systematik“. In Chikago machte er mich beinahe wahnsinnig mit seinen Rädern und graphischen Darstellungen über die IWW und mit einem komplizierten Plan, den er ausarbeitete, um den Kalender zu revidieren. William Z. Foster, mit dem er befreundet war, erzählte mir Jahre später: „Mir hat Jones immer

leid getan, und ich habe dich verurteilt, weil du ihn verlassen hast. Als ich dann aber selbst mit ihm zusammenwohnte, habe ich dich verstanden.“ Darüber war ich sehr froh, obwohl ich mich auch schuldig fühlte, weil ich eingewilligt hatte, so jung zu heiraten. Meine Eltern fühlten sich schuldig, weil sie mir erlaubt hatten, 1907 die weite Reise zu machen. Aber jetzt war ich zu Hause und war glücklich, wieder mit meinen beiden Schwestern und meinem Bruder vereint zu sein. Wir waren eine Familie, die fest zusammenhielt.

[151:] Als mein Sohn Fred heranwuchs, rühmte er sich, daß er für die Redefreiheit zweimal im Gefängnis gesessen habe, schon vor seiner Geburt – in Missoula und in Spokane. Dann meinte er scherzend, in einer Familie mit vier Frauen müsse er ja tagtäglich darum kämpfen!

Caritas-Insel

Der Sommer 1910 war außergewöhnlich heiß, und meine Freunde machten sich Sorgen um mich und mein Kind nach den Strapazen von Spokane. Dr. Strunsky hatte mich bei der Entbindung betreut. Seine Schwester, Anna Strunsky Walling, war mit einem Mann verheiratet, der als „sozialistischer Millionär“ galt. Ein anderer dieser Art war J. G. Phelps Stokes, der kurz zuvor Rose Pastor geheiratet hatte, eine schöne und begabte Arbeiterin aus dem Osten New Yorks. Man hatte viel Aufhebens von dieser romantischen Ehe eines wohlhabenden christlichen Kommunalbeamten mit einer jüdischen Zigarrenmacherin gemacht, und in orthodoxen jüdischen Kreisen herrschte helle Empörung. Ein ähnliches Theater machte später der irische Neureiche Mackay, als seine entzückende Tochter einen jüdischen Liederkomponisten, Irving Berlin, heiratete. Heute sind religiöse Mischehen soweit anerkannt, daß man einen derart erbitterten Streit nicht mehr verstehen würde, wenn nicht noch die gleichen Vorurteile bei Mischehen rassistischen Charakters bestünden. Aber auch das wird einmal der Vergangenheit angehören.

Diese Familien lebten auf einer Insel im Long-Island-Sund in der Nähe von Stamford (Connecticut), die man Caritas-Insel nannte. Auch eine Schriftstellerfamilie, Miriam Finn und Leroy Scott, lebte dort. Im erhielt eine Einladung von Mrs. Stokes, den Sommer bei ihr zu verbringen. Im Erdgeschoß ihres Hauses [152:] hatte ich ein großes Zimmer und Badezimmer neben der geräumigen Bibliothek zu meiner alleinigen Verfügung. Oft saß ich draußen in der Sonne und las, während das Kind in seinem Körbchen schlief. Viele interessante Menschen kamen dort zu Besuch. Ich erinnere mich an Horace Traubel und Shaemus O'Sheel, damals ein angehender junger Dichter. Dort lernte ich auch Ella Reeve Bloor kennen, die als Organisatorin der Sozialistischen Partei für Connecticut tätig war.

Ella Reeve Bloor war in den Vierzigern, als ich sie 1910 kennenlernte. Sie war kräftig und energisch und flog mehr als sie ging. Sie hatte dunkles Haar, das sie sehr einfach in einem kleinen Knoten auf dem Kopf zusammensteckte, und glänzende, lebhaft schwarze Augen. Ich erinnere mich, daß sie einen Spitzenkragen trug, den sie mit einer Brosche zusammensteckte. Ihr Leben lang war Ella eine Frau, die sich gern gut anzog und Schmuck liebte. Sie war lebhaft und munter. Mir schien es, sie ähnelte einem geschäftigen braunen Vögelchen. Sie hatte eine klare, weithin tönende Stimme, und man hörte sie im größten Saal und an der lautesten Straßenecke.

Sie war damals Mutter von sechs Kindern, zwei weitere waren schon früh gestorben. Sie hatte sich von ihrem ersten Mann scheiden lassen, von Lucian Ware, der ihr Freund blieb. Er sorgte für die vier Kinder aus dieser ersten Ehe, die in Arden (Delaware) lebten, und oft auch für die beiden Jüngsten aus ihrer zweiten Ehe, Dick und Carl, die sie bei sich in Connecticut hatte. Sie beschrieb mir den Kampf, den sie 1905 mit den „Konservativen“ in der Sozialistischen Partei geführt hatte, als sie zum erstenmal als Organisator vorgeschlagen wurde. Zwei katholische Sozialisten erhoben damals Einspruch mit der Begründung, sie sei „eine geschiedene Frau“. Andere wieder erhoben Einspruch, weil sie eine Frau schlechthin war. Aber mit der ungeheuren Hartnäckigkeit, für die Ella berühmt war, begann sie einfach inoffiziell zu arbeiten, bis sie die Opposition [153:] zermürbt hatte. Es wurde schließlich entschieden, daß sie eine „gute Frau“ sei (Frauen waren damals entweder „gut“ oder „schlecht“), und 1908 wurde sie offiziell zur Organisatorin gewählt.

Sie schrieb für den „American“ in Waterbury und trug so zum Unterhalt ihrer Familie bei, bis sie wegen eines Artikels über die „Kinderarbeit“ diese Verdienstmöglichkeit verlor. Sie erzählte mir, wie

sie von der äußerst aktiven britischen Frauenrechtlerin Emmeline Pankhurst, die in Connecticut gesprochen hatte, kritisiert worden war, weil sie ihre Energien einer „Männerpartei“ zugute kommen ließe. Ella hatte ihr geantwortet, sie arbeite angestrengt genug, um durch die Sozialistische Partei das Frauenwahlrecht im Bundesstaat durchzusetzen. (An der Spitze dieser Bewegung für das Frauenwahlrecht stand Mrs. Hepburn, die Mutter der Schauspielerin Katherine Hepburn.) Mir gefiel diese kleine, lebhaft und leidenschaftliche sozialistische Agitatorin, und ich bewunderte sie, obwohl ich sie damals nur sehr flüchtig kennenlernte. Später wurde sie eine meiner besten Freundinnen und engsten Mitarbeiterinnen. Damals gehörte Mut dazu, vor den Fabriken, bei den Farmern, in jedem Winkel eines der Staaten von Neuengland für den Sozialismus zu agitieren, so wie sie es tat.

Der Streik der Mädchen

Während ich im Westen gewesen war, hatte es im Osten mehrere Streiks gegeben. Einer, der 1909 im Osten New Yorks stattfand, war ein Streik von 20.000 Hemdennäherinnen, allgemein der „Streik der Mädchen“ genannt. In dieser Industrie waren zu sechzig Prozent Frauen beschäftigt, von denen wiederum siebzig Prozent Mädchen zwischen sechzehn und fünfund-[154:]zwanzig Jahren waren. Sie arbeiteten sechsfünfzig Stunden in der Woche in Saisonarbeit unter den übelsten Antreibermethoden in schmutzigen, verbauten Häusern, die man „Schwitzbuden“ nannte. „Lehrlinge“ erhielten einen Wochenlohn von drei bis sechs Dollar. Der am höchsten bezahlte Arbeiter erhielt achtzehn Dollar in der Woche. Der Streik begann in zwei Fabriken, eine davon die berühmte Triangle Shirt Waist Company. In Cooper Union wurde eine Versammlung abgehalten, in der Gewerkschaftsfunktionäre und bekannte Sympathisierende als Redner auftraten. Man diskutierte sehr zurückhaltend, ob ein Generalstreik möglich sei. Die Menschenmassen, die keinen Zutritt gefunden hatten, füllten sämtliche Versammlungsräume in der Nachbarschaft. Nach zwei Stunden bat eine der Streikenden um das Wort, ein junges Mädchen. Sie sagte: „Ich habe es jetzt satt, mir die Reden anzuhören. Ich beantrage die sofortige Ausrufung des Generalstreiks.“ Ihr Antrag wurde begeistert angenommen. Der Name dieses Mädchens war Clara Lemlich. Heute ist sie als aktive und fortschrittliche Arbeiterin bekannt.

Der Streik dauerte zwei Monate. Immer wieder wurden die Streikpostenkette von der Polizei auseinandergetrieben. Mehr als tausend Streikende wurden verhaftet und zweiundzwanzig junge Mädchen in das Zuchthaus von Blackwell Island geschickt, ein grauenvoller, schmutziger Ort. Die Gewerkschaftsliga der Frauen und die Organisationen der Frauenrechtlerinnen kamen den Streikenden zu Hilfe. Fünfhundert Schullehrerinnen unter Führung von Henrietta Rodman, der Vorsitzenden der Lehrervereinigung (die Lehrer hatten noch keine Gewerkschaft), versammelten sich im Theater in New Amsterdam und verpflichteten sich, die Streikenden zu unterstützen. Mary Dreier, die Vorsitzende der Gewerkschaftsliga der Frauen, wurde aus der Streikpostenkette heraus verhaftet. Eine Protestkundgebung gegen die Brutalität der Polizei wurde im Hippodrom abge-[155:]halten; Versammlungsleiter war Dr. John Howard Melish. Auf einer ähnlichen Kundgebung in der Carnegie Hall sprach Rabbi Wise.

Auf diesen Kundgebungen berichteten junge Mädchen von den Gewaltakten und den beleidigenden Ausfällen der Polizei und wie sich die Prostituierten im Gefängnis über die niedrigen Löhne lustig machten und erzählten, daß in *ihrem* Gewerbe viel mehr zu holen sei. Als der Streik begann, gab es nur in zwei Fabriken Gewerkschaftsorganisationen. Als er endete, waren die Arbeiter von dreihundert Fabriken gewerkschaftlich organisiert und hatten eine kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne. Dieser heldenhafte Kampf der Frauen schuf eine feste Grundlage für den Verband der Damenbekleidungsarbeiter. 1910 traten über 45.000 Männer und Frauen der Bekleidungsindustrie in einen Streik, der den gesamten Industriezweig lahmlegte. Und doch dauerte es noch Jahre, bis eine Frau in das Exekutivkomitee der Gewerkschaft gewählt wurde. Immer ist diese Gewerkschaft von Männern geführt worden, obwohl nirgends so viele Frauen organisiert waren wie gerade hier.

Auch ein anderer heftiger Kampf der IWW fand im Osten statt, während ich mich im Westen aufhielt. Er begann im Juli 1909 und erfaßte achttausend Arbeiter der Pressed Steel Car Company in McKees Rocks (Pennsylvanien). Angehörige von sechzehn Nationalitäten wurden hier meist als ungelernete Arbeiter beschäftigt, zu den üblichen niedrigen Löhnen, bei langer Arbeitszeit. Es war schwere und gefährliche Arbeit, bei der es häufig zu Unfällen kam. Der Streik dauerte elf Wochen.

Die Streikpostenkettten wurden brutal von der bundesstaatlichen Polizei, der sogenannten Kohlen- und Eisenpolizei, angegriffen. Bei den Streikenden hießen sie „Kosaken“. Als ein Streikender getötet wurde, trieben die Arbeiter die Polizei in die Werke hinein. In dem darauffolgenden Kampf wurden auf beiden Seiten mehrere Menschen getötet und fünfzig verwundet. Nach-[156:]dem aber die Arbeiter gezeigt hatten, daß sie zurückzuschlagen verstanden, wurden die Gewaltakte gegen sie eingestellt, und als die Arbeit wieder aufgenommen wurde, mußten die Unternehmer alle Streikbrecher entlassen. Alle dort Beschäftigten wurden Mitglieder der IWW.

Ich weiß nicht genau, welche wirtschaftlichen Forderungen damals durchgesetzt wurden, aber Bill Haywood schrieb: „Es war der erste Streik, den die Arbeiter in den niedrigeren Lohnstufen gegen einen der Stahltrusts gewannen.“ Vincent St. John, damals Schatzmeister der IWW, telegraphierte jubelnd in alle Teile des Landes, daß ein voller Sieg errungen worden sei. Eine der Zeitungen in Spokane brachte folgende Schlagzeile: „In McKees Rocks herrschen die Industriearbeiter“. Es war der erste Schritt für das Vordringen der IWW im Osten des Landes. Durch diese Aktion wurde der Boden für den großen Stahlstreik bereitet, der zehn Jahre später, im Jahre 1919, unter der Führung von William Z. Foster stattfand.

Haywood und Debs, Titanen der Arbeiterklasse

Im Herbst 1910 kam James Connolly, um sich von unserer Familie zu verabschieden. Er wurde nach Irland zurückgerufen und ging gern. Er sagte, .es tue ihm nicht leid, daß er nach Amerika gekommen sei, aber ebensowenig tue es ihm leid, jetzt wieder abzufahren. Es waren Bemühungen im Gange, in Irland Industriegewerkschaften zu gründen. Wir saßen eine ganze Weile zusammen und unterhielten uns. Mein Kleiner war an dem Tag sehr unruhig. Connolly, der gut mit kleinen Kindern umzugehen wußte, nahm ihn mir ab, legte ihn mit dem Bauch nach unten auf seinen Schoß und klopfte ihm den Rücken, bis er tüchtig aufstieß und dann einschlief. Es fiel uns allen schwer, [157:] uns von Connolly zu trennen. Seine Familie folgte ihm wenig später – die Älteren nicht sehr gern. Es war das letzte Mal, daß ich diesen guten Freund sah.

Im Winter 1910-1911, als ich das Kind nicht mehr nähren mußte, begann ich wieder hier und da zu sprechen. Mein Vater hatte keine Arbeit, und es ging uns sehr schlecht. Ich wollte, wenn es nur irgendwie zu vermeiden war, kein Geld von meinem Mann nehmen. Im beteiligte mich an der Führung eines Streiks in Brooklyn, und die IWW zahlten mir dafür Halbtagslohn. Das war uns eine große Hilfe. Es war ein IWW-Streik hochqualifizierter Handwerker, die Maßschuhe für die Reichen anfertigten, Schuhe, die bis zu fünfundsiebzig Dollar das Paar kosteten. Sie waren unzufrieden mit den Bedingungen, die der Verband der Stiefel- und Schuharbeiter, eine Organisation der AFL, mit den Unternehmern für sie ausgehandelt hatte. Viele von ihnen erhielten nur zehn Dollar die Woche, arbeiteten nur saisonweise und unter üblen Antreibermethoden. Eine große Anzahl dieser Arbeiter waren Italiener. Sie ließen sich Joseph J. Ettor kommen, der in der Arbeiterbewegung schnell den Ruf eines ausgezeichneten Organisators gewonnen hatte. Der Streik dauerte vier Monate und endete damit, daß die Unternehmer und die AFL-Gewerkschaft einige Zugeständnisse machen mußten. Ich sprach zwei- oder dreimal in der Woche auf ihren Streikversammlungen.

Einer der Streikenden, Vincent Buccafori, wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er sein Leben verteidigt hatte, als er von einem Vorarbeiter der Fabrik von Dodd angegriffen wurde. Im sprach überall in der Stadt zu seiner Verteidigung und nahm auch seine Frau und seine beiden Kinder zu einigen Versammlungen mit. Am 7. April 1911 sprach ich für ihn auf der Konferenz zur Vorbereitung des 1. Mai im Labor Temple in der 84. Straße (Ost). Ich ging mit seiner Frau nach Sing Sing, um ihn zu besuchen. Das war der erste meiner vielen Besuche hinter [158:] den düsteren Mauern, wo Arbeiter und politische Häftlinge gefangen saßen. Buccafori wurde ein paar Jahre später freigelassen. Zum ersten Mal hatte ich hier direkt mit der Verteidigung eingekerkelter Arbeiter zu tun, eine Tätigkeit, auf die ich mich später spezialisierte.

Als der Schuharbeiterstreik noch im Gange war, kehrte William D. Haywood von seiner Europareise zurück. Er hatte seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis noch nicht wieder für die IWW gesprochen. Aber die offizielle Führung der Sozialistischen Partei wurde ihm gegenüber immer kälter. Schuld

daran waren seine aufrechte Haltung gegen den imperialistischen Krieg auf dem Internationalen Sozialistenkongreß, seine Angriffe auf die Führung der AFL und ihre Fachverbände und sein Eintreten für Industriegewerkschaften. Viele bekannte Sozialisten jener Tage hatten am Internationalen Sozialistenkongreß 1910 teilgenommen, darunter Jean Jaurès aus Frankreich, Rosa Luxemburg aus Deutschland, James Keir Hardie und Ramsey McDonald aus England und Victor Berger und Morris Hillquit aus den USA. Hier war es, wo Lenin die Linken auf dem Kongreß veranlaßte, sich energisch gegen den imperialistischen Krieg zu wenden. Der Kongreß beschloß, daß alle Sozialisten in den Parlamenten gegen Kriegskredite stimmen und dafür eintreten sollten, daß sich die Arbeiter nicht gegenseitig in einem kapitalistischen Krieg für Märkte und höhere Profite totschiessen. Als es 1914 zum Krieg kam, verrieten die deutschen, französischen, belgischen und britischen Sozialisten diesen Beschluß, und die II. Internationale fiel auseinander.

Die Sozialistische Partei hatte keine Begrüßungskundgebung für Haywood vorbereitet. Er beabsichtigte, eine Versammlungstour durch das ganze Land zu unternehmen, die von der „International Socialist Review“, einer unabhängigen linken, von der Charles H. Kerr Company in Chicago herausgegebenen Zeitschrift, organisiert wurde. Der Eintrittspreis zu den Versamm-[159:]lungen war ein Abonnement für die Monatszeitschrift, deren Auflage gewaltig stieg.

Haywood mußte damals mehr verdienen als die meisten von uns. Seine Frau war gelähmt und konnte ihren Rollstuhl nicht mehr verlassen, außerdem hatte er zwei kleine Töchter. Wenn er unterwegs war, mußte er ständig eine Krankenschwester und Haushälterin haben. St. John hatte sich wohl mit Haywood vor seiner Rückkehr in Verbindung gesetzt und ihm vorgeschlagen, daß sein erstes Auftreten im Namen der IWW stattfinden sollte, womit sich Haywood einverstanden erklärte. Es war eine begeisterte, überfüllte Versammlung im Yorkville Casino. Die einfachen Mitglieder der Sozialistischen Partei und der IWW und viele andere Arbeiter waren gekommen, um ihn zu begrüßen. Für mich war es eine große Freude und Ehre, diese Versammlung leiten zu dürfen, zumal Haywood sagte: „Ich spreche lieber für die IWW und habe Gurley Flynn auf der einen und Joe Ettore auf der anderen Seite neben mir, als von einem Platz zwischen Sam Gompers und irgendeinem anderen Funktionär vom Landesbürgerbund.“ (Der Landesbürgerbund war eine Organisation, die von den Unternehmern geschaffen wurde, um „bessere Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital herzustellen“. Kurze Zeit war Senator Mark Hanna Vorsitzender dieser Organisation. Er war der Eigentümer großer Kohlengruben, Straßenbahnen und anderer industrieller Unternehmen. Der stellvertretende Vorsitzende war Samuel Gompers. John Mitchell, der Vorsitzende der Vereinigten Bergarbeiter, wurde von einem Gewerkschaftskongreß gezwungen, aus dieser Vereinigung auszutreten. Der Kongreß verurteilte die Verbrüderung von Kapital und Arbeit, die zu einer Zeit stattfand, als eine Welle von gewerkschaftsfeindlichen Aktionen, Zwangsverfügungen und andere Gewaltmaßnahmen gegen streikende Arbeiter durch eben die Betriebe dieser Wölfe im Schafspelz ging.)

[160:] Auf dieser Versammlung begegnete ich William D. Haywood, diesem Helden der amerikanischen Arbeiterklasse, zum erstenmal. Er war über sechs Fuß groß, breitschulterig, kräftig und voller Leben. Damals war er zweiundvierzig Jahre alt. Als Kind war er auf einem Auge erblindet, und das gab ihm ein unheimliches Aussehen, das gar nicht zu seinem Wesen paßte. Er wurde in Salt Lake City geboren. Als Neunjähriger arbeitete er schon auf einer Farm, und als Fünfzehnjähriger ging er nach Nevada ins Bergwerk. Er wurde 1896, als Siebenundzwanzigjähriger, Mitglied der Bergarbeiterföderation des Westens, als ein Organisator der Föderation nach Silver City (Idaho) kam, wo er damals arbeitete. Bald wurde er Vorsitzender der örtlichen Gewerkschaft und als Zweiunddreißigjähriger Schatzmeister der Bergarbeiterföderation des Westens, die ihren Sitz in Denver (Kolorado) hatte.

In den folgenden zehn Jahren zeigten sich sein Mut und seine Fähigkeit, die Arbeiter in den dramatischen Kämpfen der Organisation zu führen. Er wurde mehrmals unter falscher Beschuldigung verhaftet und sollte in einem Prozeß zum Tode verurteilt werden, aber die amerikanische Arbeiterklasse verteidigte ihn. Seine Sprache war wie der Schlag eines Schmiedehammers, einfach und geradezu – er sprach über den Klassenkampf und über die Notwendigkeit der breitesten klassenmäßigen politischen und gewerkschaftlichen Einheit. Er war das lebendige Symbol dieser Einheit. Wenn er durch die Straßen New Yorks ging, ragte er über die anderen Männer hinaus. Die Arbeiter pflegten sich

nach ihm umzudrehen und zu sagen: „Das ist doch Bill Haywood.“ Nach dieser Kundgebung blieb ich jahrelang in Verbindung mit Bill Haywood – auch bei einigen der großen Streiks im Osten der Vereinigten Staaten.

Wenig später, im Sommer 1911, war es mir vergönnt, einen anderen großen sozialistischen Führer jener Generation kennenzulernen. Ich war auf einer Versammlungsreise im Steinkohlen-[161:]gebiet in der Umgebung von Pottsville. Con Foley, ein ortsansässiger Sozialist, Friseur von Beruf, hatte mich eingeladen, vor einer Gruppe von Frauen und Mädchen zu sprechen, die in Minersville (Pennsylvanien) in den Streik getreten waren. Sie arbeiteten bei der Coombe Garment Company, wo Unterwäsche hergestellt wurde, und wehrten sich gegen eine Lohnkürzung von acht bis zehn Cent pro Stück. Ihre Männer und Väter waren Bergarbeiter, die ihren Saal für die Frauenversammlung zur Verfügung gestellt hatten. Gerade als ich meine Rede begann, stieß die Feuersirene auf dem Dach der Fabrik eine Reihe langer, durchdringender Pfiffe aus.

Als ich eines Morgens in Foleys Friseurladen kam, erhob sich ein langer, dünner Mann aus einem Sessel und streckte mir beide Hände entgegen. Es war Eugene V. Debs. Er wollte am Abend im nahegelegenen Shamokin sprechen und war hereingekommen, um uns zu besuchen. In Minersville ging es von Mund zu Mund: „Debs wird sprechen!“ Es war ein einzigartiges Erlebnis, diesen großen Volksredner, der sonst vor überfüllten Sälen in allen Großstädten im Lande sprach, an diesem Nachmittag in einer kleinen Ortschaft von einem alten Wagen, der ihm als Rednertribüne diente, sprechen zu hören. Um ihn herum standen die Bergarbeiter in ihrer Arbeitskleidung, schmutzstarrend, wie sie eben von der Arbeit kamen. Da standen auch die begeisterten streikenden Frauen, und die Kinder, die eben aus der Schule kamen, sahen ihn wie gebannt an. Ich hatte Debs einmal mit Daniel De Leon auf einer der ersten Versammlungen der IWW in New York sprechen hören. Ich hörte ihn später noch oft. Aber die Zuhörer in dieser kleinen Bergarbeiterstadt feuerten ihn zu einer solchen Beredsamkeit an, wie ich es niemals wieder bei ihm erlebt habe. Seine brennende Wut über das Unrecht, das sie erlitten, die Art, wie er ihre Kampfentschlossenheit würdigte, der Spott, mit dem er die Grubengesellschaften und all die „Westentaschen“kapita-[162:]listen mit ihren Zwergbuden bedachte, die die Arbeiter und ihre Familien in diesen gottverlassenen Orten ausbeuteten, seine Verachtung für die Polizei der Kohlen- und Eisenherren, die auf der Hauptstraße patrouillierte, während er sprach – all das sind unvergeßliche Erinnerungen an mein erstes Zusammentreffen mit Eugene V. Debs.

Später wurde Con Foley verhaftet und beschuldigt, zu Massenausschreitungen aufgerufen zu haben. Seine Verhaftung löste aber derartige Proteste aus, daß die Unternehmer nachgeben mußten und die Anklage fallengelassen wurde, nachdem die Mädchen höhere Löhne durchgesetzt und die Arbeit wieder aufgenommen hatten.

Eugene V. Debs war damals sechsfundfünfzig Jahre alt und auf der Höhe seiner Macht als „Volkstribun“. Er war 1855 in Indiana geboren, und die Armut hatte auch ihn gezwungen, als Fünfzehnjähriger Arbeit anzunehmen. Er wurde Eisenbahner. Als Neunzehnjähriger war er Bremser und als Fünfundzwanzigjähriger Schatzmeister der Bruderschaft der Lokomotivheizer. Während des Streiks des Amerikanischen Eisenbahnverbandes im Jahre 1894 verbüßte er eine Strafe von sechs Monaten wegen Mißachtung des Gerichts, weil er eine Zwangsverfügung übertreten hatte. Im Gefängnis las er zum ersten Mal ein sozialistisches Buch, das ihm Victor Berger gebracht hatte.

Diese beiden – Haywood und Debs – waren 1910 die wahren Führer der sozialistischen Bewegung in Amerika.

Ich werde wieder einmal verhaftet

Während ich im Frühjahr 1911 im Steinkohlengebiet sprach, bat mich die IWW-Gewerkschaft in Philadelphia, dorthin zu kommen. Bei den Arbeitern der Baldwin-Lokomotiv-[163:]werke hatte sich eine kritische Situation entwickelt. Dieses Werk, das eine große Fläche im Innern der Stadt einnahm, ist mittlerweile schon lange nach Chester (Pennsylvanien) verlegt worden. 1200 Beschäftigte, darunter einige Mitglieder der IWW, waren von der Gesellschaft plötzlich ohne Angabe von Gründen entlassen worden. Sie hatten sich protestierend vor dem Werk versammelt. Unser Plan war, sie alle für

die IWW zu gewinnen und für ihre Wiedereinstellung zu kämpfen. Wir hielten also eine Straßenversammlung an der Ecke der 15. und Buttonwood Street ab. Die ersten Redner wurden nicht belästigt, aber als die Reihe an mich kam, wurde ich verhaftet. Die Polizisten erklärten, die Gesellschaft hätte sich telefonisch beschwert. Ich wurde im Wagen in die Stadt gebracht und in das Gefängnis im Rathaus, gerade unter dem Denkmal von William Penn, eingesperrt.

Der Polizeirichter, vor den ich gebracht wurde, war ein vierschrötiger Politiker, der mich anknurrte: „Die Leute hier wollen Sie nicht haben!“ – und meinte damit natürlich die Unternehmer. Die Arbeiter hatten die Polizisten ausgepiffen und verspottet, als sie mich verhafteten, und damit bewiesen, daß sie mich sehr wohl hören wollten. Der Richter verhöhnte unsere Bemühungen, die Arbeiter zu organisieren, und nannte sie „ein Manöver zum Geldverdienen“. Er war der erste, der mich „eine Agitatorin von außerhalb“ nannte – eine Bezeichnung, die ich in den kommenden Jahren noch oft hören sollte. Ich erhielt eine Geldstrafe von zehn Dollar wegen „Ruhestörung“.

Nachdem wir in aller Stille durch Rüsteragitation von Mund zu Mund neue Vorbereitungen getroffen hatten, kehrten wir in der nächsten Woche in die Nähe des Fabrikgeländes zurück. In den beiden breitesten Straßen vor dem Werk versuchten wir, eine neue Versammlung abzuhalten. Wieder wurde niemand belästigt, bis ich zu sprechen begann. Ich erhielt den Befehl, aufzuhören und „weiterzugehen“, und wurde, als ich mich weigerte, [164:] wieder verhaftet. Die Polizisten sagten, sie hätten „Anweisung von oben“, obwohl sie angesichts der empörten Arbeiter recht widerwillig ihrer Pflicht nachkamen. Wieder war die Anklage „Behinderung des Verkehrs und Landfriedensbruch“. Ich wurde demselben gereizten Richter vorgeführt und erhielt wieder eine Geldstrafe von zehn Dollar. Wir veranstalteten eine Protestversammlung auf dem Rathausplatz, auf dem in jenen Tagen regelmäßig Sonntagsversammlungen abgehalten wurden, die großen Anklang bei der Bevölkerung fanden.

Bei einer der Verhaftungen, ich glaube es war die erste, erlaubte sich die Polizei eine üble Provokation. Ein Neger – damals dienten nur wenige bei der Polizei – wurde von den weißen Polizisten nach vorn gestoßen, um die Verhaftung vorzunehmen und die Pfiffe und Hohnrufe von mehr als tausend Arbeitern, meist Iren, über sich ergehen zu lassen. Die abscheuliche Niederträchtigkeit, ihn zu zwingen, eine weiße Frau zu verhaften – und dazu noch eine Irin – war mir völlig klar. Ich fühlte, wie der Mann zitterte, als er mich am Arm ergriff. „Seien Sie nur ruhig, ich werde dafür sorgen, daß Ihnen nichts geschieht“, versicherte ich ihm. Er sah auf mich herab und lächelte, über meine Naivität und wohl auch über meine kleine Gestalt. Ich war sehr erleichtert, als wir das Polizeirevier erreichten. Hunderte von Arbeitern folgten. Ich hatte das Gefühl, den Polizisten sicher abgeliefert zu haben. Für gewöhnlich hatte ich wenig Sympathie für die Polizei, aber bei dieser Gelegenheit stellte ich fest, daß sich die Verfolgung der Neger auf alle Schichten erstreckte und daß kein Neger davon ausgenommen war, nicht einmal ein Polizist.

Während ich abwesend war, sorgten meine Mutter und die ganze Familie für meinen Sohn. Ich hatte früher einen Wochenlohn von neunzehn Dollar sowie Fahrgeld und Reisekosten von den IWW erhalten. Das war wenig genug. Nach der Geburt Freds wurde mein Wochenlohn auf einundzwanzig Dollar er-[165:]höht. Unsere Miete zu Hause betrug achtzehn Dollar im Monat. Jedes arbeitende Familienmitglied trug seinen Teil bei. Meine Schwester Kathie arbeitete in den Sommerferien im Warenhaus von Macy, um weiter die Hochschule besuchen zu können. Sie war entschlossen, Lehrerin zu werden. Es war ein schweres Leben, aber es ging uns nicht anders als Hunderten von Familien um uns in Süd-Bronx und vielen anderen, die ich auf meinen Reisen kennengelernt habe. Unterwegs wurde ich immer in Privatwohnungen untergebracht. Ich kannte das Leben der arbeitenden Menschen aus erster Hand. In jenen Tagen stieg ein reisender Redner der Sozialistischen Partei oder der IWW niemals in einem Hotel ab. Es war üblich, bei einem der Genossen im Ort zu wohnen. Zum Teil war das eine Frage der Sparsamkeit, um der örtlichen Organisation nicht unnötige Ausgaben aufzuhalsen, zum Teil aber auch eine Frage der Sicherheit für den Redner in so mancher ausgesprochenen Hornburg der Reaktion, zum Beispiel in Ortschaften, die von einem großen Konzern beherrscht wurden.

Aber mehr als alles andere war es Kameradschaft, selbst wenn man mit einem der Kinder in einem Bett schlafen mußte oder auf dem Sofa im Wohnzimmer. Es galt als kalt und unfreundlich, einen

Redner einsam im Hotel sitzen zu lassen. Immer war es ein großes Ereignis, wenn ein Redner in einen Ort kam. Man wollte soviel wie möglich von ihm haben. Überall aus der Nachbarschaft kamen die Menschen zu Besuch in die Wohnung, in der er untergebracht war. Sie erfuhren hier, was in anderen Teilen des Landes vorging, während der Gast etwas über die Bedingungen in diesem Gebiet hörte. Für die älteren Redner war es eine große Anstrengung, aber solange ich jung und kräftig war, machte es mir nichts aus. Erst viele Jahre später wurde es üblich, Gastredner im Hotel unterzubringen. Mittlerweile war aber auch für mich die Zeit gekommen, recht froh darüber zu sein.

[166:]

Die McNamaras bekennen sich schuldig

Am 1. Oktober 1910 wurde das Gebäude der arbeiter- und gewerkschaftsfeindlichen Zeitung „Los Angeles Times“ in die Luft gesprengt, wobei einundzwanzig gewerkschaftlich nicht organisierte Arbeiter ums Leben kamen. Anfangs glaubte man, es handle sich um eine Gasexplosion, aber spätere Feststellungen ließen auf Dynamit schließen. Harrison Gray Otis, der Herausgeber der Zeitung, beschuldigte die organisierten Arbeiter. Im April 1911 wurde J. J. McNamara, Sekretär des Eisenkonstruktionsarbeiterverbandes, im zentralen Büro dieser Gewerkschaft in Indianapolis zusammen mit seinem Bruder J. B. McNamara verhaftet. Sie wurden des Mordes beschuldigt und in aller Eile in das Gefängnis von Los Angeles abtransportiert, ähnlich wie 1907 die Arbeiterführer in Kolorado entführt worden waren.

Clarence Darrow leitete ihre Verteidigung. Debs und Haywood, die zu der Zeit auf Vortrags tour waren, und die gesamte sozialistische und Arbeiterpresse nahmen ihre Verteidigung auf. Die Sozialistische Partei nominierte einen ihrer Rechtsanwälte, Job Harriman, als Kandidaten für das Bürgermeisteramt in Los Angeles und stellte den Fall der Brüder McNamara in den Mittelpunkt ihrer Kampagne. Die AFL half, die Anwaltskosten für ihre Verteidigung aufzubringen. Die Zeitung der IWW, „Industrial Worker“, forderte einen Generalstreik als Protest. Es begannen lange geheime Verhandlungen zwischen den angesehenen Geschäftsleuten der Stadt, den Rechtsanwälten beider Seiten und dem Journalisten Lincoln Steffens, von dem bekannt war, daß er sich nicht scheute, den schmutzigsten Dingen auf den Grund zu gehen. Und plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, wurde der Prozeß gegen J. B. McNamara abgebrochen. Man schleppte die beiden Angeklagten in einen Gerichtssaal, und sie bekannten sich entgegen ihren früheren Aus-[167:]sagen schuldig. Das war ein lähmender Schlag für die Arbeiterbewegung des Landes.

Zu diesem Schritt waren sie von ihren Rechtsanwälten, von Gewerkschaftsfunktionären, von einem katholischen Geistlichen und von irgeleiteten Freunden wie Lincoln Steffens gedrängt worden. Steffens glaubte, er könne den Klassenkampf nach der „Goldenen Regel“ lösen. Die beiden McNamaras handelten selbstlos und mutig. Sie legten kein Geständnis ab, sie belasteten keinen anderen und nannten keinen Namen. Jeder der beiden Brüder wollte den anderen retten, und beide wollten die Arbeiterbewegung vor weiteren Angriffen bewahren. J. B. McNamara war bereit, falls notwendig sogar den Strang auf sich zu nehmen, um die mit den Unternehmern vereinbarten Bedingungen zu erreichen. Diese waren: Eine geringe Strafe für seinen Bruder J. J., keine weiteren Verhaftungen, Abhaltung einer Konferenz zwischen Arbeitern und Unternehmern in Los Angeles, in der die Fragen geregelt werden sollten, um die es den organisierten Arbeitern ging. Alle Beteiligten erklärten sich mit diesen Bedingungen einverstanden, aber nicht eine wurde eingehalten außer der Verurteilung J. B. McNamaras zu lebenslänglichem Zuchthaus. Er starb 1939 nach achtundzwanzigjähriger Haft in San Quentin.

Die „Vereinbarung“ wurde wie ein Fetzen Papier behandelt. Drei Jahre später wurden zwei weitere Gewerkschafter in Los Angeles wegen dieses Sprengstoffanschlages verurteilt – Matthew Schmidt zu lebenslänglichem Zuchthaus und David Kaplan zu fünfzehn Jahren. Eine große Gruppe von Gewerkschaftern, darunter Olaf Tweitmoe vom Ausschuß für das Baugewerbe in San Franzisko, verbüßte wegen Beihilfe Strafen im Zuchthaus von Leavenworth. Die versprochene Konferenz fand niemals statt. Die Unternehmer waren nur auf Blut aus! Steffens bemühte sich jahrelang, die Freilassung der Brüder McNamara durchzusetzen, aber ohne Erfolg. Die unerwartete [168:] Wendung machte

auch der Wahlkampagne der Sozialistischen Partei ein Ende. Überall in den Rinnsteinen von Los Angeles lagen die Abzeichen Harrimans. Darrow wurde zweimal in Los Angeles vor Gericht gezerrt. Die Anklage lautete auf Versuch zur Bestechung eines Geschworenen. Der Staatsanwalt erklärte, es sei sein größter Ehrgeiz, „Darrow dorthin zu bringen, wo die McNamaras sind“, und er erreichte es fast. Die Feindseligkeit gegen die organisierte Arbeiterbewegung nahm zu. Die AFL war schweren Angriffen ausgesetzt. Einige Zeitungen kommentierten: „Die IWW verkünden die direkte Aktion, aber die AFL führt sie aus.“ Sowohl Darrow als auch Steffens wurden wegen der Herbeiführung des Schuldbekennnisses stark angegriffen, aber niemals die McNamaras selbst. Sie waren die tragischen Opfer dieses Kapitels in der Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung. J. B. McNamara galt, wie William Z. Foster erklärte, als „einer der tapfersten und treuesten Kämpfer, die die amerikanische Arbeiterklasse hervorbrachte“.

Während sich all dies an der pazifischen Küste zutrug, hielten bei uns die IWW-Leute Versammlungen ab, um die Arbeiterprobleme im Osten der Vereinigten Staaten zu besprechen. Ich erinnere mich, daß wir eines Abends eine Diskussion darüber führten, ob sich die Bekleidungsarbeiter der AFL oder den IWW anschließen sollten. Die Redner waren Joe Ettor und August Bellanca, der spätere Funktionär der Vereinigten Konfektionsarbeiter. Die Diskussion fand weit draußen im New-Yorker Osten statt.

Als wir den Saal verließen, sahen wir etwas sehr Merkwürdiges: einen Polizisten, der weinend die Straße entlangstolperte. Wir umringten ihn und fragten, was geschehen sei. Er erzählte uns, er habe soeben etwas Furchtbares gesehen – einen Brand bei der Hemdenfabrik Triangle, hoch oben in einem großen Gebäude in der Nähe des Washington Square. Wir erfuhren, daß der Ausgang verschlossen und verklemmt gewesen war. Die Mäd-[169:]chen waren aus den Fenstern gesprungen, ihre Kleidung in hellen Flammen, und auf dem Pflaster zerschmettert. 145 Arbeiter, meist Frauen und Mädchen, starben an jenem Tag – am 25. März 1911 – im Herzen New Yorks. Später hörten wir, daß man die Tür dort immer verschlossen gehalten hatte, um die Mädchen beim Verlassen der Arbeitsstelle durchsuchen zu können, ob sie auch kein Hemd mitgenommen hätten, und um Gewerkschaftsorganisatoren am Eindringen zu hindern. Niemand kam ins Gefängnis, keine Zeitung verlangte nach dieser furchtbaren Brandkatastrophe gebieterisch die Bestrafung der Schuldigen – ganz im Gegensatz zu dem, was sich in Los Angeles zugetragen hatte. Diese furchtbare Lehre verfehlte ihre Wirkung auf die Arbeiter nicht – so viel Wesens um vernichtete Werte und das Leben einiger Streikbrecher in Kalifornien und im Gegensatz dazu völlige Gleichgültigkeit gegenüber den gewerkschaftlich organisierten Mädchen in New York, die um ein besseres Los gekämpft hatten und als ein Opfer der Habgier in jener Mausefalle gemordet wurden.

Die „Los Angeles Times“ ist niemals ein gewerkschaftlich organisierter Betrieb geworden, bis auf den heutigen Tag, weil für alle Arbeiten mehr gezahlt wird, als die gewerkschaftlichen Tarifröhne vorsehen.

Der Streik von Lawrence 1912

1912 zogen sich die Textilfabriken meilenweit an den Ufern des Merrimac hin – durch Manchester und Nashua (New Hampshire), durch Lowell und Lawrence (Massachusetts). Lawrence war ein großes Textilzentrum. Hier arbeiteten 30.000 Arbeiter in den Wollwebereien, die zum größten Teil im Besitz der American Woolen Company waren. Präsident dieser Gesellschaft war William M. Wood. Im Sommer 1911 in [170:] Lawrence gesprochen und hatte auch Concord aufgesucht – meinen Geburtsort. Eine kleine örtliche Gewerkschaft war von James P. Thompson ins Leben gerufen worden, die ihre Versammlungen in der Franco-Belgian Hall in Lawrence abhielt. Bei den belgischen Webern hier sah ich zum ersten Mal europäische Holzschuhe. Das Klappern auf den Treppen erinnerte mich an das, was Voltaire sagte (ich glaube wenigstens, er war es), von den Samtpantoffeln, die immer die Treppe der Geschichte abwärts und den Holzschuhen, die sie aufwärts steigen. Der Streik brach mit dramatischer Plötzlichkeit am 11. Januar 1912 aus, dem ersten Zahltag des Jahres. Das Parlament von Massachusetts hatte ein Gesetz erlassen, das die Arbeitszeit für Frauen und Jugendliche unter achtzehn Jahren von sechsundfünfzig Stunden in der Woche auf vierundfünfzig herabsetzte. Die Mehrzahl der

Beschäftigten war davon betroffen. Die Unternehmer hatten sich diesem Gesetz energisch widersetzt. Nun hatten sie kurzerhand in der ersten Lohntüte nach Annahme des Gesetzes die Beträge entsprechend gekürzt, obwohl auch die bisherigen Löhne nicht besser als Hungerlöhne waren. Der am höchsten bezahlte Weber erhielt sechs bis zehneinhalb Dollar in der Woche. Spinner, Wollkämmer, Spuler und andere erhielten durchschnittlich sechs bis sieben Dollar. Ganze Familien arbeiteten in den Fabriken, um nur eben das Leben fristen zu können. Schwangere Frauen standen noch wenige Stunden vor der Niederkunft an der Maschine. Es kam vor, daß Kinder zwischen den Webstühlen geboren wurden. Und nun auch noch der Raub dieser letzten Bettelpfennige durch die reichen Textilgesellschaften, denen außerdem hohe Einfuhrzölle ausreichend Schutz vor der ausländischen Konkurrenz boten. Das war der Funke, der den Streik aufflammen ließ. „Lieber kämpfend verhungern als arbeitend verhungern!“ lautete ihr Kampfgruß. Er verbreitete sich von Fabrik zu Fabrik. In wenigen Stunden strömten an jenem kalten, schneesweren Januartag 14.000 [171:] Arbeiter aus den Fabriken. In wenigen Tagen waren die Werkhallen leer und still – und blieben es fast drei Monate.

In Lawrence lebten damals schätzungsweise fünfundzwanzig Nationalitäten, und es wurden vielleicht fünfundvierzig verschiedene Sprachen gesprochen. Die größten Gruppen unter den Streikenden waren: Italiener 7000; Deutsche 6000; Kanadier französischer Herkunft 5000; alle englisch sprechenden Gruppen 5000; Polen 2500; Litauer 2000; Belgier 1100; Syrier 1000 – und dazu noch Russen, Juden, Griechen, Letten und Türken. Die Gewerkschaft der IWW wurde das Organisationszentrum des Streiks. Die Aufgabe, die sie zu lösen hatte, ging über ihre Kraft, und sie bat Joseph J. Ettor in New York telegrafisch um Hilfe. Er und sein Freund, Arturo Giovannitti, folgten dem Ruf, nachdem William D. Haywood, James P. Thompson, ich und andere versprochen hatten, so bald wie möglich nachzukommen. Dieses Versprechen lösten wir auch ein.

Ettor und Giovannitti waren jung – sechsundzwanzig und siebenundzwanzig Jahre. Sie sprachen fließend englisch und italienisch. Giovannitti, Redakteur der italienischen Arbeiterzeitung „Il Proletario“, war ein Dichter und hervorragender Redner. Ettor war ein fähiger Organisator, ein freundlicher, zuversichtlicher und ruhiger Mann, der schnell und entschlossen handelte. Er wählte Dolmetscher aus, um Ordnung in diesen Turmbau zu Babel zu bringen. Die beiden sorgten dafür, daß an den verschiedenen Orten Versammlungen der vielfältigen Sprachgruppen abgehalten wurden. Auf diesen Versammlungen wählten die Streikenden ein Komitee von Männern und Frauen, in dem jede Fabrik, jede Sektion und jede Nationalität vertreten war. Es wurden Massenversammlungen aller Streikenden auf dem Anger von Lawrence (so nennt man in Neuengland die Parks oder Plätze) abgehalten, um die Arbeiter ihre Geschlossenheit und Kraft erkennen zu lassen. Hier hielt Giovannitti seine herrliche „Predigt auf dem Anger“. In Lawrence waren 1400 Mann [172:] bundesstaatliche Miliz konzentriert, so daß die Stadt einem Militärlager glich. Täglich kam es zu Zusammenstößen zwischen den Streikenden und der Polizei oder Miliz.

Die Tätigkeit Ectors und Giovannittis war nicht von langer Dauer. Am 30. Januar wurden sie verhaftet. Eine Tragödie, die sich bei den Streikposten ereignet hatte, gab den Behörden den Vorwand, Ettor und Giovannitti loszuwerden. In einem Zusammenstoß zwischen Polizei und Streikposten wurde eine der Streikenden, Anna La Pizza, getötet. Zusammen mit den beiden Führern des Streiks wurde ein streikender Arbeiter, Joseph Caruso, der in der Streikpostenkette gestanden hatte, verhaftet und unter Mordanklage gestellt. Die Streikleiter wurden der Mittäterschaft beschuldigt, weil sie in ihren Reden das Aufstellen von Streikposten befürwortet hatten. Es war der gleiche Schwindel von einer Verschwörung, der fünfundzwanzig Jahre vorher einige der Redner auf der Protestkundgebung von Haymarket in Chicago an den Galgen gebracht hatte. Am ersten Tage ihrer Haft erhielten sie ein Telegramm von Eugene V. Debs. Es hieß darin: „Glückwünsche. Der Sieg ist in Sicht. Die Arbeiterklasse steht hinter Euch in Eurem Kampf gegen Knechtschaft und Hunger. Die Sklavenbetriebe von Lawrence unter dem Schutz der ‚Kosaken‘ Amerikas sind eine Schande für jeden Amerikaner und ein Verbrechen gegen die Zivilisation.“

William Yates aus New Bedford (Massachusetts) und Francis Miller aus Providence (Rhode Island), beide Textilarbeiter und Funktionäre der IWW, übernahmen an Stelle von Ettor und Giovannitti die Leitung des Streiks. Sie baten Haywood und mich, sofort nach Lawrence zu kommen. Die Milizleute

waren meist in Amerika geborene Angestellte und Angehörige freier Berufe aus anderen Teilen des Staates, die den im Ausland geborenen Streikenden offen ihre Verachtung zeigten. Oberst Sweetzer, ihr Befehlshaber, verbot eine Massenveranstaltung, die anlässlich der Beerdigung von Anna La Pizza abgehalten [173:] werden sollte. Er befahl der Miliz, die amerikanische Fahne *nicht* zu grüßen, wenn Streikende sie trugen. Sein Befehl lautete: „Scharf schießen. Wir sind jetzt nicht auf Frieden aus!“ Zahlreiche brutale Gewaltakte wurden von diesen hochmütigen berittenen Jugendlichen verübt. Sie preschten zum Beispiel mitten in eine Menschenmenge und schlugen wahllos um sich. Wenn sie zu Fuß marschierten, trugen sie lange Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett. Am Tage, als Ettore und Giovannitti verhaftet wurden, erhielt ein achtzehnjähriger syrischer Jugendlicher, John Rami, einen Bajonettstich in den Rücken, der ihm die Lunge durchbohrte und seinen Tod herbeiführte. Im Verlauf des Streiks wurden mehrere Menschen mit dem Bajonett verwundet. Der Befehl lautete, Frauen auf Arme und Brüste zu schlagen und die Männer auf den Kopf. Darüber erschien ganz offen eine Meldung in einer Bostoner Zeitung.

Am 29. Januar 1912 ereignete sich eine weitere Sensation: die Verhaftung von John S. Breen, Mitglied des örtlichen Schulkomitees und Sohn eines ehemaligen Bürgermeisters. Er hatte an drei verschiedenen Stellen Sprengstoff abgelegt, eine Ladung im Haus neben der Adresse, an der Ettore seine Post erhielt. Die Anklage lautete auf Verschwörung „zur Beschädigung, Entstellung und Zerstörung von Werten“. Über die Gefährdung von Menschenleben wurde kein Wort verloren. Breen wurde gegen eine Kaution von tausend Dollar aus der Haft entlassen und erhielt später eine Geldstrafe von fünfhundert Dollar. Es war ein gemeiner Versuch, die Streikenden in Mißkredit zu bringen und eine Beschuldigung gegen Ettore zu konstruieren. Die Vereinigung der Geistlichen und die Zentrale Arbeiterunion brachten eine Bewegung für die Wiederaufnahme des Verfahrens gegen Breen auf die Beine und erreichten auch im Oktober 1912 seine Amtsenthebung. William M. Wood, Direktor der American Woolen Company (Sohn eines armen portugiesischen Emigranten, der aus der Armut emporgestiegen war, weil er die [174:] Tochter seines Chefs geheiratet hatte), sowie Frederick H. Atteaux, ein Geschäftsmann aus Boston, und zwei andere wurden später wegen Mittäterschaft an der Sprengstoffverschwörung unter Anklage gestellt. Als der Prozeß im Juli 1913 schließlich stattfand, waren sich die Geschworenen über Atteaux nicht einig. William Wood wurde freigesprochen, aber D. J. Collins, der Mann, der beschuldigt wurde, das Dynamit herbeigeschafft zu haben, und Breen wurden verurteilt. Die Zeitung „Outlook“ vom 21. Juni 1913 kommentierte den Prozeß folgendermaßen:

„Zwei Dinge sind einwandfrei klar: erstens, daß in diesem Streik der Versuch gemacht wurde, die Streikenden in Mißkredit zu bringen, indem man den Anschein zu erwecken suchte, daß sie und die mit ihnen Sympathisierenden Dynamit verborgen hielten; zweitens wurde klar, daß die Fabrikbesitzer Atteaux große Geldsummen zahlten, ohne belegen zu können, wofür dieses Geld ausgegeben wurde.“

Bill Haywood in Lawrence

Als William D. Haywood im Februar 1912 nach Lawrence kam, um die Führung des Textilarbeiterstreiks nach der Verhaftung Ettore und Giovannittis zu übernehmen, wurde dies im ganzen Land zu einer Sensation. Auf dem Bahnhof empfingen ihn 15.000 Streikende und geleiteten ihn zum Anger, wo er zu ihnen sprach.

Haywood hatte fünf Jahre vorher wegen seines Eintretens für die Arbeiterklasse unter Mordanklage vor Gericht gestanden. Sein ganzes Leben hatte den harten Kämpfen der Kumpel in den Kupfer-, Silber- und Goldgruben des fernen Westens gehört. Nun wurde er „eine Gefahr“ für den Osten. „Dieser grobe Klotz!“ nannte ihn ein Chefredakteur in Boston, als er einen [175:] Artikel über ihn in den Papierkorb schleuderte. Den Artikel hatte eine junge Reporterin, Gertrude Marvin, geschrieben, die nach diesem Auftritt bei dem Chefredakteur kündigte und zu uns kam, um Pressearbeit für den Streik zu leisten. Die Presse stürzte sich auf jede Einzelheit aus dem Leben und der Arbeit Haywoods und entstellte alles. Man schrieb Artikel über den „Haywoodismus“, der als Gewalttätigkeit dargestellt wurde. Je mehr er aber angegriffen wurde, um so mehr liebten die Arbeiter ihren „Big Bill“. Das Streikkomitee wählte ihn an Ettore Stelle zum Vorsitzenden. Nach der Verhaftung von Ettore und Giovannitti durften wir unsere Versammlungen nicht mehr auf dem Anger abhalten und mußten nun

in den verschiedenen Stadtvierteln von Saal zu Saal ziehen. Oft hielten wir täglich bis zu zehn Versammlungen ab, brachten Berichte vom Streikkomitee, Nachrichten über Unterstützungs- und auswärtige Protestaktionen. Wir sprachen über die amerikanische Arbeiterbewegung und darüber, was dieser Streik bedeutete. Die Miliz folgte uns von Ort zu Ort. Es kam vor, daß sie ihre Pferde bis auf die Stufen vor dem Eingang trieb und die Menschen durch die engen Türen drängte. Die Pferde scheuten, weil sie nicht auf die Menschen treten wollten, und waren kaum noch zu zügeln. Die Arbeiter pflegten dann die hochmütigen Reiter auszulachen und zu sagen: „Seht ihr – IWW-Pferde!“

Neben diesen täglichen Versammlungen führte Haywood besondere Zusammenkünfte für Frauen und Kinder ein. Es war erstaunlich, wie schnell dieser in Amerika geborene Mann, der vornehmlich unter englisch sprechenden Menschen gearbeitet hatte, sich darauf umstellte, vor Menschen ausländischer Herkunft, vor Frauen und Kindern zu sprechen. Sie alle verstanden seine einfache, leicht faßliche Sprache. Wir alle konnten in dieser Beziehung von ihm lernen. Ich war damals einundzwanzig Jahre alt, und in Lawrence lernte ich von Haywood, wie man vor Arbeitern sprechen muß. Ich lernte, kurze Wörter und kurze [176:] Sätze zu gebrauchen und denselben Gedanken mit anderen Worten zu wiederholen, wenn ich merkte, daß ihn die Zuhörer nicht verstanden hatten. Ich lernte, einem dreisilbigen Wort aus dem Weg zu gehen, wenn ich mit einem ein- oder zweisilbigen dasselbe sagen konnte. Das bedeutet nicht etwa Vulgarisierung. Worte sind Werkzeuge, und nicht jeder hat Zugang zu einem ganzen Werkzeugschrank. Die im Ausland Geborenen lernten im allgemeinen Englisch von ihren Kindern, die nur die Grundschule besuchten. Viele Arbeiter begannen erst in diesen Streikversammlungen, Englisch zu lernen.

Der Durchschnittsamerikaner besucht keine Hochschule, die meisten nicht einmal eine Oberschule. Deshalb ist ihr Wortschatz klein. Leider lesen viele von ihnen sehr wenig, wenn sie erst einmal die Schule verlassen haben. Die Menge der illustrierten Zeitungen sowie Rundfunk und Fernsehen haben diesen Mangel in jüngster Zeit noch verschärft. Die Arbeiter kennen die technischen Ausdrücke, die sich auf ihre Arbeit in der Industrie beziehen, und sie fühlen sich immer stärker zur Wissenschaft hingezogen. Ich habe viele äußerst intelligente amerikanische Arbeiter getroffen, die sehr viel mehr nachdenken als der durchschnittliche Abgeordnete des Kongresses, aber sie fühlen sich durch ihren mageren Wortschatz gehemmt und scheuen sich, ihre Gedanken anderen mündlich mitzuteilen, geschweige denn schriftlich. Ich habe mein Leben lang versucht, so einfach zu schreiben, daß mich ein Durchschnittsamerikaner verstehen kann. Wenn mir das gelungen ist, verdanke ich es meinen frühen Streikerfahrungen. Es ist mir aufgefallen, daß die Verfasser von Inseraten und von Rundfunk- und Fernsehprogrammen die Sprache mehr oder weniger auf diese Art handhaben. Aber der Inhalt ist ein anderer, und deshalb kann ich mich ihrer Mittel nicht bedienen.

Wo Bill Haywood auch hinging, überall folgten ihm die Arbeiter mit erfreuten Grüßen. Sie lachten dröhnend und klatschten [177:] Beifall, wenn er sagte: „Die AFL organisiert so!“ – und dabei die Finger so weit wie möglich auseinanderspreizte und mit folgenden Bezeichnungen versah – „Weber, Vorrichter, Färber, Spinner“. Dann fügte er hinzu: „Die IWW organisieren so!“ – dabei ballte er seine große Faust und drohte den Unternehmern. Die Arbeiter luden ihn in ihre Wohnungen ein und teilten ihr einfaches Mahl mit ihm – italienische Spaghetti und syrischen Schaschlik. Einmal, als sein Leben in Gefahr war, nahmen ihn die Syrier in eine Mietskaserne mit, die um einen Hof herum gebaut war. Jede Familie sei alarmiert worden, versicherten sie, und falls notwendig, könnten auf ein Zeichen hundert Mann auf dem Hof bereitstehen. Sie behielten ihn mehrere Nächte bei sich. Ein anderes Mal luden sie ihn ein, mit ihnen aus ihrer Wasserpfeife -- ich glaube, sie nannten sie Huka – zu rauchen. Plötzlich, nach ein paar Zügen, wurde Bill grün im Gesicht und stürzte aus dem Raum. „Du kannst von Glück sagen, Gurley, daß sie Frauen nicht zum Rauchen einladen!“ sagte er, als er zurückkehrte. Die Syrier lachten und scherzten mit Bill über diesen Vorfall. „Großer Mann und kleine Pfeife!“

Bill sah streng darauf, daß unsere Berichte und die Hauptpunkte unserer Reden in alle Sprachen übersetzt wurden. Es war ein langsames Verfahren, aber so war wenigstens die Gewähr gegeben, daß alle verstanden, worum es ging. Er ließ alles, was die Dolmetscher sagten, von anderen sorgfältig überprüfen, um sicher zu sein, daß sie auch richtig übersetzten. Einige, die nicht zu den Streikenden gehörten, wurden kurzerhand auf die Straße gesetzt, als festgestellt wurde, daß sie die Menschen betrogen. Nicht

anders ging es einigen Provokateuren, die zu Gewalttaten aufriefen und die Arbeiter gegeneinander aufhetzen wollten.

Wir veranstalteten besondere Versammlungen für Frauen, auf denen Haywood und ich sprachen. Die Frauen, die in den Fabriken arbeiteten, erhielten weniger Lohn als die Männer, [178:] und außerdem hatten sie noch ihren Haushalt und die Kinder zu versorgen. Unter den Arbeitern war die in der „alten Welt“ übliche Auffassung vom Mann als „Herr und Meister“ noch sehr stark ausgeprägt. Am Ende des Arbeitstages – oder nach Erfüllung der Streikpflichten – ging der Mann nach Hause und ruhte sich aus, während die Frau kochte, die Wohnung säuberte und alle anderen Arbeiten erledigte. Viele der Männer waren dagegen, daß Frauen Versammlungen besuchten und in Streikpostenkettensmarsihierten. Wir machten uns entschlossen daran, diese Auffassungen zu bekämpfen. Die Frauen wollten Streikposten sein. Sie waren Streikende, nicht nur Ehefrauen, und sie waren tapfere Kämpferinnen. Wir wußten, daß es für den Streik gefährlich werden würde, wenn wir sie allein zu Hause sitzen ließen, von der gesamten Streiktätigkeit isoliert, nur ihren Sorgen überlassen und ständig den Beschwerden und Mahnungen der Ladenbesitzer, Hauswirte, Priester und Geistlichen ausgesetzt. Wir brachten mehrere sozialistische Frauen als Rednerinnen herein und ein junges Mädchen, Pearl McGill, als Organisatorin. Sie hatte seinerzeit geholfen, die Knopfmacherinnen von Muscatine (Iowa) zu organisieren. Als sie nach Lawrence kam, entzog ihr die AFL den Funktionäerausweis.

Wir dachten nicht daran, die religiösen Gefühle der Frauen anzugreifen, aber wir sagten ihnen offen, daß die Geistlichen bei ihrer Religion bleiben und sich nicht in die Kämpfe der Arbeiter für bessere Bedingungen einmischen sollten, es sei denn, sie wollten ihnen helfen. Wir erklärten, daß die Arbeiter, wenn sie mehr Geld hätten, dies auch in Lawrence ausgeben würden – und auch in der Kirche mehr in die Sammelbüchse werfen würden. Die Frauen lachten und sagten es ihren Pfarrern am nächsten Sonntag.

Wir erzählten den Frauen besonders viel über die hohen Lebenshaltungskosten hier in Amerika – wie man sie betrogen [179:] hatte, als sie kaum angekommen waren und die Dollars nach der Währung ihres eigenen Landes umrechneten. Sie hielten sich für reich, bis sie anfangen mußten, Miete zu zahlen, Lebensmittel, Kleider und Schuhe zu kaufen. Dann erst merkten sie, daß sie arm waren. Wir sagten ihnen, daß die Fabrikbesitzer nicht in Lawrence wohnten. Sie machten ihre Einkäufe nicht in den hiesigen Geschäften. Alles, was die Geschäftsleute hier in der Stadt verdienten, erhielten sie von den Arbeitern. Wenn die Arbeiter mehr verdienten, konnten auch sie mehr einnehmen. Die Frauen setzten den kleinen Ladenbesitzern diese Gedankengänge nachdrücklich auseinander, und wir hörten daraufhin von ihnen keine Klagen mehr über den Streik.

„Der Schmelztiegel kocht über“

So beschrieb der Schriftsteller Richard Washburn Childs Lawrence im Jahre 1912. (Er wurde später Chefredakteur der Zeitschrift „Colliers“ und 1912 amerikanischer Gesandter in Italien und Vertreter der USA auf der Konferenz von Lausanne.) Bevor die IWW kamen, um den Streik zu leiten, hatte sich niemand darum gekümmert, was mit den unterernährten, schlecht gekleideten und schlecht wohnenden ausländischen Arbeitern geschah. Die Fabriken gehörten auswärts lebenden Kapitalisten, die durch den Abschnitt K des Zolltarifs, der sich auf Wollgewebe bezog, genügend vor der ausländischen Konkurrenz geschützt waren. Das Feuer unter dem Schmelztiegel war nicht durch die IWW angefacht worden, sondern durch die Fabrikbesitzer, die die Hungerlöhne senkten. Die IWW waren von John Golden, dem Vorsitzenden der Vereinigten Textilarbeiter Amerikas, verspottet worden, weil sie zu Beginn des Streiks „nur zweihundertsiebenundachtzig Mitglieder [180:] dort hatten“. Golden hatte nicht den Versuch gemacht, die ausländischen Arbeiter zu organisieren und gegen die Lohnkürzung vom 11. Januar 1912 zu verteidigen. Er hatte sogar die qualifizierten Arbeiter angewiesen, die Arbeit nicht niederzulegen. Ein Lied, von Joe Hill geschrieben, war aus dem Westen gekommen: „Ein kleines Gespräch mit Golden, und alles ist wieder gut – wieder gut!“ Aber Golden war es nicht gelungen, die hochqualifizierten Weber und Einrichter bei der Arbeit zu halten. Sie traten mit den anderen in den Streik. Sie hätten nicht allein arbeiten können, selbst wenn sie es gewollt hätten, aber sie wollten auch nicht.

Wir unterhielten uns mit den Streikenden über die geeinte große Gewerkschaft, der alle angehören sollten, gelernte und ungelernte Arbeiter, in Amerika und im Ausland Geborene, Arbeiter aller Farben, aller Religionen, Männer und Frauen. Wir erklärten ihnen, wie die Unternehmer alle Unterschiede ausnutzen, um die Arbeiter zu spalten und gegeneinander auszuspielen. Wir sprachen vor Nationalitäten, die sich in ihren europäischen Heimatländern jahrhundertlang feindlich gegenübergestanden hatten, wie Griechen, Türken und Armenier. Hier aber marschierten sie Arm in Arm in der gleichen Streikpostenkette. Es gab Slawen und Italiener, Franzosen und Deutsche, Engländer und Iren. Wir machten ihnen klar: „Ihr arbeitet zusammen für den Unternehmer. Ihr könnt auch zusammenstehen, um für euch selbst zu kämpfen!“ Hier ging es um mehr als um eine Gewerkschaft. Es war ein Kreuzzug für ein einiges Volk – für „Brot und Rosen“.

Viele im Ausland geborene Arbeiter, besonders Belgier, Italiener, Deutsche und Engländer, waren in ihrer alten Heimat Mitglieder von Gewerkschaften gewesen. Auch die Botschaft des Sozialismus war ihnen nicht neu. Wir zitierten die Bibel: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ Unsere Auffassungen, wie der Sozialismus herbeigeführt werden sollte, [181:] waren syndikalistisch bis ins Mark. Es würde zum Generalstreik kommen, die Arbeiter würden die Unternehmer aussperren, die Industrie in Besitz nehmen und die Abschaffung des kapitalistischen Systems verkünden. Das klang sehr einfach. Unsere Haltung dem Staat gegenüber lehnte sich an die Auffassungen Thoreaus an – das Recht und den Staat zu mißachten, dem Staat der Unternehmer den Gehorsam zu verweigern. Bill Haywood drohte zum Beispiel, er werde die Kontobücher des Streikkomitees eher verbrennen, als sie einer Revisionskommission auszuhändigen. Er wurde wegen Mißachtung des Gerichts verhaftet. Ob die Arbeiter nun viel oder wenig von unserer syndikalistischen Philosophie in sich aufnahmen, die Haltung Bills begrüßten sie auf jeden Fall.

Im wesentlichen beschränkten wir uns aber auf einfache Agitation. Wir sprachen mit den Arbeitern über ihre eigenen Angelegenheiten: wie sie aus Europa herübergekommen waren und ihre Dörfer und Felder, ihre alten Eltern und manchmal sogar Frau und Kinder zurückgelassen hatten. Und warum waren sie in ein so weit entferntes fremdes Land gekommen, wo man eine andere Sprache sprach und wo das ganze Leben anders war? Sie hatten sich ein neues Leben und eine neue Welt erhofft, frei von Tyrannei und Unterdrückung, frei von Gutsherren und Militärdienstpflicht. Sie hatten gehofft, ihren Kindern Schulbildung geben und arbeiten und sparen zu können) um andere in die Freiheit nachkommen zu lassen. Welche Freiheit? Hatten sie damit gerechnet, in Neuengland in große gefängnisähnliche Fabriken gedrängt zu werden, in die Elendsviertel der Großstädte, in die Mietskasernen der Fabrikstädte? Hatten sie erwartet, „Grünschnäbel“ und „Hunnen“ genannt und wie minderwertige Wesen und Eindringlinge behandelt zu werden? Die Köpfe nickten, und in den Augen der Frauen glänzten Tränen. Wir erinnerten sie an die Plakate, die von den Lawrence Wollwebereien in die kleinen europäischen [182:] Städte geschickt worden waren: Sie zeigten die Fabrik auf der einen Straßenseite und eine Bank auf der anderen und Arbeiter, die zwischen beiden hin- und hergingen, mit großen Geldtaschen unter dem Arm. Darauf erhob sich Gelächter, und Rufe wie „Ja! Ja!“ kamen von denen, die diese verlockende Reisereklame gesehen hatten.

„Was für Freiheit?“ fragten wir wieder. Lohnsklaven zu sein, die von seelenlosen Unternehmern nach Belieben eingestellt und auf die Straße gesetzt wurden, die niedrige Löhne für endlose Arbeitstage erhielten und vom Tempo der Maschine angetrieben wurden? Welche Freiheit? Die Freiheit, niedergeknüppelt, ins Gefängnis geworfen und erschossen zu werden? – Und während wir sprachen, klapperten die Hufe der Milizpferde draußen auf dem Straßenpflaster. Wir sprachen davon, wie die amerikanischen Politiker sich nicht um ihre Not gekümmert hatten, weil bei ihnen keine Stimmen zu holen waren. „Ist ja nur ein Haufen Ausländer“, sagten die Politiker. Wir erinnerten sie daran, wie ein Parlamentskomitee unter der Leitung Calvin Coolidges in das Büro des Streikkomitees gekommen war, alle mit dem Hut auf dem Kopf. „Nehmen Sie den Hut ab!“ hatte Ettore verlangt – und die Arbeiter ließen Ettore und Giovannitti hochleben, die sie geführt hatten und die man ihnen genommen hatte.

Wir sprachen von ihrer Macht als Arbeiter, als Erzeuger allen Reichtums, als Schöpfer des Profits. Hier in Lawrence konnten sie es sehen. Das Werkzeug hinwerfen, die Arme senken, die Maschinen stilllegen, und aus ist es mit der Produktion – aus ist es mit den Profiten. Wir machten uns über die

Polizei und die Miliz lustig. „Können sie mit Soldatenbajonetten und Polizeiknüppeln Stoffe weben?“ fragten wir. „Nein“, antworteten die Arbeiter zuversichtlich. „Können sie bei einem Bergarbeiterstreik mit Bajonetten Kohle fördern, können sie Stahl schmelzen oder die Eisenbahnen fahren?“ Wieder ein don-[183:]nerndes Nein. Wir sprachen vom Marxismus, so wie wir ihn verstanden – Klassenkampf, Ausbeutung der Arbeiterklasse, die Ausnutzung des Staates und der bewaffneten Formationen der Regierung gegen die Arbeiter. Alles lag in Lawrence offen vor unseren Augen. Wir brauchten nicht weit zu gehen, um es den Arbeitern zu erklären.

Wir sprachen von der Solidarität, ein schönes Wort in allen Sprachen. Zusammenhalten! Arbeiter, vereint euch! Einer für alle und alle für einen! Unrecht an einem ist Unrecht an allen! Die Arbeiter sind alle eine große Familie! Das war Internationalismus. Es war aber auch wahres Amerikanertum – von dem sie hier zum erstenmal etwas hörten. „Eine unteilbare Nation mit Freiheit und Gerechtigkeit für alle.“ Sie hatten hier nichts davon gefunden, aber sie waren zum Kampf bereit, um es zu schaffen.

„Leidet, ihr Kleinen“

Die Kinderversammlungen, auf denen Haywood und ich sprachen, zeigten uns, daß es zwei Gruppen von Kindern in Lawrence gab: die Kinder, die zur Schule gingen, und die Kinder, die in der Fabrik arbeiteten. Kirche und Schule bemühten sich, einen Keil zwischen die Schulkinder und ihre streikenden Eltern zu treiben. Es kommt in solchen Städten oft vor, daß sich die Kinder ihrer im Ausland geborenen und eine fremde Sprache sprechenden Eltern schämen, ihrer Sitten aus dem alten Land, ihrer Aussprache, ihrer ausländischen Zeitungen, und nun waren es der Streik und die Massenstreikposten. Die modernen, gut angezogenen, in Amerika geborenen Lehrer waren das Vorbild. Die Arbeiterfrauen waren schäbig gekleidet, obwohl sie die feinsten Wollstoffe herstellten. Nur einige wenige in Amerika geborene Frauen in Lawrence trugen Hüte. [184:] Die übrigen trugen Umschlagtücher, Kopftücher oder selbstgestrickte Mützen. Einige Lehrer nannten die Streikenden faul und sagten, sie sollten machen, daß sie wieder an die Arbeit kämen, oder sie könnten „dahin zurückgehen, wo sie hergekommen sind“. Auf unseren Kinderversammlungen suchten wir all dem entgegenzuwirken. Big Bill mit seinem breiten Hut aus dem Westen und seinen Cowboy- und Indianergeschichten wurde bald das Ideal der Kinder. Die Eltern waren uns in geradezu ergreifender Weise dankbar, als ihre Kinder begannen, wirklich Achtung für sie und ihren Kampf zu empfinden.

Während sich der furchtbare Winter Neuenglands endlos hinzog, wurden Terror und Gewalttätigkeit immer stärker. Am 19. Februar überfielen zweihundert mit Knüppeln bewaffnete Polizisten eine aus hundert Frauen bestehende Streikpostenkette. Eine Zeitung in Boston beschrieb die Szene folgendermaßen: „Immer wieder konnte man erleben, wie die eine oder andere Frau in der Menschenmenge aufschrie und in eine Seitenstraße rannte. Sofort waren zwei oder drei Polizisten hinter ihr her. Ein wohlgezielter Schlag mit dem Polizeiknüppel streckte sie zu Boden, und sofort stürzten sich die Polizisten auf sie, um sie herumzustoßen und zu zerren, jeder auf seine Art.“ Der USA-Senator Miles Poindexter stellte eine persönliche Untersuchung an. Er sprach mit einem zehnjährigen Mädchen, das ein blutunterlaufenes Auge und am ganzen Körper blaue Flecke hatte. Er sah Frauen mit Säuglingen im Gefängnis. Er gab vor der Nachrichtenagentur United Press eine sehr energische Erklärung gegen diese Brutalitäten ab.

Immer größer wurde die Not bei den Streikenden. Sie hatten keine Ersparnisse. Sie brauchten Brennmaterial und Lebensmittel. Ihre Häuser, baufällige Holzbaracken, waren schwer zu heizen. Ausschüsse der Streikenden fuhren in die benachbarten Städte, um Hilfe zu erbitten. Gewerkschaften, Ortsgruppen der Sozialistischen Partei und Arbeiter in Boston, Manchester, [185:] Nashua, Haverhill und anderen Ortschaften halfen großzügig. Elf Suppenküchen wurden eröffnet. Die Arbeiter von Lowell, einer nahegelegenen Textilstadt, brachten den Streikenden von Lawrence eine mit Laub geschmückte Kuh. Sie tat mir leid mit ihren sanften Augen und in ihrem festlichen Schmuck. Aber sie mußte geschlachtet werden, um hungrige Kinder zu füttern. Ihr Kopf wurde ausgestopft und in der Franco-Belgian Hall aufgehängt.

Alle Streikleiter unternahmen Wochenendreisen, um an anderen Orten über Lawrence zu berichten und Geld zu sammeln. Ich erinnere mich an eine Reise nach Pittsburgh. Das örtliche Komitee dort hatte stundenlang zu tun, bis das gesammelte Geld, mehrere tausend Dollar in kleinen Münzen, gezählt war. An Stelle von Bill Haywood fuhr ich nach Wheeling (West-Virginia). Glücklicherweise behielt der Sekretär der Bergarbeitergewerkschaft dort das gesammelte Geld und gab mir einen Scheck. In der Nacht wurde nämlich der Zug in der Nähe von Piedmont (West-Virginia) überfallen, und ich büßte meine Tasche ein. Ich telegrafierte sofort an die Gewerkschaft, die einen neuen Scheck nach Lawrence schickte.

Einige der Streikenden schlugen vor, daß wir uns einer Methode bedienen sollten, die in Europa mit Erfolg geübt wurde – die Kinder aus Lawrence fortzuschicken, um sie von Sympathisierenden in anderen Städten betreuen zu lassen. Die Eltern waren damit einverstanden, und die Kinder waren begeistert. Am 17. Februar reiste die erste Gruppe von hundertfünfzig Kindern nach New York ab. Eine kleinere Gruppe fuhr nach Barre (Vermont).

Die New-Yorker Delegation, die nach Lawrence gekommen war, um die Kinder abzuholen, führte Mrs. Margaret Sanger, eine gelernte Krankenschwester, damals die Vorsitzende des Frauenkomitees der Sozialistischen Partei. (Sie ist seither wegen ihres Eintretens für die Geburtenkontrolle berühmt [186:] geworden.) Fünftausend Menschen holten die Kinder in New York an der Grand Central Station ab. Viele weinten, als sie die armselige Kleidung und die dünnen Schuhe dieser Kleinen sahen, die mit großen, erstaunten Augen um sich blickten. Sie nahmen die Kinder in die Arme und trugen sie auf den Schultern zur Hochbahn. Zunächst ging es zum Labor Temple in der 84. Straße, wo sie zu essen bekamen. Von fünfzehn freiwilligen Ärzten wurden sie untersucht und dann ihren ungeduldig wartenden Gastgebern übergeben, die ein Komitee sorgfältig ausgewählt hatte. Es hätten viel mehr Kinder da sein können, denn so mancher New-Yorker mußte enttäuscht ohne ein Kind aus Lawrence wieder davongehen. Viele trugen sich schon im voraus für den nächsten Kindertransport ein. Ein Kind wurde in eine wunderschöne Wohnung gebracht. Es sah sich mit staunenden Augen um und sagte nach einer Weile: „Jetzt habe ich alles gesehen. Wollen wir nicht nach Hause gehen?“

Die New-Yorker Zeitung „The Sun“ schrieb über die Kinder: „Das Komitee hatte es mit Koffern und Bündeln nicht schwer, weil die kleinen Reisenden alles, was sie besaßen, auf dem Leib trugen. Nur wenige hatten einen Mantel. Die meisten Mädchen trugen Baumwollkleider, die nur teilweise von einem Umschlagetuch oder einer Jacke bedeckt waren. Auf dem Kopf trugen sie gestrickte Mützen. Von hübschen Haarschleifen oder Hüten war nichts zu sehen. Nicht wenige der Jungen und Mädchen hatten schon lange kein neues Paar Schuhe zu sehen bekommen.“ Der Reporter beschrieb dann, wie er die Kinder ein paar Tage später vorfand und sie kaum wiedererkannte. „Concetta trug ein scharlachrotes Band in ihrem dunklen Haar. Metas blonde Zöpfe waren mit hellblauen Schleifen zusammengebunden. Ein Mädchen trug ein Schulkleid aus dunkelblauem Wollstoff mit blauem Besatz, ein anderes ein funkelnagelneues Kleid in einem leuchtenden Schottenmuster mit weißem Besatz. Beide hatten gut sitzende, blankgeputzte neue [187:] Schuhe an den Füßen. Für die Straße hatte jede einen warmen Mantel und für sonntags einen breitrempigen Hut mit Bändern. Metas großer Bruder und dessen Freund, die beiden ältesten Jungen, trugen neue Anzüge aus dunkelgrauem Tuch, mit weißem Kragen und Krawatte. Einer von ihnen hatte eine Blume im Knopfloch. Jimmy und Pietro hatten jeder einen neuen Mantel bekommen, neue blanke Schuhe und warme Unterwäsche. Fast jedes der zweihundertfünfzig Kinder hatte eine vollständige neue Garnitur Unterwäsche bekommen.“

Die Briefe, die die Kinder nach Hause schrieben, strömten über von Beschreibungen ihrer neuen, warmen Kleidung und wie ausgezeichnet es ihnen ginge. Die Kinder aus Lawrence besuchten in New York die Schule, auch diejenigen, die zu Hause in der Fabrik gearbeitet hatten. Zwei Kinder, die Heimweh hatten, wurden zurückgeschickt, aber die meisten wollten, daß ihre Familien nachkommen und in New York bleiben sollten. Als sie schließlich nach Beendigung des Streiks wieder in Lawrence ankamen, waren sie mit Kleidung, Spielzeug, Geschenken und Kleidungsstücken für ihre Angehörigen von ihren Freunden aus New York schwer beladen. Noch jahrelang gingen Briefe hin und her zwischen den Kindern aus Lawrence und „ihren Familien“ in New York. Es war eine erfreuliche Episode inmitten dunkler und tragischer Ereignisse während des Streiks von Lawrence im Jahre 1912.

Mit gewaltsamen Mitteln

Am 24. Februar 1912 sollte eine Gruppe von vierzig Kindern streikender Arbeiter aus Lawrence nach Philadelphia fahren. Ein Komitee kam von dort, um sie abzuholen. Eines der Mitglieder war eine junge Lehrerin an einer Sonn-[188:]tagsschule, Tina Committa. Die Kinder hatten sich mit ihren Eltern auf dem Bahnhof versammelt. Als sie gerade den Zug besteigen wollten, wurden sie plötzlich von Polizei umringt. Miliz umstellte den Bahnhof und ließ niemand hinein. Die Polizei schlug mit Knütteln auf die Kinder ein und riß sie von der Seite ihrer Eltern. Es kam zu einer wilden Szene brutaler Ausschreitungen und völliger Verwirrung. Fünfunddreißig zu Tode geängstigte Frauen und Kinder wurden verhaftet und schreiend und um sich schlagend auf einen Polizeiwagen gestoßen. Man schlug so lange auf sie ein, bis sie keinen Widerstand mehr leisteten, und brachte sie in das Polizeirevier. Dort wurden die Frauen wegen „Vernachlässigung“ und ungenügender elterlicher Aufsicht unter Anklage gestellt und zehn zu Tode erschrockene Kinder in das Waisenhaus von Lawrence gebracht. Empörte Streikende umlagerten das Polizeirevier. Mitglieder des Komitees aus Philadelphia wurden verhaftet und erhielten Geldstrafen. Es war ein Tag, wie er in der Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung seinesgleichen sucht. In Lawrence herrschte ein Terrorregime, das buchstäblich ganz Amerika erschütterte.

Überall im Land, von Küste zu Küste, gaben angesehene, rechtlich denkende Amerikaner Erklärungen ab. Eine der hervorragendsten Erklärungen dieser Art stammte von William Dean Howells, dem damals fünfundsiebzigjährigen Nestor der amerikanischen Schriftsteller. Er sagte: „Es ist eine empörende Schande – kann jemand anderer Meinung sein?“ Senator William E. Borah aus Idaho brandmarkte das Eingreifen der Polizei, die die Kinder an der Abreise aus Lawrence hinderte, als „einen Anschlag auf die verfassungsmäßigen Rechte“. Richter Ben Lindsey aus Kolorado sagte, hierin „zeigt sich die abgrundtiefe Verwerflichkeit der Habgier und die Unmenschlichkeit unseres industriellen Systems“. Samuel Gompers prangerte die Handlungsweise der Polizei als „ein Verbre-[189:]chen“ an, und Bürgermeister Baker von Cleveland sagte: „Amerika wird eine solche Kriegführung gegen die Arbeiter nicht zulassen.“ Ed Nockels von der AFL in Chicago erklärte, es sei „militärische Anarchie“. Reverend Percy Stickney Grant aus New York focht das Recht Oberst Sweetzers an, Kinder, zu deren Schutz er sich persönlich erboten hatte, am Reisen zu hindern. Sweetzer hatte behauptet, die Kinder sollten auf Reisen geschickt werden, um Geld zu sammeln. Frederick W. Lehman, damals ein hoher Justizbeamter bei der USA-Regierung und Rechtsberater Präsident Tafts, gab folgende Erklärung ab: „Welches Recht hatten sie, so vorzugehen? ... Jedes Elternpaar hat das Recht, seine Kinder an einen beliebigen Ort zu schicken, wenn es sich dabei von elterlicher Voraussicht leiten läßt und auf das Wohl des Kindes bedacht ist. Das Eingreifen der Beamten, das die Abreise der Kinder aus Lawrence verhinderte, war eine Verletzung ihrer verfassungsmäßigen Rechte.“ Einer der wenigen, der die Streikenden kritisierte, war John Golden, der sagte: „Es war ein verzweifelttes Mittel, um Geld für einen nicht zu rechtfertigenden Streik aufzubringen.“

Berühmte Zeitungsreporter und Publizisten strömten nach Lawrence. Der Scheinwerfer der Öffentlichkeit richtete sich auf diese verzweifelte, arme kämpfende Stadt. Alle waren erschüttert über das, was sie im Herzen Neuenglands fanden. Ray Stannard Baker, Mary Heaton Vorse, Joe O'Brien, George West, Marlen Pew, Mrs. Fremont Older und viele andere schrieben in beißenden Worten über die Lage in Lawrence. William Allen White sagte: „Die Forderungen waren berechtigt, und es gibt keine Entschuldigung für die Gewaltanwendung der Polizei und der Truppen.“ Als ich ihn Jahre später in Emporia (Kansas) besuchte, erzählte er mir, daß er in seinem ganzen Leben nicht so herzzerreißende Szenen gesehen habe wie in jener Fabrikstadt. Eine Untersuchung durch den Kongreß wurde gefordert, denn es handle sich hier, wie die „Cleveland News“ sagte, um das Bei-[190:]spiel „einer Industrie, die durch Zolltarife von 40 bis 150 Prozent vor der Konkurrenz der spottbilligen Arbeitskraft Europas geschützt ist und qualifizierten amerikanischen Arbeitern nicht mehr als sechs bis acht Dollar in der Woche zahlt“. Die Professorinnen Vida Scudder und Ellen Hayes vom Wellesley College sprachen auf einer Protestversammlung in Lawrence und wurden mit ihrer Entlassung bedroht. Diese Drohung wurde allerdings nie wahr gemacht. Mrs. Glendower Evans aus Boston, eine Aktionärin der American Woolen Company, besuchte eine der Sitzungen dieser Gesellschaft, um energisch gegen

die Haltung der Gesellschaft in diesem Streik zu protestieren. Später, in den zwanziger Jahren, war sie eine mutige Verteidigerin von Sacco und Vanzetti.

Auf eine dringende Forderung des sozialistischen Abgeordneten Victor Berger aus Milwaukee (Wisconsin) beschäftigte sich das Satzungskomitee des Repräsentantenhauses in Washington im März 1912 mit dieser Angelegenheit. Senator Poindexter versuchte, das entsprechende Komitee im Senat in Bewegung zu bringen, aber das wurde von Senator Lodge für Massachusetts, dem Vater des gegenwärtigen Gesandten, hintertrieben.

Der Abgeordnete William B. Wilson, Mitglied der Vereinigten Bergarbeiter Amerikas und Vorsitzender des Komitees des Repräsentantenhauses, gab eine energische Erklärung über die Lage in Lawrence für die Presse ab, besonders über die sechzehn Kinder, die nach Washington kamen, um vor dem Komitee auszusagen. *All diese Kinder waren selbst Streikende.* Ein Sechzehnjähriger sagte aus, er arbeite für die American Woolen Company und erhalte 5,10 Dollar in der Woche. Er war der Älteste von fünf Kindern. Ein Fünfzehnjähriger sagte aus, er sei gern zur Schule gegangen und bis zum siebenten Schuljahr gekommen. „Warum hast du die Schule verlassen?“ fragte ein Abgeordneter. „Na ja, wir mußten Brot haben, und das war nicht so leicht“, antwortete das Kind. Eines der streikenden Kinder [191:] erklärte dem Abgeordneten den Streik folgendermaßen: „Der Magen telefonierte an das Gehirn: Ich habe es satt, Sirup statt Butter und Bananen statt Fleisch zu bekommen!“

Mrs. Sanger sagte über die beiden Kindergruppen aus, die man nach New York gebracht hatte. Von einhundertneunzehn Kindern trugen bei dem bitterkalten Wetter nur vier Unterwäsche. „Sie hatten nicht einen Faden Wolle am Leib“, sagte sie. „Es waren blasse, abgemagerte und niedergeschlagene Kinder. Sie griffen so gierig nach dem Essen auf dem Tisch, daß uns die Tränen kamen.“ Eine interessierte Zuhörerinnen bei diesen Verhandlungen war Mrs. Taft, die Frau des Präsidenten, die fast aufschrie, als sie die Aussagen einer schwangeren Frau hörte, die von der Polizei in Lawrence geschlagen worden war. Eine der Zeuginnen war eine Streikende, die kleine Josephine Liss, die verhaftet worden war, weil sie „einen Soldaten tötlich angegriffen“ hatte. Er hatte sie gestoßen und mit Flüchen bedacht. Daraufhin hatte sie ihm mit ihrem Muff ins Gesicht geschlagen. Der Soldat hatte das Gleichgewicht verloren, war hingefallen und hatte seine Pistole fallenlassen. Sie hatte ihm auf die Beine geholfen, aber sofort waren zwei Abteilungen Soldaten zu seiner „Rettung“ gekommen und hatten sie verhaftet. Auf ihrem Heimweg nach Lawrence waren diese Kinder Gäste der „New York World“. Sie besuchten den Zoo, das Museum für Naturgeschichte und eine Veranstaltung im Hippodrom.

Mehr als fünfzig Streikende kamen aus Lawrence, um auszusagen und ihre Lohntüten vorzuweisen. Auf dieser Verhandlung des Kongresses berichteten sie dem amerikanischen Volk über alles: die Ursachen des Streiks, das Ausmaß ihrer Armut, ihre Lebensbedingungen, die Gewalttätigkeit der Behörden. Ein Kind war in der Fabrik halb skalpiert worden. Ein gegnerischer Zeuge, ein Pfarrer aus Lawrence, sagte aus: „Mit vierzehn Jahren ist ein Kind nicht zu jung, um in der Fabrik zu arbeiten.“

[192:] Nach dieser Verhandlung hinderte niemand mehr die Abreise der Kinder aus Lawrence. Am 7. März fuhren fünfzig Kinder nach Philadelphia, wo sie im Labor Lyceum willkommen geheißen und bewirtet wurden. Es waren Sieben- bis Zehnjährige slawischer Herkunft. „Hungrig wie die Wölfe“, schilderte sie einer der Zuschauer im Saal. Die Protestaktionen im ganzen Lande hatten dem Eingreifen gegen die Kinder ein Ende gemacht.

Am 1. März 1912 kündigte die American Woolen Company in dreiunddreißig Städten eine Lohnerhöhung von siebeneinhalb Prozent an. Am 6. März erhielten 125.000 Arbeiter in den Baumwoll- und Wollwebereien von sechs Bundesstaaten eine Lohnerhöhung zwischen fünf und sieben Prozent. Am 14. März wurde in Lawrence der Streik bei der American Woolen Company, der Atlantic Mill und anderen großen Textilfabriken beendet. 20.000 Arbeiter versammelten sich auf dem Anger, um den Bericht ihres Streikkomitees anzuhören. Zum erstenmal seit sechs Wochen durften sie sich wieder auf dem Anger versammeln. Haywood leitete die Versammlung und führte die Delegierten aller Nationalitäten ein. Die Zugeständnisse, die sie errungen hatten, ermöglichten eine Lohnerhöhung zwischen fünf und zwanzig Prozent, größere Zuschläge für Überstunden, die Herabsetzung der Probezeit von vier auf zwei Wochen und Verzicht auf Repressalien gegen die Arbeiter, die am Streik teilgenommen

hatten. Der Sozialistischen Partei und dem Abgeordneten Victor Berger wurden Danktelegramme geschickt. Der Schlichtungsausschuß versprach, sich für die baldige Haftentlassung von Ettore und Giovanni einzusetzen. Die Arbeiter gelobten, erneut in den Streik zu treten, wenn diese beiden nicht freigelassen würden. Zwar hatten sie den Unternehmern Millionen abgerungen, aber ihre Führer Ettore und Giovanni schwebten noch in Lebensgefahr, und so kehrten sie nicht sehr glücklich an die Arbeit zurück.

[193:]

Lowell und New Bedford folgen Lawrence

Dem Textilstreik der IWW in Lawrence folgten bald neue Aktionen. In Lowell (Massachusetts) traten 16.000 Arbeiter der Baumwollfabriken in den Streik und in New Bedford (Massachusetts) 25.000. Sie forderten höhere Löhne und bessere Arbeitsbedingungen. Diese Streiks wurden in der Öffentlichkeit weniger bekannt. Es wurde keine bundesstaatliche Miliz eingesetzt, und das Eingreifen der Polizei war nicht so brutal. Die Streiks waren von kurzer Dauer, und das Frühjahrswetter war den Streikenden günstiger. Trotzdem waren sie aber eine Fortsetzung der Ereignisse von Lawrence und zeigten, daß Tausende von Arbeitern durch dieses Beispiel angespornt und begeistert worden waren.

Lowell nahm einen besonderen Platz in der Geschichte der Textilindustrie in Neuengland ein und wurde einst „das Manchester Amerikas“ genannt. Hier waren ein Jahrhundert zuvor die ersten Textilfabriken entstanden. Tausende von Landmädchen mit apfelroten Wangen waren seinerzeit aus allen Staaten Neuenglands in der Spindelstadt zusammengeströmt, um dort Spinnmaschinen und Webstühle zu bedienen. Ihre Zeitung, „Lowell Offering“, mit Erzählungen und Gedichten, war allgemein bekannt. Schon damals gab es „Krawalle“ und „Arbeitseinstellungen“, wie die ersten Streiks genannt wurden, die sich gegen Lohnkürzungen richteten. Die Textilarbeiterinnen versammelten sich im Keller einer nahegelegenen Kirche, und eine Bostoner Zeitung beschrieb ihre Vorsitzende als „eine wahre Mary Wollstonecraft“. Sie war auf eine Pumpe gestiegen, um zu ihren Kolleginnen zu sprechen. Eine unserer Streikenden, Mary Kokoski, eine Polin, eiferte ihrem Vorbild nach. Sechs Polizisten mußten aufgeboten werden, um sie in den Polizeiwagen zu bringen, weil sie „sich schämte, darin gesehen zu werden“. Sie wurde wegen Behinderung der Polizei bei der Ausübung ihres [194:] Amtes vor Gericht gestellt und erhielt eine Geldstrafe von fünfundvierzig Dollar.

Die Arbeiter, die 1912 streikten, waren nicht die Nachkommen der damaligen Arbeiterinnen, die ein Jahrhundert früher dort gekämpft hatten. Diese waren schon vor langer Zeit westwärts gezogen oder arbeiteten in anderen Berufen – in Geschäften, Büros, in freien Berufen. Die Arbeiter von 1912 waren im Ausland geborene Einwanderer – tatsächlich waren nur acht Prozent der hier beschäftigten Arbeiter in Amerika geboren. Die damaligen einheimischen Arbeiterinnen in der Zeit vor dem Bürgerkrieg waren jung und alleinstehend gewesen und hatten zeitweise fünfundachtzig Prozent der Bevölkerung der Stadt ausgemacht. Nach ihnen waren die Iren gekommen, die um das Jahr 1875 in der Überzahl gewesen waren. Sie überließen wiederum ihren Platz anderen im Ausland geborenen Gruppen – Kanadiern französischer Herkunft, Polen, Portugiesen, Armeniern und Griechen. Man berichtete mir, daß 1903 ein Streik stattgefunden hatte, als sich die Fabrikbesitzer weigerten, die Löhne zu erhöhen. Die Fabrikbesitzer gehörten alten, in Neuengland ansässigen Familien an. Als die kleine Gewerkschaft der qualifizierten amerikanischen Arbeiter den Streik erklärte, sperrten die Unternehmer alle Arbeiter aus. Aber die unorganisierten eingewanderten Arbeiter unterstützten den Streik, der neun Wochen dauerte, obwohl sie keine Hilfe von der Gewerkschaft erhielten. Sie zeigten, was bei unseren von den IWW geführten Streiks nicht so sichtbar war, daß die eingewanderten Arbeiter kämpferisch waren, daß sie organisiert werden konnten und zuverlässig ihren Mann standen.

In Lowell war nach wie vor ein hoher Prozentsatz von Frauen beschäftigt. Die einzige Ausnahme bildeten dabei die Griechen, die in Lowell sehr zahlreich vertreten waren. Es waren meist alleinstehende, aber auch verheiratete Männer, die ihre Familien in Griechenland zurückgelassen hatten. Es gab wenig Frauen [195:] unter ihnen. Die Männer klammerten sich immer noch an die Hoffnung, daß sie genug Geld verdienen würden, um in ihre Heimat zurückkehren und dort gut leben zu können. Im Gegensatz zu den späteren Jahren versuchten sie damals noch nicht, ihre Familien nachkommen zu

lassen. Eine ganze Straße war für griechische Kaffeehäuser reserviert. Als ich nach Lowell kam, stieg ich im Hotel ab. Am ersten Morgen fragte ich den Angestellten nach dem Weg zum Versammlungssaal der IWW, in dem auch Boxveranstaltungen stattfanden. Er warnte mich davor, durch die „griechische“ Straße zu gehen.

Die Führer des Streiks waren sowohl in Lowell als auch in New Bedford Portugiesen. Als ich im Saal ankam, fragte mich der Vorsitzende: „Welche Sprache sprechen Sie?“ Ich sagte: „Natürlich Englisch.“ Er sah enttäuscht aus und sagte: „Dann werden sie nichts verstehen“, aber er beschloß, doch den Versuch zu machen. Ich kletterte also mit Hilfe eines Stuhls in den Boxring. In der Streikpostenkette spielten sie Flöte und Geige und führten ein dreieckiges Gestell etwa in der Form eines Weihnachtsbaums mit sich, an dem alle möglichen Figuren baumelten. Dieses Gestell schwenkten sie auf und nieder, während sie ihre Losungen riefen. Es sollte den Streikenden Glück und den Unternehmern Unglück bringen. Auf jeden Fall trug es dazu bei, daß die Stimmung unter den Streikposten gut war, und zog viele Schaulustige an.

Die Griechen zögerten, sich dem Streik anzuschließen. Einmal wurde der Streik abgeblasen, und alles ging wieder an die Arbeit. Als die Unternehmer die getroffenen Vereinbarungen nicht einhielten, flammte der Streik wieder auf. Nun hieß es, daß sich die Griechen tatsächlich beteiligen wollten. Wir setzten uns mit den führenden Leuten ihrer Gruppe in Verbindung. In der griechisch-katholischen Kirche wurde eine Versammlung einberufen. Die Glocken läuteten, um die Männer zur Versammlung zu rufen. Wir hatten einen Übersetzer, der alles weiter-[196:]geben sollte, was die IWW zu sagen hatten. Da gab es plötzlich eine Panne. Ich war der einzige englisch sprechende Organisator an Ort und Stelle und sollte daher auch sprechen. Der Priester sagte aber: „Eine Frau darf in der Kirche nicht sprechen.“ Schließlich überzeugten wir ihn, daß ich ja nicht als Frau, sondern als Organisator sprechen würde, und einigten uns also. Es war ein einzigartiges Erlebnis. Ich sehe noch die jungen, wißbegierigen Gesichter mit ihren klaren, klassisch geschnittenen Zügen, wie ein Apollo oder ein Hermes im Museum, mit dunklen Augen und krausem Haar. Es war rührend, wie konzentriert sie zuhörten. Sie erlebten zum ersten Mal, daß sich ein Amerikaner die Mühe machte, ihnen etwas zu erklären und um ihre Unterstützung zu bitten. Sie gaben sie uns begeistert und waren bald das Rückgrat des zweiten Streiks, der schnell gewonnen wurde.

Ein interessantes Erlebnis während meines Aufenthaltes in Lowell ist mir besonders in Erinnerung. Ich ging mit einigen Streikorganisatoren in ein chinesisches Restaurant. Der Raum war mit neuen Fahnen ausgeschmückt, die wir noch nie gesehen hatten, und mit chinesischen Schriftzeichen. Es schien, als sei etwas ganz Besonderes los. Die lachenden chinesischen Arbeiter dort erzählten uns, Dr. Sun Yat-sen habe die Republik China ausgerufen. Das war Ende März oder Anfang April 1912. Wir freuten uns mit ihnen, obwohl wir damals die Bedeutung dessen, was sich im fernen Asien zu regen begann, nicht einmal ahnen konnten. Aber wir waren für die Freiheit – überall –, und die Freude dieser chinesischen Arbeiter gefiel uns. Sie waren den IWW auch zugetan. Wir waren also alle miteinander gute Freunde.

Mein Aufenthalt in New Bedford war kurz, weil der Streik bald beendet war. In früheren Zeiten war die Stadt ein Seehafen gewesen, das Hauptzentrum des amerikanischen Walfangs. Bis zu vierhundert Walboote hatten alljährlich diesen [197:] Hafen verlassen und bis zu 60.000 Faß Walrat und 120.000 Faß Walöl zurückgebracht. Diese romantische und abenteuerliche Vergangenheit war aber jetzt kaum mehr als eine nebelhafte Erinnerung. 1912 war New Bedford eine Textilstadt mit riesenhaften Baumwollspinnereien und -webereien, in der viele englische und portugiesische Weber arbeiteten. Die gleichen barackenartigen Mietskasernen für Arbeiter wie in anderen Textilstädten zogen sich wie ein langes, schmales Band am Wasser hin. Im Juli verließen wiederum 15.000 Arbeiter die Fabriken, um gegen ein System von Geldstrafen zu protestieren, das zwar vom Kongreß des Bundesstaates für ungesetzlich erklärt, aber von den Unternehmern nicht abgeschafft worden war. Zu der Zeit betrug der durchschnittliche Wochenlohn 6,50 Dollar.

Mich hatte die erste Streikrunde sehr ermüdet, und ich sehnte mich danach, nach Hause zu kommen. Aber wieder rief Lawrence.

Der Prozeß gegen Ettor und Giovannitti

Am 1. Mai 1912 veranstalteten wir überall Massenkundgebungen der IWW. Aber die IWW-Funktionäre unter uns, die während des Streiks in Lawrence gewesen waren, machten sich Gedanken und Gewissensbisse über das Schicksal der drei Männer, die im Gefängnis saßen. Seit der Beendigung des Streiks waren drei Monate vergangen und seit ihrer Verhaftung fünf Monate. Von einem Prozeß war nichts zu verspüren. Nachdem die anderen Textilarbeiterstreiks beendet waren und Haywood seine laufende Versammlungstour abgeschlossen hatte, wurden wir alle nach Lawrence gerufen. Ein Verteidigungskomitee wurde gebildet, dem Haywood, Trautman, Yates, Miller und ich angehörten. Fred Heslewood, der während des Kampfes um die Redefreiheit von Spokane das Verteidigungsbüro in Coeur [198:] d'Alene (Idaho) geleitet hatte, wurde nach Lawrence gerufen, um auch hier die Leitung des Büros zu übernehmen, damit wir anderen reisen und für die Verteidigung sprechen konnten. Mrs. Heslewood kam auch mit. Es war schön, diese alten Freunde wiederzusehen.

Wir verpflichteten verschiedene führende Rechtsanwälte aus Massachusetts zur Unterstützung der örtlichen Verteidiger und stellten die gesamte Gruppe unter die Leitung von Fred H. Moore aus Spokane, dem ersten Rechtsberater der IWW. Während meines Aufenthalts in Spokane war ich mit diesem hervorragenden jungen Rechtsanwalt gut bekannt geworden, und fast dreißig Jahre lang blieben wir gute Freunde. In Spokane hatten wir zusammen gearbeitet, arbeiteten in Lawrence zusammen und später, im Jahre 1917, während des Prozesses, der dem Blutbad von Everett folgte, in Seattle und auch sonst noch in mehreren Rechtsfällen der IWW, zum Beispiel in Wichita und im Fall Kreiger in Tulsa (Oklahoma) und schließlich im Prozeß gegen Sacco und Vanzetti. Er war ein echter Anwalt der Arbeiter, nahm keine anderen Rechtsfälle an und widmete sich völlig diesem Gebiet. Seine Honorare waren verhältnismäßig niedrig. Er war ein entschlossener Kämpfer, unermüdlich und findig in der Vorbereitung eines Rechtsfalles und mit der Hartnäckigkeit einer Bulldogge, wenn es galt, eine Spur von einem Ende des Landes bis zum anderen zu verfolgen. Er starb Anfang der dreißiger Jahre noch relativ jung an Krebs – ein wirklicher Verlust.

Auf Anraten Arturo Giovannittis brachten wir einen seiner Freunde nach Lawrence, den Redakteur einer italienischen anarchosyndikalistischen Zeitung in New Kensington (Pennsylvanien), die sich „L'Avvenire“ (Die Zukunft) nannte. Er war gerade aus dem Gefängnis von Blawnox (West-Pennsylvanien) entlassen worden, wo er eine Strafe wegen eines sogenannten verleumderischen Artikels gegen einen lokalen Politiker verbüßt [199:] hatte. Einige Jahre zuvor war er als politischer Flüchtling aus Italien gekommen. Er war ein temperamentvoller Redner und hervorragender Agitator. Er war Anarchosyndikalist, wurde aber nie Mitglied der IWW, ebensowenig wie Giovannitti. Wir brauchten ihn, um eine Massenbewegung für die Befreiung Giovannittis auf die Beine zu bringen. Sein Name war Carlo Tresca. Ich lernte ihn am 1. Mai 1912 in Lawrence auf der Straße kennen, ein höchst dramatisches Ereignis für mich, das weitreichende Folgen für mein künftiges Leben haben sollte.

Ich fuhr diesen Sommer auf Versammlungstour für unsere eingekerkerten Kameraden, aber zum Labor Day* kehrte ich nach Lawrence zurück, um dort zu helfen. Wieder veranstalteten wir Massenversammlungen aller Nationalitäten. Am 29. September veranstalteten wir eine Gedenkdemonstration. Delegationen kamen aus anderen Orten und sammelten sich auf dem Bahnhof spontan zu einem Demonstrationzug, der zum Versammlungssaal der IWW marschierte. Wir hatten aber nur Erlaubnis für eine Demonstration vom Versammlungssaal der IWW zum Friedhof, um am Grabe von Anna La Pizza, der während des Streiks im Januar getöteten Arbeiterin, drei Kränze niederzulegen. Polizei sperrte die Hauptstraße ab und versuchte, den Zug der Gastdelegationen und der Arbeiter von Lawrence, die sie auf dem Bahnhof empfangen hatten, auseinanderzutreiben. Sie beriefen sich darauf, daß diese Kundgebung im Erlaubnisschein nicht vorgesehen war. Tresca wurde verhaftet; weil er der Menschenmenge nicht befahl, auseinanderzugehen. Es kam zu einem Handgemenge, in dem die Arbeiter der Polizei den Verhafteten wieder abnahmen. Sie bildeten einen angreifenden Sturm, wie beim Fußballspiel, und schleusten Tresca durch die Reihen der Polizei, die keinen weiteren Versuch unternahm, ihn zu

* Tag der Arbeit, Feiertag am ersten Montag im September. *Die Red.*

verhaften. Zwei Polizisten wurden verletzt. Tresca war sehr findig – ein guter Strategie in allen [200:] Kämpfen. Er sprach damals sehr wenig Englisch. Sein Lieblingsausdruck war: „Wird gemacht!“

Am Nachmittag fand die Gedenkdemonstration programmäßig statt, mit einer Veränderung – sie zog nicht, wie geplant, am Gefängnis vorbei. Die drei Verhafteten, Ettor, Giovannitti und Caruso, waren am Vortag um vier Uhr morgens heimlich aus dem Gefängnis von Essex entfernt und unter starker Bewachung in das Gefängnis von Salem (Massachusetts) gebracht worden. Auf Transparenten forderten die Demonstranten einen baldigen Prozeß, Haftentlassung gegen Kaution und Verlegung des Gerichtsortes.

Die Agitation war im Sommer vom Verteidigungskomitee begonnen worden, und man hatte beabsichtigt, am 30. September in einem allgemeinen Proteststreik der Entrüstung über die Verzögerung Ausdruck zu geben und die sofortige Haftentlassung zu fordern. Am 25. September gingen Briefe von Ettor und Giovannitti ein, in denen sie sich gegen einen Streik aussprachen. Es sei ein gefährliches Spiel, befürchteten sie, das ihres Wissens in Amerika noch nie versucht worden sei – ein politischer Streik, dessen Forderungen nicht an die Unternehmer, sondern an den Staat gerichtet waren. Sie befürchteten, daß auf der einen Seite die Gefahr des Mißlingens zu groß und auf der anderen die Stimmung der Arbeiter, besonders der Italiener, zu explosiv sei. Wir hier draußen glaubten an das Gelingen, versuchten aber, in elfter Stunde ihrem Wunsch stattzugeben. Ich las die Briefe vor einer gewaltigen Menschenmenge, die sich in und vor unserem Saal versammelt hatte. Wir hatten ursprünglich den Saal im Rathaus für unsere Versammlung gemietet, aber der Eintritt wurde uns verwehrt und das Geld zurückerstattet. Es schien, daß die Arbeiter im allgemeinen den Wünschen Ettors und Giovannittis entsprechen wollten. Aber die Italiener, nunmehr unter Führung Trescas, schickten eine Abordnung in das Gefängnis, um die beiden zu besuchen und die Echtheit der [201:] Briefe zu überprüfen. Ettor gab ihnen einen zweiten Brief im gleichen Sinne. Die Italiener verwarfen aber seinen Rat und bereiteten die Aktion vor.

Der Streik brach am 27. September mit der Arbeitsniederlegung von dreitausend Männern und Frauen in der Washington Mill aus. Am 28. September waren schon zwölftausend Arbeiter im Ausstand. „Streikende verweigern von IWW-Führern geforderte Zurückhaltung“, lautete an dem Tag die Schlagzeile in der Presse von Lawrence. Die Bostoner Zeitung „Telegram“ schätzte, daß viertausend Arbeiter Ayer Mill, viertausend Wood Mill, zweitausend Washington Mill und geringere Zahlen die Fabriken von Everett, Arlington, Pacific und Prospect verlassen hatten. Die italienischen Arbeiter glaubten offensichtlich, daß es nicht angezeigt sei, zu einem Generalstreik aufzurufen, während Ettor und Giovannitti im Gefängnis saßen, und wir hatten den Eindruck, daß es ihren italienischen Rednern gelang, ihnen diesen Gedanken zu vermitteln. Wir alle sagten, daß die Arbeiter selbst entscheiden mußten, und das taten sie, indem sie zu Tausenden in den Streik traten. Die Arbeiter handelten logisch. Sie hatten ihren Streik gewonnen. Sie waren zur Arbeit zurückgekehrt. Sie wußten, daß Ettor und Giovannitti unschuldig waren und freikommen mußten. Es war nichts anderes als eine Forderung nach Amnestie.

Wir hatten Haywood herbeigerufen, der den 30. September als das Datum für den Streik festgesetzt hatte. Das Verteidigungskomitee schlug einen Kompromiß vor, der den örtlichen IWW die Möglichkeit geben sollte, wieder Herr der Lage zu werden. Es sollte an diesem Tag nur ein vierundzwanzigstündiger Streik stattfinden. Trotz unserer Zweifel wurde die Aktion aber ein Erfolg, der unsere kühnsten Träume übertraf und Ordnung in das Chaos brachte. Am selben Tag begann in Salem der Prozeß gegen Ettor und Giovannitti, so daß mit der Streikdrohung zwei Ziele erreicht wurden: eine Beschleunigung [202:] des Prozesses und eine Verlegung des Gerichtsortes, und dadurch die kampfentschlossenen Arbeiter befriedigt wurden. Am 30. September waren die Fabriken in Lawrence wie ausgestorben. Es war, als hätte die Zeit zwischen dem Frühjahr und diesem Tag im Spätherbst stillgestanden und wir erlebten einen neuen Tag des großen Streiks.

Der Gedanke, durch Proteststreiks zur Befreiung Ettors und Giovannittis beizutragen, sprang auf andere Orte über. In Lynn (Massachusetts) wurde in zwei Schuhfabriken die Arbeit eingestellt, und die Arbeiter demonstrierten. In Quincy (Massachusetts) legten zwölfhundert Steinbrucharbeiter einen Tag lang die Arbeit nieder und demonstrierten. Im Gebiet von Belle Vernon (Pennsylvanien) – Bezirk

Washington –standen vierzehn Kohlegruben vierundzwanzig Stunden still, und die Bergarbeiter demonstrierten. In St. Clairsville (Ohio) traten dreitausend Kohlenkumpel in den Streik. In Süd-Barre (Vermont) verließen fünfhundert Arbeiter die Barre Wool Company. All diese Neuigkeiten kamen nach Lawrence, wo die Begeisterung hohe Wellen schlug. Wir mieteten ein großes freies Grundstück und hielten dort am 30. September unsere Massenkundgebung ab. Haywood kam erst am 1. Oktober an. Er hatte sich in Akron und New York aufgehalten – war es Zufall oder Absicht? Der vierundzwanzigstündige Streik war zu Ende, als er ankam. Er war mit unserer Strategie sehr zufrieden.

Der Prozeß nahm in der alten Stadt Salem seinen Fortgang, wo 1692 die berüchtigten Hexenprozesse stattgefunden hatten und neunzehn Opfer gehängt worden waren. Wir verlegten unsere Agitation nach Salem, sprachen auf dem Anger und erhoben den dringenden Ruf, daß sich diese schändliche Geschichte niemals wiederholen möge. Ein barbarisches Überbleibsel aus der Vergangenheit war noch im Gerichtssaal zu sehen: die Angeklagten saßen in einem vergitterten Eisenkäfig, obwohl sie als „mutmaßlich unschuldig“ betrachtet werden [203:] mußten. Ettor und Giovannitti sprachen beide mit größter Überzeugungskraft für sich. Das Urteil lautete für alle drei auf Freispruch. Caruso eilte nach Hause zu seiner jungen Frau und seinem Kind, das geboren worden war, während er im Gefängnis gesessen hatte. Ettor und Giovannitti kehrten etwas offizieller nach Lawrence zurück und wurden am Bahnhof von Tausenden jubelnden Textilarbeitern wie siegreiche Helden begrüßt. Eine große Siegeskundgebung wurde kurz vor dem Erntedankfest abgehalten, auf der sie als Hauptredner auftraten. Giovannittis Gefängnisgedichte wurden später als „Arrows in the Gale“ (Pfeile im Sturmwind) mit einem Vorwort von Helen Keller herausgegeben. „The Walker“ (Der Müßiggänger) ist heute ein Bestandteil vieler Anthologien der besten amerikanischen Lyrik. Ein Gedicht, lustig und übermütig, das wir erst nach ihrer Freilassung an die Öffentlichkeit gaben, war an Joe Ettor zu seinem 27. Geburtstag gerichtet. Es hieß darin: „Ich bin der Ältere und du der Kühnere. Stoßen wir darauf an, daß sie mich zuerst hängen!“

„Kein Gott! Kein Herr!“

So paradox es klingen mag, der Sieg im Fall Ettor und Giovannitti war der Schwanengesang für die IWW in Lawrence. Die örtliche Gewerkschaft kämpfte schon lange mit einer schweren Krise. Es gelang ihr nicht, die Arbeiter als zahlende Mitglieder zu halten. Die meisten unter uns waren hervorragende Agitatoren, aber sehr schlechte Gewerkschaftsorganisatoren. Alle Ortsfremden, die als aktive und energische Führer des Streiks und der Kämpfe zur Verteidigung der Verhafteten aufgetreten waren, verließen Lawrence, als die Kämpfe endeten. Ettor trat eine Versamlungsreise durch das Land an und wollte seinen kranken Vater in Tacoma besuchen. Haywood [204:] nahm seine Vorträge für die „International Socialist Review“ wieder auf, und ich fuhr nach Hause.

Das ganze Jahr über war ich fast ununterbrochen unterwegs gewesen. Ich hatte meine Mutter und meinen zweijährigen Sohn Fred für zwei Monate nach Lawrence geholt, denn Mutter fühlte sich nicht ganz wohl, und sie machte sich weniger Sorgen um mich, wenn sie in meiner Nähe war und mich jeden Abend sehen konnte. So manchen Tag saß sie mit dem Kind auf dem Anger in der Sonne, während es ein paar Häuserblocks davon entfernt zu den heftigsten Zusammenstößen kam. Fred war rund und gesund, und die Veränderung schien ihm nichts auszumachen. Ich freute mich, daß ich ihn täglich sehen konnte.

Eine der Schwächen der IWW war das Fehlen einer leitenden Zentrale, die im gegebenen Augenblick Herr der Lage war. Dadurch konnte es in Lawrence zu einem Zwischenfall kommen, der weitreichende Folgen haben sollte. Auf einer der Protestdemonstrationen im Zusammenhang mit dem Fall Ettor-Giovannitti entfaltete eine Gruppe Anarchisten aus Boston ein Transparent, auf dem die Worte standen: „Kein Gott! Kein Herr!“ Das lieferte der Polizei den Vorwand, die Demonstration auseinanderzujagen. Ein paar Tage später verursachte dieses Transparent einen Tumult in Quincy. Das Transparent war den Unternehmern eine Million Dollar wert, und es ist durchaus möglich, daß sie selbst dahintersteckten. Einige von uns waren damals davon überzeugt.

Die Mehrheit der Arbeiter in Lawrence war katholisch. Wir hatten eine richtige Politik verfolgt, als wir uns während des Streiks in unseren Antworten an Vater Reilly und andere lediglich auf Streikfragen

beschränkten. Wir ließen uns in keine Diskussionen über religiöse Fragen ein und warnten alle Redner davor, ungeachtet ihrer eigenen Auffassungen die religiösen Empfindungen der Menschen zu verletzen. Nun tauchte dieses [205:] Transparent in einer Demonstration der IWW auf, ohne Unterschrift und ohne Hinweis auf die IWW. Aber sein Auftauchen wurde ausgiebig gegen die IWW in Lawrence ausgenutzt. Es hätte ein Organisationskomitee geben müssen, das befugt gewesen wäre, dieses Transparent aus dem Demonstrationszug zu entfernen, wie es bei jeder anderen Arbeiterdemonstration der Fall war. Aber die IWW trieben es mit dem Kult der „einfachen Mitgliedschaft“ zu weit, und so konnte es zu derart unheilvollen Auswirkungen kommen.

Die Kirchen, die religiösen Organisationen, die berufsmäßigen „Patrioten“ und andere, die lange auf eine solche Gelegenheit gewartet hatten, stürzten sich darauf. Sie zogen ein Transparent über die Essex Street, die Hauptstraße von Lawrence, auf dem zu lesen war: „Für Gott und Vaterland! Die rote Fahne niemals!“ Sie veranstalteten am Kolombustag, dem 12. Oktober, einen religiösen Umzug, und die Kirchen riefen alle Gläubigen auf, daran teilzunehmen. Es war eine gefährliche Situation, die dazu angetan war, die Arbeiter zu spalten. Die Meinungsverschiedenheiten wurden immer stärker, gegen die IWW wurden Drohungen ausgestoßen, und ein IWW-Mitglied, ein katholischer Fabrikarbeiter polnischer Herkunft, wurde an diesem Tag bei einer Rauferei getötet. Wir veranstalteten eine große Beerdigung für ihn, und seiner Familie gelang es sogar, nach einem längeren Kampf einen Gottesdienst durchzusetzen.

Wir wehrten uns tapfer. Wir gaben ein Flugblatt heraus mit dem Titel „Im Schatten des alten Ruhms“. Darin erinnerten wir an Bürgermeister Scanlon, den Hauptknüppelhelden; an John S. Breen, den Sprengstoffattentäter; an William Wood, der wegen Teilnahme an der Sprengstoffverschwörung vor Gericht gestanden hatte; an William Jewett, den Bankeinbrecher, und fragten: „Arbeiter und Arbeiterinnen, wollt ihr für diese Bande die Kastanien aus dem Feuer holen?“ Aber die Uneinig-[206:]keit über die Episode mit dem Transparent griff um sich. Es war ein furchtbarer Gegenschlag nach einem großen Sieg. Die IWW bluteten in Lawrence langsam zu Tode. In verhältnismäßig kurzer Zeit blieb von einer organisierten Gewerkschaft praktisch nichts mehr übrig. Was blieb, war der kämpferische Geist, den die IWW bei den Textilarbeitern geweckt hatten. Mindestens drei große Streiks haben seitdem dort stattgefunden, die alle von unabhängigen Industriegewerkschaften organisiert wurden, von den Vereinigten Textilarbeitern im Jahre 1919, von dem Industrieverband der Textilarbeiter in den dreißiger Jahren und später von der Textilgewerkschaft, die dem CIO angeschlossen war.

Heute ist Lawrence, einst ein blühendes Zentrum der Textilindustrie, praktisch eine tote Stadt. Die kapitalistischen Eigentümer dieser Industrie, die billige, reichliche und unorganisierte Arbeitskräfte brauchten, lockten vor einem halben Jahrhundert Tausende aus Europa herbei. Heute wenden sie das Gesicht südwärts und verlegen ihre Fabriken in die Südstaaten unseres Landes. Hoffen wir, daß die moderne Arbeiterbewegung die Situation ebenso schnell erfassen wird wie damals die IWW in bezug auf die Einwanderer und daß sie den Textilunternehmern nach dem Süden folgen wird. „Eile, meine Seele, ihnen Antwort zu geben, und ihr, meine Füße, jubelt“, konnte man durchaus wahrheitsgemäß von uns Mitgliedern der IWW in jenen längst vergangenen Tagen sagen.

Der Streik der Köche und Kellner in New York

Carlo Tresca verlegte 1913 seine Zeitung nach New York. Er war damals ein hochgewachsener, schlanker, gutaussehender Mann Mitte der Dreißig, und ich war bis über beide [207:] Ohren in ihn verliebt. Ein Bart bedeckte eine böse Narbe auf einer Seite seines Gesichts, wo er von einem seiner zahllosen Feinde in Pittsburgh verletzt worden war. Dem Gesetz nach war ich immer noch mit Jones verheiratet, und auch Tresca hatte sich von seiner Frau getrennt, war aber nicht geschieden. Wir lebten und arbeiteten die nächsten dreizehn Jahre zusammen – bis 1925. Das war in jenen Tagen die Regel, an die wir uns hielten – nicht mit einem Menschen zusammenzubleiben, den man nicht liebte, sich aber offen und ehrlich zu einer wahren Zuneigung zu bekennen.

Wir gerieten sofort in einen sensationellen Streik der Hotelangestellten im mittleren Teil New Yorks. Er war von einer unabhängigen Gewerkschaft organisiert worden, die sich vom Verband der Hotel- und Gaststättenarbeiter bei der AFL gelöst hatte. Es gab unter ihnen Mitglieder, die mit den IWW

sympathisierten, besonders unter den Italienern. Sie setzten sich mit dem zentralen Büro der IWW in Chicago in Verbindung und baten um Hilfe. Eigentlich wollten sie Ettore und Giovannitti haben. St. John telegraphierte uns, ihnen zu helfen – was wir auch taten –, und sie waren mit uns zufrieden.

Sie hielten ihre Streikversammlung in der Bryant Hall: in der 6. Avenue ab, in der Nähe der 42. Straße. Es war der gleiche Saal, in dem ich vor sieben Jahren für Hugh O. Pentecost gesprochen hatte. Jetzt füllten den Saal Küchenchefs, Kellner und Küchengehilfen aus allen feinen Hotels der Umgebung – Astor, Knickerbocker, McAlpin, Waldorf-Astoria, Belmont und anderen. Es waren Italiener, Franzosen, Deutsche und Griechen. In den oberen Stockwerken wurde für die Theater am Broadway geprobt, besonders Musikkomödien mit Chören schöner singender und tanzender Mädchen. Es war eine lebendige Atmosphäre, ganz anders als das nüchterne Neuengland.

Die riesigen Streikpostenketten umringten alle Hotels und vornehmen Restaurants. Menschen strömten zusammen, besonders um die eleganten französischen Küchenchefs zu bewundern, die mit Stock und Hut wie Bankherren aussahen und neben denen sich die Kellner und die anderen Hotelarbeiter recht armselig ausnahmen. Hin und wieder kam es vor den Hotels zu heftigen Zusammenstößen zwischen Polizei und Streikposten. Währenddessen liefen andere Streikposten rasch in die Seitengassen, die zu den Küchen führten, und holten diejenigen heraus, die noch arbeiteten. Gut angezogene Sympathisierende gingen als Gäste in Restaurants, die noch nicht im Streik standen. Zu einem vorher festgelegten Zeitpunkt gaben sie dann ein Signal mit einer Pfeife, woraufhin alle Köche und Kellner das Lokal verließen. Niemals wieder war ich in einer so fieberhaften Streikatmosphäre. Jede Minute war etwas anderes los.

Eines Tages sprach Jacob Panken, der heutige Richter Panken, der damals Rechtsberater der Gewerkschaft war. Plötzlich gab es einen Tumult hinten im Saal. Jemand rief: „Streikbrecher!“ und alles sprang auf und lief hinaus. Einige der Sprecher, darunter auch Tresca und ich, folgten ihnen in der Hoffnung, sie zur Rückkehr bewegen zu können. Aber schon kam die Polizei. Wir wurden umringt. Ich hatte meine Hand auf die Schulter eines Streikenden gelegt und wurde getroffen, als ein Polizist auf ihn einschlug. Carlo wurde verhaftet. Die Streikenden versuchten, ihn den Polizisten, die ihre Pistolen gezogen hatten, zu entreißen. Seine Jacke und Weste wurden in dem Handgemenge zerrissen. Wir riefen: „Laßt los! Laßt los!“ Schließlich gewann die Vernunft die Überhand, und die Streikenden ließen ab.

Aber im Handgemenge war ein kleiner gebundener Band zu Boden gefallen, „Portugiesische Sonette“ von Elizabeth Barrett Browning, mit einer herzlichen Widmung von mir an Carlo. Man kann sich meine Verlegenheit vorstellen, als am nächsten Tag die Zeitungen New Yorks unsere Bilder mit Abbildungen des Buches, angestrichenen Sonetten, Widmung und allem Drum [209:] und Dran veröffentlichten und das Ganze als die Geschichte einer heimlichen Liebe bei den IWW breitwalzten. Die allgewaltigen Küchenchefs und weltgewandten Kellner fanden allerdings nichts dabei. Sie meinten sogar: „Macht euch nichts daraus. Das hilft, Reklame für unseren Streik zu machen!“

In diesem Streik kam es zu einer interessanten Situation. Der Bezirkssheriff, im allgemeinen ein Mann, dem in New York niemand Beachtung schenkt, erschien plötzlich mit seinen Gehilfen, um der Polizei beim Zerstreuen der Menschenmengen zu helfen, die zusammenliefen, um sich die Kämpfe anzusehen. Nach einem besonders brutalen Kampf zwischen der Polizei und Streikposten brachte mein Vater mehr als fünfzig Stöcke herunter, die er in Kentucky und an den verschiedenen Orten, wo er als Kartograph unterwegs gewesen war, aus Baumästen geschnitzt hatte. Das war so ein Steckenpferd von ihm. Am nächsten Tag erschien eine Streikpostengruppe mit Papas Stöcken, und die Menschenmenge spendete ihnen Beifall. Hochschulstudenten, die sich erboten, als Kellner zu arbeiten, wurden ausgepiffen, und die Gäste beschwerten sich über die schlechte Bedienung. Der Streik ging bald zu Ende.

Er veranlaßte die Gewerkschaft, sich gründlicher mit der Organisation der Arbeiter des Gaststätten-gewerbes in New York zu beschäftigen, die hier zahlreicher waren als in irgendeiner anderen Stadt des Landes. Er trug dazu bei, die Grundlagen für eine Industriegewerkschaft in diesem Gewerbe zu schaffen. Diese Bemühungen fanden in den dreißiger Jahren ihren Niederschlag im Industrieverband

der Lebensmittelarbeiter, aus dem die gegenwärtige Gewerkschaft entstand. Der Streik enthüllte vor aller Öffentlichkeit den langen, zerrissenen Arbeitstag, die niedrigen Löhne und die schlechten Arbeitsbedingungen der Beschäftigten in den feinsten und teuersten Speiselokalen New Yorks. Die armseligen Schuhe, die ausgefranste Kleidung der Kellner unter der glänzenden Fassade, die entwürdigende Bettelhaftig-[210:]keit des Trinkgeldsystems – all das kam ans Tageslicht, ebenso wie die unhygienischen Verhältnisse in den Küchen. Ich sprach in Frauenklubs des Mittelstandes über diese Zustände.

Der Streik der Seidenweber von Paterson 1913

Von diesem außergewöhnlichen, aufregenden Kampf im Herzen des Broadway-Viertels von New York wurden wir nach Paterson (New Jersey) gerufen, damals das Zentrum der Seidenweberei in den USA. Wir steckten sofort mitten in einer der großen Klassenkampfschlachten des Jahres 1913 – in einem langen, schweren und erbitterten Streik.

Paterson war altbekannt in der Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung. Der erste nachweisbare Streik von Frauen und Kindern fand 1828 hier statt. 1835 streikte die sogenannte Patersoner Vereinigung zum Schutze der arbeitenden Klassen von Paterson für eine Verkürzung des Arbeitstages auf elf Stunden und gegen das System der Geldstrafen. Paterson war als eine stürmische „rote“ Stadt bekannt. Lange Zeit bestand dort eine italienische anarchistische Bewegung, die sich um eine kleine Zeitung gruppierte. Enrico Malatesta, ein italienischer Anarchist, wurde auf einer Versammlungsreise durch die USA in Paterson bei einer Rede durch einen Schuß verletzt. Dann organisierte Luigi Galleani, der Herausgeber der anarchistischen Zeitung, dort einen Streik. Was aber Paterson den Stempel einer „roten“ Stadt aufdrückte, war die Tatsache, daß Angelo Bresci, der Mann, der 1900 König Humbert von Italien erschoss, aus Paterson kam. Nachbarn berichteten später, daß er sich im Hinterhof im Schießen geübt hatte, bis er einer Flasche den Hals abschießen konnte. Er sagte niemand etwas von seinem Vorhaben, und selbst seine engsten Gesinnungsgenossen verstanden und [211:] billigten die Tat nicht. Aber das Ergebnis war, daß Paterson als „Brutstätte der Anarchie“ galt.

Paterson, das „Lyon Amerikas“ genannt, ist die Hauptstadt des Bezirks Passaic im Staate New Jersey. Es liegt etwa fünfzehn Meilen von New York entfernt an der Erie-Eisenbahn. 1913 herrschte in den Seidenwebereien reges Leben. Die Färbereien waren im nahegelegenen Lodi untergebracht. Das war lange vor der Entwicklung der Kunstseide, des Nylons und all der anderen Kunststoffe, die heute die Seide ersetzen und die so reichlich vorhanden sind.

Die IWW hatten in Paterson eine recht umfangreiche Organisation. Die örtlichen Mitglieder und die Leitung waren den Arbeitern bekannt. Schon 1907 hatte ein Streik unter Leitung der IWW stattgefunden. In früheren Jahren hatte es dort Webervereinigungen der Ritter der Arbeit gegeben, und in der Zeit davor waren die Seidenweber im Landesverband der Arbeiter zusammengefaßt gewesen.

Mit dem Glorienschein der Siege von Lawrence und nach dem Streik der Hotelangestellten waren wir den Arbeitern herzlich willkommen. Aber die städtischen Behörden griffen uns mit bösariger Wut an. Wir wurden als „Agitatoren von außerhalb“ gebrandmarkt und erhielten den Befehl, die Stadt zu verlassen. Ein Vorteil der Redner von außerhalb war es, daß sie die örtlichen schwarzen Listen nicht zu fürchten brauchten und ganz offen über die Bedingungen sprechen konnten, von denen ihnen die Arbeiter vorher erzählt hatten. Tresca, Patrick L. Quinlan von der Sozialistischen Partei und ich wurden bei unserem ersten Auftreten auf einer Massenkundgebung verhaftet. Es war am 25. Februar 1913. Tresca und ich hatten schon gesprochen, aber Quinlan kam später. Er wurde verhaftet, als er den Gang entlang auf das Podium zuing. Wir wurden gegen eine hohe Kautionsfreigabe und wenig später erneut auf dem Bahnhof verhaftet, als wir aus dem New-Yorker Zug stiegen. [212:] Tausende von Arbeitern, die von der Verhaftung Wind bekommen hatten, erwarteten uns vor dem Bahnhofsgebäude und begleiteten uns bis zum Gefängnis. Die Anklage lautete auf Verschwörung zwecks Herbeiführung ungesetzlicher Zusammenrottung von Menschen und Aufwiegelung zu „lärmendem, aufrührerischem und tumultartigem Bruch des Friedens in New Jersey“. Das war eine recht gewichtige Anklage. Wir wurden wieder gegen Kautionsfreigabe entlassen und setzten unsere täglichen Versammlungen sechs Monate lang fort, bis zum Ende des Streiks.

Der Streik war durch Antreibermethoden verursacht und sein Ausbruch noch dadurch beschleunigt worden, daß die Unternehmer versuchten, bei breiten Seidengeweben die Zahl der Webstühle, die ein Weber bedienen mußte, von drei auf vier zu erhöhen. Das Ergebnis wäre eine Erhöhung der Produktion pro Webstuhl und Weber und eine Verminderung der beschäftigten Arbeiter ohne eine Erhöhung der Löhne gewesen. Zusätzliche Forderungen wurden erhoben: Achtstundentag für alle – für Steifseiden- und Bandweber, für Färber, Färbergehilfen und andere; ein Mindestlohn von zwölf Dollar in der Woche für Färbergehilfen; eine Lohnerhöhung von einem Dollar für die Steifseidenweber und Wiedereinführung der Tarife von 1894 für die Bandweber. Eine zusätzliche Forderung war die Aufhebung der Repressalien wegen gewerkschaftlicher Tätigkeit. Schätzungsweise waren 25.000 Arbeiter – Männer, Frauen und Kinder – an diesem Streik beteiligt. Es waren Italiener, Deutsche und andere Nationalitäten, wenn auch nicht in so großer Vielfalt wie in Lawrence. Ein gemeinsames Streikkomitee wurde gebildet und Massenversammlungen in verschiedenen Sälen abgehalten, so wie wir es für gewöhnlich handhabten.

Paterson war eine typische Textilstadt, mit den gleichen armseligen, schäbigen, feuergefährlichen alten Holzhäusern für die Arbeiter und düsteren alten Fabriken am Ufer eines Kanals. Die [213:] Menschen waren ärmlich gekleidet und sahen blaß und unterernährt aus. Aus Lohntüten, die auf verschiedenen Streikversammlungen eingesammelt wurden und im Besitz des Streikkomitees waren, ersah ich folgende Zahlen, die ich in meinen Reden benutzte: Ein sechzehnjähriges Mädchen, 32 Wochen in der Bandweberei von Ramford beschäftigt, erhielt einen durchschnittlichen Wochenlohn von 1,85 Dollar; ein anderes Mädchen, 42 Wochen in demselben Betrieb beschäftigt, durchschnittlich 1,25 Dollar in der Woche; eine Frau, die breite Gewebe herstellte und zwei Webstühle bediente, hatte in 40 Wochen einen durchschnittlichen Wochenlohn von 7,17 Dollar; ein Weber, der einen Webstuhl bediente, hatte in 10 Wochen einen Durchschnittslohn von 10,59 Dollar; ein anderer Weber, der zwei Webstühle bediente, erhielt durchschnittlich 9,48 Dollar in der Woche; ein Färbergehilfe verdiente in 52 Wochen durchschnittlich 10,71 Dollar; 22 Lohntüten verschiedener Arbeiter enthielten im ganzen einen Wochendurchschnittslohn von 6,17 Dollar. Ein kleines Mädchen fertigte in der Fabrik von Ramford 66.528 Yard Band an und erhielt 64,45 Dollar. Ein „Pressekomitee, das die Seidenindustrie von Paterson vertrat“, begann ab 11. März 1913 in der Presse von Paterson eine Reihe von Erklärungen herauszugeben. Aus ihnen ging hervor, daß in der Seidenindustrie 25.000 Arbeiter beschäftigt waren, mit einem Wochenlohn von insgesamt 240.000 Dollar oder einer Million Dollar im Monat. Das klang äußerst eindrucksvoll, kam aber auf durchschnittlich 9,60 Dollar in der Woche oder 38,40 Dollar im Monat heraus. In diesem Durchschnitt waren die hochbezahlten Vorarbeiter, Aufseher, Entwurfszeichner usw. inbegriffen. In derselben Artikelserie brandmarkten die Unternehmer unsere Feststellungen über einen Durchschnittslohn von 10 Dollar für Färbergehilfen als „irreführend, als ein Instrument zum Anstacheln der Leidenschaften, als ungerechtfertigte Kritik an den Fabrikbesitzern“ und ähnliches mehr.

[214:] Nach den Angaben der Unternehmer selbst produzierten die Arbeiter monatlich einen Wert von vier Millionen Dollar, von denen eine Million für Löhne verausgabt wurde. Es war für die Streikenden leicht, den hohen Grad der Ausbeutung zu erkennen: 25.000 Arbeiter produzieren vier Millionen; davon erhalten sie eine Million zurück, und die Unternehmer – im besten Falle ein paar hundert Menschen – erhalten die restlichen drei Millionen. Es gab weder im März noch im April, noch in den folgenden Monaten bis August vier Millionen, weil die Arbeiter, wie wir es ausdrückten, nicht mehr „Hände“ waren, sondern „Köpfe“ wurden. Gichtige, farbbefleckte Hände kamen aus den Färberbotichen, schlanke Frauenhände ließen von den Webstühlen ab, Kinderhändchen hörten auf, die Seide aufzuwickeln, und die Fabriken waren tot.

Den Veröffentlichungen der Unternehmer zufolge war „das ganze Gefüge der Geschäftsinteressen der Stadt und das Staatswesen selbst so stark bedroht, daß man die größten Befürchtungen hegen muß“. Diese Erklärung war darauf berechnet, die Geschäftsleute gegen die Streikenden aufzuhetzen, für gewöhnlich keine so schwere Aufgabe. Ich habe die Notizen einer Rede vor mir, die ich damals hielt und in der ich dieses Problem auf die Weise behandelte, wie sie für unsere Agitation damals typisch war. Ich sagte: „Wie geben die Unternehmer ihren Anteil von drei Millionen aus? Geben sie

ihn in Paterson aus? Veranstatet die Vereinigung der Seidenfabrikanten ihre Bankette hier? Nein, sie speisen im Waldorf-Astoria in New York. Haben sie ihre geräumigen Büros hier? Nein, ihre Adresse lautet New York, 4. Avenue Nr. 354. Kaufen ihre Frauen und Töchter ihre Kleider – seidene und andere –, ihre Pelze, ihren Schmuck und ihre Automobile in Paterson? Gehen sie in Paterson in die Oper? Sind Caruso und Luisa Tetrazzini jemals in Paterson gewesen? Und doch gibt es hier Tausende ihrer Landsleute, die auf das Essen verzichten würden, um sie einmal zu [215:] hören. Bauen die Unternehmer ihre Häuser hier, gehen sie hier zur Kirche oder schicken sie ihre Kinder hier in die Schule? Wie viele Lebensmittel-, Kleidungs-, Schuh- oder Kurzwarengeschäfte, wie viele Drogerien, Fleischerläden, Kohlenhändler, Ärzte oder Zahnärzte könnten sich hier halten, wenn sie nur die Unternehmer als Kundschaft hätten? Wir richten diese einfachen Worte an die Geschäftsleute Patersons: Die Fabrikanten und Aktionäre sind nicht eure Kunden. Die Arbeiter sind es!“

Die Besitzer der beiden Versammlungslokale Turn Hall und Helvetia Hall wurden unter Druck gesetzt. Man drohte, ihnen die Ausschankerlaubnis zu entziehen, wenn sie uns weiter gestatteten, unsere Streikversammlungen bei ihnen abzuhalten. Wir mußten also im Frühjahr ein Haus mit einem großen Grundstück mieten.

Justiz in Jersey

Während des Streiks von 1913 in Paterson wurden die Arbeiter ständig durch die Brutalität der Polizei, durch Verhaftungen und Prozesse bedrängt. Mehr als tausend Streikende wurden verhaftet, darunter alle Führer des Streiks und mehrere zufällige Redner. Die Anklage lautete bei allen auf „ungesetzliche Zusammenrottung“ und „Aufwiegelung zu Tumulten“ – die üblichen Beschuldigungen bei amerikanischen Streiks. Als erster wurde Patrick Quinlan vor Gericht gestellt. Hier beobachteten wir, wie das ganze System der falschen Beschuldigungen sich vor unseren Augen entfaltete. Dutzende von Streikenden sagten aus, Quinlan habe nicht gesprochen, und die 2500 seinerzeit in Turn Hall Versammelten wußten, daß er nicht gesprochen hatte. Nun wurden sie Zeugen unverschämter Mein-eide von einem halben Dutzend Polizisten und Detektiven, die unter Eid „wörtlich wiederholten“, was er gesagt haben sollte. Sie gaben [216:] sogar vor, sich seinerzeit „Notizen“ gemacht zu haben. Wahrlich, eine erbärmliche Bande von Lügner.

Quinlan wurde in den heißesten Streiktagen von einem ausschließlich aus Geschäftsleuten bestehenden Geschworenengericht abgeurteilt. Wir hätten um Vertagung der Gerichtsverhandlung bis nach dem Streik oder um Verlegung des Gerichtsorts kämpfen müssen. Aber leider waren alle angesichts der offensichtlichen Tatsachen überzeugt, daß er freigesprochen werden müsse. Statt dessen wurde er verurteilt, eine Strafe von zwei bis sieben Jahren im Zuchthaus in Trenton zu verbüßen. Er wurde bis zur Berufungsverhandlung gegen Kautions entlassen. Das Oberste Gericht von New Jersey bestätigte seine Verurteilung, und er mußte ins Zuchthaus gehen. Das lehrte uns handgreiflich, was kapitalistische Gesetzlichkeit und Ordnung ist.

Ein anderer Sozialist aus New Jersey, der vor Gericht gestellt und verurteilt wurde, war Alexander Scott, Herausgeber einer sozialistischen Zeitung in New Jersey, des „Issue“ von Passaic. Die gegen ihn erhobene Anklage war eine offensichtliche Verletzung der Pressefreiheit. Er hatte in einem Leitartikel seiner Zeitung die Polizei von Paterson kritisiert. Es hieß in dem Leitartikel unter anderem: „Paterson war einst als eine Stadt der Roten berühmt. Jetzt wurde sie berüchtigt als eine Stadt der Blauen, als Brutstätte von Anarchisten mit Messingknöpfen. Die Anarchisten von der Polizei, unter Führung des Anarchistenchefs Bimson, bekennen sich nicht nur zur Gesetzlosigkeit, sondern üben sie auch aus. Sie verlieren mit den Arbeitern nicht viel Worte – sie schlagen ihnen einfach den Schädel ein. Ihnen geht Macht vor Recht. Sie schwingen ihren mächtigen Knüppel in der rechten Hand, und wenn es dir nicht gefällt, dann scher dich gefälligst fort aus ,Paterson. Das ist Anarchismus schlimmster Sorte.“ Für diese Protestworte gegen die Brutalität der Polizei wurde er unter Berufung auf das Gesetz für kriminelle Anarchie im Staat New Jersey wegen Veröffentlichung von Material „mit [217:] der Absicht, Feindschaft oder Opposition gegen alle und jede Regierung sowie den Sturz oder die Vernichtung jedweder Regierung zu schüren, zu fördern oder zu entfachen“, vor Gericht gestellt.

Auch Scott wurde von einem kleinen Geschworenengericht von Geschäftsleuten schuldig gesprochen und verurteilt, eine Strafe von einem bis fünfzehn Jahren im Zuchthaus in Trenton zu verbüßen. Aus beiden Gerichtsverhandlungen ging klar hervor, daß keiner, der während des Streiks zu den Arbeitern hielt, in Paterson ein gerechtes Verfahren zu erwarten hatte. Große Schwurgerichte und Geschworenengerichte wurden mit Vorbedacht zusammengestellt und mit Männern besetzt, die mit der Seidenindustrie verbunden waren.

Nach einer weiteren Gerichtsverhandlung gegen einen anderen auswärtigen Redner, Frederick Sumner Boyd, einen Sozialisten und IWW-Kollegen aus New York, beantragten unsere Anwälte beim Obersten Gericht von New Jersey für die Verhandlung gegen Tresca, Haywood und mich ein „auswärtiges Geschworenengericht“, wie die Bezeichnung in New Jersey lautet. Statt den Gerichtsort in einen anderen Bezirk zu verlegen, was gleichbedeutend mit der Verlegung der gesamten Gerichtsverhandlung ist, werden die Geschworenen aus der Geschworenenliste eines anderen Bezirks gewählt. Richter Minturn vom Obersten Gericht gab unserem Antrag statt. Die Verhandlungen gegen Tresca und mich fanden unter diesen veränderten Umständen statt, und in beiden Fällen wurden sich die Geschworenen nicht einig. In einer weiteren Gerichtsverhandlung im Jahre 1915 wurden wir beide von Geschworenengerichten des Bezirkes Hudson freigesprochen. Quinlan wurde im Dezember 1916 aus der Haft entlassen.

Big Bill Haywood verbrachte so viel Zeit, wie er nur konnte, in Paterson. Gleichzeitig war ein großer Streik der IWW in Akron (Ohio) im Gange, und er pendelte zwischen diesen beiden Orten [218:] hin und her. Er wurde mehrere Male in Paterson verhaftet. Ebenso wie in Lawrence wurde er von den Streikenden aller Nationalitäten vergöttert. Polizeichef Bimson, der wie ein dummes Walroß mit Schnurrbart aussah, verstand Haywood und mich nicht. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Warum gebt ihr beide euch bloß mit all diesen Ausländern ab?“ Einmal, als Bill Haywood wieder verhaftet worden war, traf er John Reed im Gefängnis. „Jack“, wie ihn jedermann nannte, war damals ein junger Journalist, der vor nicht langer Zeit sein Universitätsstudium in Harvard abgeschlossen hatte. Er war gekommen, um für das „Metropolitan Magazine“, zu dessen Herausgebern Theodore Roosevelt gehörte, Berichte über den Streik zu schreiben. Die Polizei war an jenem Tag besonders brutal. Polizisten schlugen auf Streikposten und Unbeteiligte ein. Reed erhielt von einem Polizisten den Befehl, weiterzugehen. Er ging in den Vorgarten eines Hauses und fragte eine Frau, die auf der Veranda stand, ob er dort bleiben dürfe. „Ja“, antwortete sie. Der wütende Polizist verhaftete ihn daraufhin.

Als Reed im Gefängnis landete, das von Streikenden wimmelte, kannte ihn niemand, und sie betrachteten den gutaussehenden großen Amerikaner recht mißtrauisch, bis Haywood eingeliefert wurde und seine Identität bestätigte. Die Streikenden freuten sich, ihn zu den ihrigen rechnen zu dürfen. Sie teilten mit ihm das Essen und die Tabakwaren, die ihnen ihre Frauen gebracht hatten, und er wurde von nun ab ein aktiver Teilnehmer, nicht nur am Streik, sondern am Klassenkampf überhaupt. Er schrieb im „Metropolitan Magazine“ einen beißenden Artikel über das Gefängnis, dem er die Überschrift „Chef Bimsons Hotel“ gab. Er lehrte die Streikenden, Lieder von der Französischen Revolution zu singen. Er war auch der Verfasser unseres berühmten „Stegreifspiels“, von dem ich noch berichten werde.

Eine der Verhaftungen Haywoods wirkte wie eine rechte Komödie. Er war auf dem Wege zum Baseballplatz, wo er sprechen [219:] wollte, als die Polizei eingriff. Die Menschenmenge schrie: „Auf nach Haledon!“, und mit Bill an der Spitze machten sich alle auf den Weg nach dem benachbarten Haledon, dieser kleinen sozialistischen Oase der Redefreiheit in einer Wüste des Polizeiterrors. Aber schon war ein Polizeiwagen zur Stelle, und Haywood wurde verhaftet. Ein schnelles juristisches Eingreifen – Berufung auf die Unverletzlichkeit der Person, soviel ich mich erinnern kann – brachte diese Angelegenheit vor Richter Minturn vom Obersten Gericht. Haywood machte dem Richter klar, daß er einmal verhaftet worden sei, weil er nach Paterson gekommen war, und diesmal sei er verhaftet worden, weil er versucht habe, Paterson zu verlassen. Der Polizist beschwerte sich, daß „ihm eine große Menschenmenge gefolgt sei“. Der Richter sagte: „Menschenmengen laufen hinter vielen bekannten Menschen her. Werden solche Menschen darum verhaftet? Menschenmengen laufen auch hinter einem Zirkus

her. Verhaftet man darum die Zirkusleute?“ Er wies den Fall zurück – eine der wenigen Gesten zu unseren Gunsten in Paterson. Haywood wurde dort niemals wieder vor Gericht gestellt.

Das Problem der Sabotage

Während des Streiks der Seidenweber von 1913 in Paterson wurden die IWW wieder, wie damals in Lawrence, von freiwilligen Rednern geplagt, die auf die Rednertribüne stiegen und über die wir keine Kontrolle ausüben konnten. Wenn der Schaden einmal geschehen war, mußten die IWW die Schuld auf sich nehmen und fühlten sich verpflichtet, diese peinlichen Freunde des Streiks zu verteidigen. So geschah es auch im Falle Frederick Sumner Boyds, eines Sozialisten und IWW-Kollegen aus New York. Das Problem, das er mit seiner Rede [220:] in den Streik hineintrug, lautete „Sabotage“. Er hatte verschiedene Reden gehalten, darunter auch eine mit einem heftigen Angriff auf die amerikanische Fahne, und das auch noch mit seinem ausgesprochen englischen Akzent. Den Streikenden hatte das nicht gefallen, und andere Redner hatten berichtigen müssen. Aber die Rede über die Sabotage der Seidenfabrikation verursachte seine Verhaftung unter Anklage der „Aufwiegelung zur Zerstörung von Werten“. Seiner Berufung an das Oberste Gericht des Staates New Jersey wurde nicht stattgegeben, und er wurde mit einer Strafe von zwei bis sieben Jahren in das Zuchthaus von Trenton eingeliefert. Dort unterschrieb er ein Gnadengesuch und verpflichtete sich, künftig auf die Propagierung von Sabotage und allen „anderen aufrührerischen Ideen“ zu verzichten. Er wurde aus der Haft entlassen und verschwand aus der Arbeiterbewegung. Ob er lediglich ein unverantwortlicher Extremist oder ein Provokateur war, ist schwer zu sagen.

Die Sozialistische Partei rückte schon zu Anfang von ihm und seinen Reden ab. Das Streikkomitee hatte eine lange Diskussion, ob derartige Reden erlaubt werden sollten. Aber bei den IWW hatten wir eine sehr großzügige Auffassung von der Redefreiheit, und da wir nicht der Meinung waren, daß er tatsächlich ein Gesetz verletzt habe, fühlten wir uns verpflichtet, zu ihm zu halten. Um ihn zu verteidigen, hielt ich eine Rede zum Thema „Sabotage“, die von den IWW 1915 als Broschüre veröffentlicht, 1917 aber auf meinen Wunsch und auf Beschluß des Zentralen Exekutivkomitees zurückgezogen wurde. Nach ein paar Jahren war ich mit vielem von dem, was ich damals über die Vorzüge der Propagierung von Sabotage gesagt hatte, nicht mehr einverstanden. Es machte mir große Sorge, daß die Broschüre in verschiedenen Prozessen gegen die IWW von der Staatsanwaltschaft als sogenanntes „Beweismaterial“ mit Erfolg benutzt wurde. Das sah ich zum Beispiel 1917 in Seattle (Washington). [221:] Immer wieder ist diese Broschüre wie ein falscher Pfennig hier und da aufgetaucht, sogar bei der Verhandlung vor dem Ausschuß zur Kontrolle aufrührerischer Betätigung im Juli 1952, wo ich als Zeuge zur Verteidigung der Kommunistischen Partei auftrat. Dort war sie gewiß im höchsten Grade belanglos, da die Kommunistische Partei noch nicht bestand, als die Broschüre geschrieben wurde, und ich mich außerdem schon seit langem von ihr losgesagt hatte. Die IWW hatten sie aus dem Vertrieb gezogen, bevor die Kommunistische Partei geboren wurde. Aber bei einer Hexenjagd hilft jedes bißchen, selbst eine zerfetzte alte Broschüre, die ein Schnüffler in irgendeinem zweitranigen Antiquariat vierzig Jahre nach ihrer Veröffentlichung ausgegraben hat.

Viele von den Verfahren, die ich in dieser Broschüre erwähnte, hatten mit „Sabotage“ überhaupt nichts zu tun. Es waren vielmehr die alten Methoden, die seit jeher in der Arbeiterklasse üblich waren – zum Beispiel das schottische System des „ca' canny“ oder langsamen Arbeitens. Eine andere Methode war die des „offenen Mundes“ der Angestellten in Gastwirtschaften, Geschäften usw., die den Kunden wahrheitsgemäß über die Qualität der Lebensmittel und sonstigen Waren Auskunft gaben. Bei den Eisenbahnern gab es die Methode, „sich genau an das Vorschriftenbuch zu halten“, das dazu ausgearbeitet worden war, die Eisenbahngesellschaften vor Schadenersatzklagen zu schützen, indem für jeden Unfall die Arbeiter verantwortlich gemacht wurden. Niemals war es von den Gesellschaften dazu bestimmt gewesen, wörtlich eingehalten zu werden, denn daraus wäre ein Chaos entstanden. So benutzten europäische Arbeiter zuweilen diese Vorschriften als eine Methode des Streiks am Arbeitsplatz. Als vor ein paar Jahren Michael Quill, der Vorsitzende des Transportarbeiterverbandes in New York, der Eisenbahngesellschaft mit der genauen Einhaltung des Vorschriftenbuches drohte, wurde er beschuldigt, meine völlig in [222:] Vergessenheit geratene Broschüre gelesen zu haben, von der er

zweifellos nie etwas gehört hatte. Nur wenige Exemplare gibt es heute noch davon, und die meisten liegen in den Polizeiarchiven.

Die Debatte über die Ratschläge, die Boyd den Färbern gegeben hatte, nämlich beim Färben der Seide bestimmte Chemikalien zu benutzen, ergab einige sehr interessante Enthüllungen der Arbeiter über die Verfälschung der Farbmittel durch die Unternehmer, die sich tatsächlich dieser Chemikalien bedienten. Die Sabotage der Seidenproduktion war in der Tat eine übliche Praxis bei den Unternehmern. Die altmodische Seide vergangener Jahre war rein, und wenn sie gefärbt und gewebt wurde, war sie haltbar und überdauerte mehrere Generationen. Aber 1912 stellten wir in Paterson fest, daß die Seide von den Kokons abgewickelt, in Lagen gelegt und gefärbt wurde, nachdem man durch ein besonderes Verfahren ihr Gewicht erhöht hatte. Dieses Geschäft nannte man recht bildhaft „mit Dynamit laden“ – die Seide mit Zinn-, Zink- und Bleichemikalien schwerer machen.

Ein Pfund reine Seide wurde durch dieses Verfahren zwischen drei und fünfzehn Pfund schwer. In den Zeitschriften der Vereinigung der Seidenfabrikanten fanden wir Ratschläge für Färbermeister zur Anwendung von Salzen, um das Gewicht der Seide zu erhöhen. Als zu der Zeit gerade eine Seidenfabrik in Paterson, Ashley und Bailey, versteigert werden sollte, hob man in den Inseraten besonders ihre hervorragende Einrichtung zur Seidenbeschwerung hervor. Unser Bericht erklärte dem Publikum, warum die modernen Seidenstoffe so leicht brachen. Zu unseren „Sabotage“-vorschlägen gehörte es, den Arbeitern zu raten, die zusätzlichen Chemikalien durch den Ausguß zu jagen und die schöne Seide Pfund für Pfund rein und haltbar zu färben. Das war ein besserer Ratschlag als der Boyds. Ich glaube aber, weder der eine noch der andere wurde befolgt. Professor Brissenden führt in seiner Geschichte der IWW ganz richtig [223:] aus, daß diese Taktik wohl in den *Worten*, nicht aber in den Taten der IWW eine Rolle spielte.

Es gab in dieser Periode eine wahre Welle der Befürwortung von Sabotage. Ihr Ursprung lag bei der syndikalistischen C.G.T. in Frankreich. In Europa erschienen Bücher und Broschüren, und einige davon wurden hier übersetzt. Sabotage war das Thema heißer Diskussionen auf dem Parteitag der Sozialistischen Partei in Indianapolis im Mai 1912. Dem Statut der Partei wurde ein Zusatzartikel beigefügt, der jeden, „der sich der politischen Aktion widersetzt oder Verbrechen, Sabotage oder andere Gewaltmethoden propagiert“, von der Mitgliedschaft ausschloß. Dieser Zusatz wurde mit einer großen Stimmenmehrheit angenommen. Er diente dann zur Grundlage, um William D. Haywood aus dem Nationalen Exekutivkomitee der Sozialistischen Partei auszuschließen. Der Wortlaut dieser Abänderung zu Artikel 2, Absatz 6 des Statuts der Sozialistischen Partei war ein Vorläufer einer ganzen Anzahl von Gesetzen gegen kriminellen Syndikalismus, die später in vielen Bundesstaaten erlassen wurden. Er erweiterte den Abgrund zwischen den IWW und der Sozialistischen Partei. Er zwang uns, die „Sabotage“ so wie wir sie verstanden, weit ausführlicher zu erklären, als wir es sonst getan hätten, und war die Ursache vieler Angriffe auf die IWW.

Dieses leichtfertige Gerede über Sabotage ebnete den Weg für die übelsten Beschuldigungen gegen die IWW, wie zum Beispiel die Beschuldigung, in Kalifornien Waldbrände verursacht zu haben. Die Haltlosigkeit dieser Beschuldigung mußte während der Syndikalistensprozesse durch Vorlage der offiziellen Branddokumente des Staates Kalifornien bewiesen werden. Es war eine Form der linksradikalen Kinderkrankheit in großem Stil und bestand im großen und ganzen aus „viel Geschrei und nichts dahinter“. Wir begriffen mit der Zeit, daß die Arbeiter die Klassenaktion brauchen und nicht unkontrollierte Aktionen einzelner.

[224:]

Das Leben eines Streiks

Das Leben eines Streiks hängt von einer ununterbrochenen Aktivität ab. In Paterson wie bei allen anderen Streiks der IWW gab es ständig Massenstreikposten, täglich Massenversammlungen, Kinderversammlungen, Kindertransporte nach New York und in die Städte von New Jersey und unsere einzigartigen Sonntagszusammenkünfte. Diese wurden am Nachmittag in der kleinen Stadt Haledon unmittelbar jenseits der Stadtgrenze Patersons abgehalten. Der Bürgermeister von Haledon war ein

Sozialist, der uns gern sah. Einer der Streikenden wohnte dort mit seiner Familie in einem zweistöckigen Haus. Im zweiten Stockwerk war ein Balkon nach der Straße, und gegenüber lag eine große grüne Wiese. So hatten wir gleich eine Tribüne und ein Freilichttheater. Sonntag für Sonntag sprachen wir bei immer wärmer werdendem Wetter hier vor riesenhaften Menschenmengen, vor Tausenden und aber Tausenden – es kamen Streikende mit ihren Familien, Arbeiter aus anderen Industrien Patersons, Menschen aus nahegelegenen Städten des Staates New Jersey, Gewerkschaftsdelegationen aus New York, Studenten und andere. Aus dem ganzen Lande und auch aus dem Ausland kamen Gäste. Menschen, die an diesen Versammlungen in Haledon teilgenommen hatten, vergaßen sie nie.

Trotz der unerquicklichen Episode mit Boyds Rede gegen die Fahne war der Versuch, die Arbeiter mit Hilfe der amerikanischen Farben wieder an die Arbeit zu locken, ein völliger Mißerfolg. Die Unternehmer zogen Fahnen über jedem Fabriktor auf und forderten in einem Plakat alle patriotischen Arbeiter auf, wieder an die Arbeit zu gehen. Wir wiesen darauf hin, daß einige der Fahnen alt, ausgefranst und von Wind und Wetter gebleicht waren, und meinten, die Unternehmer sollten wenigstens patriotisch genug sein, neue Fahnen herauszuhängen, zumal doch die Fahnenseide hier in Paterson hergestellt werde. [225:] Nun erschienen die Arbeiter jeder mit einer kleinen Fahne am Rock und einem Plakat, auf dem zu lesen war: „*Wir webten die Fahne, wir färbten die Fahne, wir leben unter der Fahne, aber wir leisten keine Streikbrecherdienste unter der Fahne!*“

Zu einer ergreifenden Szene kam es auf einer unserer Kinderversammlungen. Ich erzählte in einfachen Worten vom Leben der Seidenarbeiter – warum die Eltern streiken mußten. Ich sprach davon, wie wenig man ihnen, die die schöne Seide webten, zahlte, ebenso wie den Arbeitern von Lawrence, die den feinen warmen Wollstoff herstellten. Dabei könnten die Textilarbeiter weder Wolle noch Seide tragen, während die reichen Leute beides trugen. Ich fragte: „Tragt ihr Seide?“ Sie antworteten laut im Chor: „Nein!“ Ich fragte: „Trägt eure Mutter Seide?“ Wieder ertönte als Antwort ein lautes „Nein!“, bis auf eine Kinderstimme, die dazwischensprach. Der Kleine sagte: „Meine Mutter hat ein Seidenkleid. Mein Vater hat das Stück verdorben und mußte es nach Hause bringen.“ Der Arbeiter mußte das Stück bezahlen, das er verdorben hatte, und nur so konnte seine Frau zu einem Seidenkleid kommen!

Auch eine Frauenversammlung veranstalteten wir in Paterson, auf der Haywood, Tresca und ich sprachen. Als ich den Frauen in ihren schäbigen Baumwollkleidern diese Geschichte erzählte, erhob sich ein zustimmendes Gemurmel, eine Bestätigung dafür, daß das Kind die Wahrheit gesagt hatte – wenn sie außerhalb der Fabrik jemals Seide zu sehen bekamen, dann war es verdorbene Ware. Tresca machte einige Bemerkungen über kürzere Arbeitszeit, daß die Menschen dann weniger müde wären und mehr Zeit für einander hätten. Scherzhaft fügte er hinzu: „Und mehr Kinder.“ Die Frauen sahen nicht gerade sehr erfreut aus. Als ihn aber Haywood unterbrach und sagte: „Nein, Carlo, wir sind für Geburtenkontrolle – nur ein paar Kinder, aber gut versorgt!“, brachen sie in Lachen und Beifall aus. Sie waren gern bereit, die Kinder in andere Städte zu schicken, und durch [226:] die Ereignisse in Lawrence gewitzt, griff die Polizei diesmal nicht ein.

Ich hatte ein recht außergewöhnliches Erlebnis während des Streiks in Paterson. Ich blieb oft über Nacht dort, meist in der Wohnung von A. Lessig, einem der örtlichen Führer des Streiks (der bei einem späteren Streik beschuldigt wurde, ein Agent der Unternehmer zu sein). Eines Morgens saßen Mrs. Lessig und ich beim Frühstück, als die Türklingel ging. Ein junger Mann mit hochgeschlagenem Kragen stand vor der Tür. Er fragte Mrs. Lessig nach Miss Flynn, die, soviel er wisse, bei ihr wohne. Sie war erst etwas mißtrauisch, weil sie glaubte, er könnte von der Polizei sein, und fragte ihn: „Wer sind Sie?“ Er schlug den Rockkragen zurück, und sie stellte zu ihrer Verwunderung fest, daß er ein Priester war. Sie bat ihn also, näher zu treten. Er sagte mir, er habe sich über den Streik ernste Gedanken gemacht. Als er nun von einem Streikenden aus seiner Gemeinde hörte, ich sei hier, nur ein paar Häuser von der Kirche entfernt, habe er beschlossen, herzukommen und mit mir zu sprechen. Er wisse, daß die Menschen in seiner Gemeinde sehr arm seien, daß sie schwer unter dem Streik zu leiden hätten, aber er glaube, daß ihre Forderungen gerechtfertigt seien.

Vor allem lag ihm daran, etwas über die IWW zu erfahren. Waren wir wirklich so schlecht, wie es die Zeitungen behaupteten? Wollten wir wirklich den Arbeitern von Paterson helfen? Er sah, daß uns

die Menschen liebten, und das hatte ihn beeindruckt. Wir hatten eine interessante Unterhaltung – es war offensichtlich, daß er die Wahrheit suchte und daß seine Sympathie auf seiten der Arbeiter war. Ich hörte später, er habe seinen Schäflein geraten, zu ihrer Gewerkschaft zu halten, keine Streikbrecherdienste zu leisten und zum Erfolg des Streiks beizutragen, was einige von ihnen sehr in Erstaunen setzte. Aber der Mann, der ihn zu mir geschickt hatte, und auch ich haben ihn nie verraten.

[227:] Ebenso wie in Lawrence versuchte John Golden von den Vereinigten Textilarbeitern bei der AFL auch hier wieder, in den Streik einzugreifen. Seine Gewerkschaft mietete das Zeughaus (das wir natürlich nie bekommen konnten) und rief alle Textilarbeiter auf, zu kommen und sich die Wahrheit über die IWW anzuhören. Wir sorgten dafür, daß der Saal voll wurde, und er war es auch, fünftausend Arbeiter im Saal und noch einmal soviel draußen. Jeder Streikende brachte sein Mitgliedsbuch der IWW zur Versammlung. Als Mrs. Sarah Conboy die IWW wütend angriff, sprang ein örtlicher IWW-Funktionär, Ewald Koettgen, auf die Bühne und fragte: „Bekommen wir Vertreter der IWW Gelegenheit, auf diese Bemerkungen zu antworten?“ Die Frau griff erschrocken nach der amerikanischen Fahne und hüllte sich in sie ein. Der Vorsitzende schlug mit dem Hammer auf den Tisch. Die Seitentüren öffneten sich, und Polizei kam in den Saal. Koettgen zog seine IWW-Karte hervor, schwenkte sie in der Luft und sagte: „Wenn wir nicht sprechen dürfen, gehen wir nach Hause!“ Die Antwort darauf war ein Meer roter Karten. Die Zuhörer standen samt und sonders auf und verließen den Saal. Die Funktionäre der AFL, die gekommen waren, um die IWW zu zerschlagen, blieben in ihrem leeren Saal mit der Polizei zurück. Die Streikenden marschierten zu ihren eigenen Lokalen, die wir damals noch hatten, und veranstalteten ihre eigenen Versammlungen. Bill Haywood erzählte, Mrs. Conboy sei so wütend gewesen, daß sie gedroht habe, ihm sein übriggebliebenes Auge auszukratzen. Die Streikenden brüllten vor Lachen. Lachen ist ein gutes Kräftigungsmittel und ein Sicherheitsventil bei einem Streik.

Unsere Kräfte waren nicht eben zahlreich. Wir sprachen abends an anderen Orten, um Geld aufzubringen. Ich fuhr in das Steinkohlengebiet, um vor den Mädchen einer örtlichen Seidenfabrik zu sprechen, die für Paterson arbeitete. Die Bergarbeitergewerkschaft stellte uns ihren Versammlungsraum zur Verfügung, und [228:] ihre Funktionäre sprachen mit uns. Viele der Mädchen waren Töchter von Bergarbeitern, und so gelang es uns, in diesen abgelegenen Gebieten alle für Paterson bestimmte Arbeit stillzulegen. Wir arbeiteten schwer, Tag und Nacht, um den Streik in Bewegung und am Leben zu halten.

Das Stegreifspiel

Als sich aber der Seidenweberstreik in Paterson durch die Sommermonate des Jahres 1913 hinzuziehen begann, fiel es der Leitung der IWW immer schwerer, die sinkende Stimmung und das schwindende Interesse der Streikenden wiederaufzufrischen. Viele suchten anderweitig Arbeit. Obwohl wir stets für kurze Streiks eintraten, stellten wir fest, daß es nicht immer leicht war, einen Kampf zu beenden. Einige der beteiligten Sozialisten traten für eine Einzelregelung in jedem Betrieb ein; wir wandten uns aufs heftigste dagegen. Zwei Arbeiter, beide Italiener, waren getötet und Hunderte geschlagen und verhaftet worden. Einer der Toten war ein Streikender, der in der Streikpostenkette erschossen worden war. Ein anderer war ein Arbeiter aus Paterson, der nichts mit dem Streik zu tun gehabt hatte. Er hatte gegenüber einer der Färbereien gewohnt. Eines Nachmittags saß er nach der Arbeit mit seinem kleinen Kind im Arm auf der Vortreppe. Gerade kamen Streikbrecher unter dem Schutz von Hilfspolizisten aus dem Werk. Die Streikposten begannen, die Streikbrecher auszupfeifen und zu verspotten. Daraufhin zogen die Hilfspolizisten die Waffen und schossen. Der Mann auf der Treppe nahm sein Kind und wollte ins Haus gehen, da erhielt er einen Schuß in den Rücken. Seine Frau konnte gerade noch das Kind ergreifen, bevor der Mann zu ihren Füßen niedersank und starb. Die Streikenden sangen ein [229:] Klagelied zum Andenken an diese beiden Arbeiter, die als Märtyrer starben: „Madonna und Valentino gaben ihr Leben für dich!“

Wie immer bei Streiks der IWW veranstalteten wir ein großes Begräbnis, und wie immer glänzte die Polizei durch Abwesenheit. Ich erinnere mich, daß ich mit einer Abordnung von Streikenden die Witwe des in der Nähe der Färberei Ermordeten aufsuchte, um zu fragen, ob wir ihren Mann von der

Gewerkschaft aus beerdigen dürften. Sie lag im Bett und erwartete die Geburt eines zweiten Kindes. Hinter einem Wandschirm stand der Sarg ihres toten Mannes, parallel zum Bett. Der Priester kam, während wir noch da waren, aber er hatte gegen unsere Bitte nichts einzuwenden. Die Witwe des Ermordeten war eine einfache, leidgebeugte Frau, die ihre Sympathie mit den Streikenden bekundete, von denen viele ihre Nachbarn waren. Sie wußte genau, wer die wahren Schuldigen waren – die Unternehmerknechte, die ihren Mann ermordet hatten. Es war ein tragisches Beispiel für die Gewaltanwendung der Unternehmer im Klassenkampf – ein Arbeiter tot, eine Frau verwitwet, zwei Kinder, eines davon noch ungeboren, verwaist –, eine Geschichte, die ich nur zu oft erlebt habe.

Etwa um diese Zeit schlug ein Freund aus New York vor, daß man ein Stegreifstück aufführen könnte, in dem die Streikenden selbst die wichtigsten Episoden des Streiks darstellen sollten. Die ganze Sache wurde von John Reed mit Hilfe einer Künstlergruppe aus New York und einiger Bühnenleute aufgezogen. Wir führten das Stück im alten Madison Square Garden auf, und zwölfhundert Streikende waren an diesem gewaltigen Unternehmen beteiligt. Um es anzukünden, leuchteten Nacht für Nacht die Buchstaben IWW in rotem Licht auf dem Turm des Madison Square Garden unter der Statue der Diana. Es war eine einzigartige Form proletarischer Kunst. Niemals hatte es etwas Ähnliches in der amerikanischen Arbeiterbewegung [230:] gegeben. Und soviel ich weiß, hat es das auch nicht wieder gegeben, bis vor kurzem der Film „Salz der Erde“ gedreht wurde, in dem amerikanische Bergarbeiter mexikanischer Herkunft und ihre Familien darstellten, was sich tatsächlich während ihres Streiks abspielte.

Bei diesem Stegreifspiel schloß ein Vorhang mit der Abbildung einer Seidenfabrik die Bühne ab. Der Gang zwischen den Sitzreihen diente als Straße. In der ersten Szene brach der Lärm in der Fabrik plötzlich ab, der Ruf „Streik! Streik!“ ertönte, und die Arbeiter strömten aus der Fabrik. Die zweite Szene zeigte eine starke Streikpostenkette, die die Fabrik umringte – Gesang, Rufe, Begeisterung. Die Polizei (höchst widerwillig von Streikenden dargestellt) schlug auf die streikenden Arbeiter ein und verhaftete sie zu Dutzenden. Die Streikenden wehrten sich, die Polizei schoß in ihre Reihen, und ein Arbeiter blieb „tot“ auf der Straße liegen. Szene drei war das Begräbnis mit einer Massenbeteiligung. Der Sarg wurde den Mittelgang entlanggetragen, die Mitglieder der Streikleitung marschierten dahinter, und ihnen folgte der Aufmarsch der Streikenden. Sie sangen den „Trauermarsch“, den sie von Reed gelernt hatten. Auf der Bühne wurden rote Nelken hoch über dem Sarg aufgeschichtet, so wie es in Paterson auf dem Friedhof tatsächlich geschehen war. Die Reden, die wir am Grabe gehalten hatten, wurden hier von Bill Haywood, Carlo Tresca und mir wiederholt. Das zahlreiche Publikum war tief ergriffen.

In der vierten Szene wurde gezeigt, wie die Kinder von Paterson ihre Eltern verließen, um bis zur Beendigung des Streiks zu Freunden und Sympathisierenden in anderen Städten zu fahren. Die Kinder sahen aufgeregt dem Abenteuer entgegen, die Eltern traurig, aber entschlossen und bereit, sich von den Kindern zu trennen, weil sie wußten, daß sie bei ihren Adoptivfamilien Liebe, gutes Essen, Kleidung und Sicherheit finden würden. Die fünfte Szene war eine Streikversammlung in Paterson in der [231:] Turn Hall, unserem größten Saal. Die Streikenden kamen den Mittelgang entlang zur Versammlung und drängten sich, mit dem Rücken zu den Zuschauern, die dadurch ein Teil der Versammlung wurden, um die Rednertribüne, die auf der Bühne errichtet worden war. Haywood sprach vor dieser gewaltigen Versammlung über die Ursachen und die Geschichte des Streiks und legte dar, wofür die Seidenarbeiter von Paterson kämpften. Das Stück endete mit dem Gesang der „Internationale“, in den alle einstimmten.

Das „Stegreifspiel“ wurde in New York als eine großartige Aufführung und als eine neue Form der Kunst stürmisch begrüßt. Aber in Paterson waren die Auswirkungen nicht so positiv. Über tausend unserer besten Streikenden wurden aus der Streikarbeit gezogen und mußten sich auf das Stück konzentrieren. Das wirkte sich ungünstig auf unsere wirklichen Streikpostenketten und Versammlungen aus. Es entstanden Neid und Streitigkeiten darum, wer nach New York gehen sollte.

Unser Geld ging auf die Neige, und die Streikenden erwarteten viel von dem finanziellen Erfolg unseres Stegreifspiels. Die Ausgaben dafür waren natürlich enorm, die endgültige Einnahme aber

sehr mager. Die Tatsache, daß ein New-Yorker Komitee die Sache organisiert hatte, wurde von der Lokalpresse ausgenutzt, um Mißtrauen und Kritiken heraufzubeschwören. Die Zeitungen in Paterson beschuldigten die Streikleitung und das Komitee, sie hätten große Summen eingenommen und in die eigene Tasche gesteckt. Das wirkte sich katastrophal auf die Solidarität in den letzten Tagen eines verlorenen Streiks aus. Diejenigen von uns, die bis zum bitteren Ende die Stellung in Paterson halten mußten, hatten nicht mehr viel Begeisterung für das Stegreifspiel übrig. Leider erkrankte Bill Haywood schwer und wurde von einem Freund nach Europa eingeladen. John Reed, Zeitungskorrespondent und Organisator des Stegreifspiels, erhielt den Auftrag, nach Mexiko zu fahren. Von dort aus [232:] fuhr er weiter nach Europa. Aber all das wurde von der kapitalistischen Presse in Paterson ausgiebig ausgenutzt. Diese Reisen nach Europa schienen den Streikenden recht merkwürdig, zumal ihre Zweifel und ihr Mißtrauen durch die Tageszeitungen entfacht waren. Das waren schwere Bedingungen, um einen Streik zu Ende zu führen und eine Gewerkschaft zu retten.

Redefreiheit in New Jersey

Als 1913 der Seidenweberstreik von Paterson endete, machten viele Ortschaften und Städte des Staates New Jersey entschlossene Anstrengungen, um bekannte Organisatoren der IWW am Sprechen zu hindern. Ich war mit den Verteidigungskampagnen für Quinlan und Boyd beschäftigt, die während des Streiks verurteilt worden waren. Andere von uns standen noch unter Anklage und konnten jeden Augenblick vor Gericht gerufen werden. Das Urteil gegen den sozialistischen Lokalredakteur Scott wurde vom Obersten Gericht des Bundesstaates New Jersey rückgängig gemacht. Das ermutigte uns, für die Niederschlagung aller Prozesse zu kämpfen. Meine vielen Redeverpflichtungen in New Jersey brachten mich in direkte Berührung mit einer ganzen Reihe von Unterdrückungsmaßnahmen. In Trenton sollte ich im Freien sprechen, an der Ecke Broad Street und Front Street. Aber ich verlor die Schlacht gegen den Polizeichef Cleary, weil ich krank wurde und nicht sprechen konnte. (Ich litt stark unter chronischer Bronchitis nach den ungeheuren Anstrengungen und dem ständigen Sprechen während des Streiks.) Das ging mir gewaltig gegen den Strich, weil am Ort die Zentrale Arbeiterunion beschuldigt wurde, der treibende Faktor hinter diesem Polizeiverbot zu sein. Bischof McFaul aus Trenton lobte den Polizeichef und griff Quinlan und mich an. [233:] Unser größtes Verbrechen schienen in seinen Augen unsere „irischen Namen“ zu sein.

In Jersey City dagegen, wo Frank Hague damals ein aufsteigender Politiker und Kommissar für öffentliche Sicherheit war, hatte ich mehr Erfolg. Er kündigte an, daß mir nicht gestattet werden würde, in einem Saal oder an irgendeinem öffentlichen Ort in Jersey City zu sprechen. Aber ich sprach trotzdem, ebenso wie der CIO viele Jahre später schließlich auch sprach, obwohl Hague, der mittlerweile Bürgermeister von Jersey City geworden und wegen seiner Zarenallüren berüchtigt war, wieder eine ähnliche Verfügung gegen die Versammlungsfreiheit erlassen hatte. Das Volksinstitut, das jeden Sonntag ein öffentliches Forum in der Dickerson-Oberschule veranstaltete, lud mich 1914 ein, dort zu sprechen. Das Schulamt verweigerte in einer stürmischen Sitzung, die bis nach Mitternacht des 16. Januars 1914 dauerte, dem Forum die Benutzung der Schule für diese Versammlung. Eines der weiblichen Mitglieder, Miss Cornelia Bradford, protestierte gegen den Beschluß und berief sich dabei auf die Redefreiheit. Sie hatte Giovannittis Gedichte gelesen, von denen sie sagte, sie seien „zart und schön“. Die Funktionäre des Volksinstituts waren entschlossene Menschen. Nachdem sie vom Geschäftsleiter des Orpheum-Theaters abgewiesen worden waren, erhielten sie schließlich das Monticello-Theater. Kein uniformierter Polizeibeamter ließ sich sehen, nur Kriminalpolizei in Zivil erschien, um dafür zu sorgen, „daß Miss Flynn nicht etwas sagte, was die Zuhörer zu Gewaltakten aufstacheln könnte“, wie es im „Hudson Dispatch“ vom 19. Januar 1914 hieß. Die Zeitung fügte hinzu: „In ihrer Rede war nichts enthalten, was Anstoß hätte erregen können.“ Eine energische Protestresolution gegen die Handlungsweise des Schulamtes wurde später vom „Forum des heiligen Kreuzes“ in Jersey City (einer protestantisch-episkopalischen Organisation) angenommen.

[234:] In New York wurde am 29. Januar 1914 einem Verteidigungskomitee für Paterson die Benutzung der Cooper Union verweigert, und die Versammlung mußte in der Arlington Hall stattfinden. Mrs. J. Sargent Cram, eine Enkeltochter Peter Coopers, protestierte heftig gegen diese Entscheidung des Direktionskomitees der Cooper Union. Sie kaufte später, als weitere Protestaktion, ein Grundstück

an der Ecke der 110. Straße und der 5. Avenue und ließ das „Friedenshaus“ bauen. Es hieß, die Direktoren der Cooper Union hätten gesagt, weder Haywood noch irgendein anderer Redner der IWW dürfe auf der Rednertribüne der Cooper Union erscheinen.

Inzwischen gingen diejenigen von uns, die in New York lebten, zwischen ihren sonstigen Reisen in andere Gebiete weiter regelmäßig nach Paterson. Wir waren uns darüber klar, daß es ein ernster Fehler gewesen war, Lawrence völlig sich selbst zu überlassen, und wir versuchten, den Fehler hier nicht zu wiederholen. Staatsanwalt Dunn war äußerst aufgebracht, weil während der Verhandlungen der Bundeskommission für industrielle Beziehungen, die in Paterson tagte, die Frage gestellt worden war, warum man die Verfahren gegen die Hauptangeklagten des Streiks nicht weiter verfolge. Im Juni 1914 rief er Tresca plötzlich wieder vor Gericht. Unter der Anklage der Aufwiegelung zu Tumulten, wieder vor auswärtigen Geschworenen (aus dem Bezirk Hudson), mit nur einem Polizeizeugen gegen ihn, dafür aber vielen italienisch sprechenden Streikenden, die zu seinen Gunsten aussagten, wurde er in zwanzig Minuten freigesprochen. Man beschuldigte ihn, unter anderem folgendes gesagt zu haben: „Dieser Streik ist der Anfang einer großen Revolution.“ Arthur Brisbane, der Leitartikelschreiber der New-Yorker Zeitungen des Hearst-Konzerns, stellte im „New York Journal“ vom 3. Juli 1914 in einem redaktionellen Artikel, in dem er seinen Freispruch lobte, folgendes fest: „Jedermann hat das Recht zu sagen, daß er eine Revolution beginnen will. Es [235:] kann nichts schaden, wenn die Richter und Staatsanwälte einmal daran denken, daß unser Land seine Geschichte *mit einer Revolution begonnen hat.*“

Die Arbeiter von Paterson waren mit den Zuständen in den Fabriken – besonders mit den Antreibermethoden – äußerst unzufrieden. Im Herbst 1915 sprach man schon wieder viel von einem neuen Streik. Um Diskussionen über ihre Forderungen und organisierte Aktionen zu verhindern, befahl Polizeichef Bimson, alle Versammlungen der IWW zu verbieten. Besonders uns notorischen „Agitatoren von außerhalb“ sollte das Sprechen verboten werden. Daraus entwickelte sich ein Kampf um die Redefreiheit. Ich fuhr nach Paterson. Obwohl ich mich hinter einer Brille und eleganter Kleidung verborgen hatte und von einem Komitee gutangezogener, angesehener Damen aus New York begleitet wurde, erkannte mich in Paterson die Polizei. Ich wurde am Eingang des Versammlungssaales festgehalten, während innen die Versammlung ablief. Die Demonstration für mein Recht auf Redefreiheit wurde von Henrietta Rodman, einer Lehrerin der Oberschule von Wadleigh, organisiert. Diese wahrhaft bemerkenswerte Frau bekämpfte das bestehende Schulsystem an einem Dutzend Fronten – sie forderte das Recht verheirateter Lehrerinnen, an den Schulen zu lehren und ihren eigenen Namen zu führen, gleichen Lohn, das Recht der Lehrerinnen, Kinder zu haben, ohne ihren Beruf aufgeben zu müssen, und erhob auch sonst noch viele andere Forderungen, die heute mehr oder weniger anerkannt sind. Auch die anderen Frauen waren Frauenrechtlerinnen. Sie unterstützten die IWW nicht, ließen sich aber auch nicht durch die damalige Hetze gegen die „Roten“ abschrecken.

Die Liga für Redefreiheit von New York bereitete eine Protestversammlung für Ende September vor. Leonard Abbott und Lincoln Steffens wurden an der Bahn von einer großen Menge jubelnder Arbeiter empfangen, die „Redefreiheit!“ und „Hoch [236:] die IWW“ riefen. Eine Versammlung, die im Auditorium vorbereitet worden war, wurde vom Polizeichef verboten. Sie gingen zum Büro der Sozialistischen Partei und sprachen vom Fenster aus zu der Menschenmenge, die sich unten versammelt hatte. Niemand griff ein, bis Tresca als nächster Redner angekündigt wurde. Kaum hatte er aber „Guten Abend“ gesagt, als er von der Polizei am Weitersprechen gehindert wurde. In diesem Augenblick wurde auch die Menschenmenge unten mit Gewalt von wahllos rechts und links um sich schlagender Polizei auseinandergeknüppelt.

Das nächste war, daß ich auf Grund der zweieinhalb Jahre zuvor gegen mich erhobenen Anklage vor Gericht gerufen wurde. Das Verteidigungskomitee, das in New York gegründet wurde, glich einem Adreßbuch der guten Gesellschaft. Zum Komitee gehörten Mrs. O. H. P. Belmont, Mrs. Robert Bruere, Mrs. J. Sargent Cram, Mrs. Sumner Gerard, Mrs. Philip Lydig, Mrs. J. Borden Harriman, Miss Fola LaFollette, Mrs. Willard Straight, Mrs. Leonard Thomas, Miss Lillian Wald, Mrs. Norman Whitehouse, Miss Margaret Wycherley und Allen Dawson, Reverend Percy S. Grant, Reverend John Haynes Holmes, Walter Lippmann, Reverend John Howard Melish, Benjamin Luska und Dr. Ira S.

Wile. Dieses Komitee stellte mir Rechtsanwälte. Eine Rechtsanwältin, Jessie Ashley, bot mir ihre Dienste an. Ich wurde am 27. November 1915 wieder vor ein „auswärtiges Geschworenengericht“ aus dem Bezirk Hudson gestellt. Viele Arbeiter sagten für mich aus, und ich selbst sagte auch aus. Als ich in wenigen Minuten freigesprochen wurde, bemerkte die „Paterson News“ vom 1. Dezember 1915 verbittert: „Die Polizeizeugen traten so auf, daß eine derart übermenschliche Vollkommenheit ihres Gedächtnisses einfach verdächtig wirken mußte, und die Geschworenen glaubten ihnen nicht.“ Sie waren die einzigen, die mich beschuldigten. Danach konnten wir unsere IWW-Versammlungen in Paterson ungestört fortsetzen. Bimson [237:] mußte eine Niederlage einstecken. Viele Jahre später, nach langer Abwesenheit, sprach ich wieder einmal in Paterson. Bimson hatte seinen Abschied genommen. Er starb ein paar Tage nach meiner Versammlung, und die Arbeiter sagten: „Er hat es nicht ertragen, daß du wieder da bist!“

William Z. Foster und Tom Mann – Syndikalisten

William Z. Foster hatte im Kampf für die Redefreiheit in Spokane derartige organisatorische Fähigkeiten und eine solche Geschicklichkeit in Verhandlungen bewiesen, daß Vincent St. John auf ihn aufmerksam wurde. 1910 ging Foster mit hundert Dollar und dem Segen St. Johns nach Europa, um die syndikalistische Bewegung zu studieren. Im August 1911 beauftragte ihn St. John, nach Budapest zu fahren, um die IWW auf einer internationalen Gewerkschaftstagung zu vertreten. Dort focht er das Mandat des stellvertretenden Vorsitzenden der AFL, Duncan, an, da er kein Vertreter der amerikanischen Arbeiterklasse sei, und rief dadurch eine zweitägige Debatte hervor, bis er niedergestimmt wurde. In der darauffolgenden Nacht wurde er verhaftet, weil er in einem Möbelwagen übernachtet hatte. Die französischen Delegierten erreichten seine Freilassung. Da er kein Geld mehr hatte, beschloß er, zum Kongreß der IWW im September 1911 in die Vereinigten Staaten zurückzukehren. Sein Bericht rief auf dem Kongreß und in der Organisation überall im Lande lebhaftere Diskussionen hervor. Foster gelangte durch das Studium der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland und Frankreich zu der Schlußfolgerung, daß die IWW einen grundlegenden Fehler begingen, wenn sie versuchten, rivalisierende oder „parallele“ Gewerkschaften zu den bereits bestehenden zu gründen. Er empfahl, daß wir all unsere Mit-[238:]glieder, die Aufnahme finden konnten, in diese Organisationen zurückschicken sollten, um „von innen heraus zu bohren“, für den Gedanken und die Taktik der klassenbewußten Industriegewerkschaft zu werben und den IWW bei der Organisation der Unorganisierten zu helfen. Er argumentierte, daß es ein Fehler sei, die kämpferischsten und aktivsten Arbeiter aus den bestehenden Gewerkschaften herauszuziehen und starke Gewerkschaften den reaktionären Führern zu überlassen. Er schlug vor, die IWW sollten, um einen Anfang zu machen, die Parallelgewerkschaften im Bergbau, im Bauwesen, in der Metallindustrie, im Druckereigewerbe und bei den Eisenbahnen auflösen und in den für diese Industrien bereits bestehenden Gewerkschaften arbeiten.

Ich nahm an dem Kongreß von 1911 teil und hörte den Bericht Fosters. Er konnte aber die Führung der IWW nicht überzeugen, obwohl er einige Delegierte für sich gewann, darunter Jack Johnstone und Frank Little. In diesem Winter brachte Foster, nach Landstreicherart schwarz auf Güterzügen reisend, sechstausend Meilen hinter sich und suchte alle großen IWW-Zentren im Westen auf. Er erfror sich Hände und Füße und entging nur um ein Haar dem Tod unter den Rädern. Die SyndikalistInnenliga von Nordamerika wurde gegründet, deren Mitglieder in die AFL-Gewerkschaften eintraten. Foster verließ die IWW im Jahre 1912. Er arbeitete damals als Eisenbahner und schloß sich der Bruderschaft der Eisenbahnschaffner an. Unter denen, die sich Foster in diesem neuen Unternehmen anschlossen, befanden sich Jack Johnstone, Jay Fox, Joe Manley, Sam Hammersmark, mein ehemaliger Mann J. A. Jones, Mrs. Lucy Parsons und Tom Mooney. Die Liga hatte es sehr schwer, denn das Prinzip der „Parallelgewerkschaften“ war tief in die linke Bewegung eingedrungen, und außerdem waren die IWW damals, 1912 und 1913, mit den Streiks in Lawrence, Paterson, Akron und an anderen Orten, die sie in den Vordergrund des Klassenkampfes [239:] gerückt hatten, auf dem Höhepunkt ihres Wachstums. Wir waren „vor Erfolgen von Schwindel befallen“ und hatten keine Zeit für nüchterne Überlegungen und Kritik. Vincent St. John war enttäuscht, daß er William Z. Foster verlor, und er war sehr stolz und zufrieden, als Foster im ganzen Land bekannt wurde, nachdem er 1918 die Arbeiter der fleischverarbeitenden Industrie in Chicago organisiert und die Stahlarbeiter der Vereinigten Staaten

im großen Streik von 1919 geführt hatte. „Ein guter Organisator – mehr wert als hundert Straßenredner!“ sagte St. John von Foster.

In seiner Kampagne gegen die Parallelgewerkschaften erhielt Foster Unterstützung durch Tom Mann, der 1913 aus England kam und eine Versammlungsreise durch die USA unternahm. Diese Reise war ursprünglich von einer linkssozialistischen Zeitung, „Justice“, organisiert worden. Diese Zeitung konnte jedoch außerhalb ihres eigenen Bereichs die Versammlungen nicht zum Erfolg führen. So übernahmen die Syndikalistenliga und einige Ortsorganisationen der IWW ihre Durchführung. Die Sozialistische Partei wollte nichts damit zu tun haben – für sie war Tom Mann viel zu syndikalistisch. Er war damals fast sechzig Jahre alt und schon seit Jahren Führer der linken Arbeiterbewegung in England. Er war einer der Organisatoren der Hafnarbeitergewerkschaft in England, hatte den großen Streik von 1889 geführt und war ein aktiver Sozialist. Mann war ein äußerst wirkungsvoller Redner und Agitator. Seine Worte waren feurig, seine Reden wie der Ausbruch eines Vulkans. Er war lebhaft und lustig und gewann sich schon nach den ersten Worten die Herzen der Zuhörer.

Tom Mann erzählte, wie er 1883, siebenundzwanzig Jahre alt, als Mitglied der Vereinigten Gewerkschaft der Maschinenbauer nach Amerika gekommen war, um „die Neue Welt selbst auszuprobieren“. Was ihn in Erstaunen versetzt hatte, war die Tatsache gewesen, daß er hier am Sonnabendnachmittag arbeiten [240:] mußte. In England war das nicht üblich. Als er 1913 zurückkehrte, stellte er verwundert fest, daß die Arbeiter in der Stahlindustrie nicht organisiert waren und daß sie sieben Tage in der Woche zwölf Stunden täglich arbeiteten. „In der Stadt Gary“, so schrieb er später in England, „die nach dem Präsidenten des US-Steel-Trusts benannt ist, herrschen Zustände, die jedem, der die Methoden dieser RiesenTrusts nicht kennt, kaum glaubhaft erscheinen.“ Seine Schlußfolgerungen aus seinen früheren Erfahrungen als Arbeiter hier und aus seiner gegenwärtigen Versammlungsreise faßte er folgendermaßen zusammen: „Es besteht auf der Welt keine Hoffnung für die Beseitigung der wirtschaftlichen und sozialen Not, wenn man im Kielwasser Amerikas schwimmt.“

Mann verurteilte die Führer der IWW wegen der „Parallelgewerkschaften“, aber trotzdem halfen ihm viele von uns, seine Versammlungen vorzubereiten. Besonders zufrieden war er mit einer Versammlung, die in Salt Lake City von Sam Scarlett vorbereitet worden war. Scarlett war eine Zeitlang mit ihm zusammen Mitglied der Vereinigten Gewerkschaft der Maschinenbauer gewesen und stammte aus Glasgow. In New York arrangierten wir für ihn eine Fahrt nach Paterson, um vor den Seidenarbeitern zu sprechen. Wir stiegen etwa um 19.30 Uhr in den Zug. „Ist es nicht sehr spät?“ fragte Mann. Als sich der Zug den Schienenstrang entlangschlängelte und auf jedem Bahnhof hielt, sagte er besorgt: „Sind wir nicht schon zu lange unterwegs?“ Er war sicher, daß niemand kommen würde, „weit draußen auf dem Lande, mitten in der Nacht!“ Aber es waren mindestens fünftausend Menschen da, die dicht gedrängt auf unserem Grundstück standen, ihre Gesichter von den Gaslaternen erleuchtet.

Dieser Empfang machte auf Mann einen so starken Eindruck, daß er sich an dem Abend selbst übertraf. Niemals habe ich einen solchen Strom rascher, bildhafter und farbiger Worte ge-[241:]hört, niemals eine solche Glut und Kampffreudigkeit. Es war ein heißer Abend, und nachdem Mann geendet hatte, nahmen ihn einige englische Weber mit und versprachen, ihn rechtzeitig für den Zug um 23.30 Uhr zum Bahnhof zu bringen. Sie kamen auf die allerletzte Minute angestürmt, von Erinnerungen überströmend, wo sie ihn schon gesehen und sprechen gehört hatten. Wir fragten: „Wo warst du, Tom?“, und er antwortete vergnügt: „Sie haben mich zu einem Glas Warmbier eingeladen. Nach einer Rede gibt es nichts Besseres.“ Er war der Inbegriff der Freude am Kampf, ein lebendiges Beispiel dafür, daß ein leichtes Herz den Weg kürzer und die Last leichter macht. Er wurde über achtzig Jahre alt – ein überschwenglicher, lebensprühender Redner und großer Agitator bis an sein Lebensende. Es ist eitel, heute Spekulationen darüber anzustellen, was hätte geschehen können, wenn die IWW dem Rat dieser beiden großen Organisatoren der Arbeiterklasse gefolgt wären, einem Rat, der mir heute richtig erscheint. Vielleicht hätte schon ein Vierteljahrhundert vor der Gründung des CIO eine ständige Industriegewerkschaftsbewegung aufgebaut werden können. Aber unsere unheilbare „linke Kinderkrankheit“ verschloß damals unsere Augen vor dieser Weisheit.

Die IWW arbeiten überall im Land 1912-1914

Während die beiden großen Textilarbeiterstreiks der IWW in Lawrence und Paterson stattfanden und wir in der folgenden Zeit damit beschäftigt waren, die Verteidigung für die Führer der Streiks in beiden Städten zu organisieren, waren die IWW auch an anderen Orten nicht müßig. 1912 fand ein Textilarbeiterstreik in Little Falls (New York) [242:] statt, und als die beiden Streikleiter, Legere und Boccini, verhaftet wurden, führte Matilda Robbins, eine sehr fähige junge Organisatorin der IWW, den Streik so geschickt, daß er erfolgreich beendet werden konnte. 1912 fand auch in Grabow (Louisiana) ein Streik gegen die Holzfirma Long Bell Lumber statt. Grabow war eine abscheuliche Unternehmerstadt, in der die Neger und die weißen Arbeiter für „Gutscheine“ arbeiteten, die von der Firma ausgegeben wurden. Der Firma gehörten alle Häuser und Geschäfte am Ort. Die ganze Stadt war wie ein befestigtes Lager von einem hohen Holzzaun umschlossen. Der Streik sprang auch auf andere Lager über und enthüllte Zustände in den Terpentin- und Holzfällerlagern des Bundesstaates, die dem System der Schuldknechtschaft gleichkamen. Die IWW hatten ihre Kampagne in Grabow schon 1911 begonnen, als Bill Haywood auf einer Konferenz der bei den IWW organisierten Holzarbeiter im Opernhaus von Alexandria sprach. Damals bestand er darauf, daß es eine Trennung von Negern und –, Weißen bei den Versammlungen der IWW nicht geben dürfe, Gesetz hin, Gesetz her. Damit waren alle gern einverstanden, und auf der Massenkundgebung und während der Konferenz saßen überall im Saal Neger und Weiße zusammen, wann immer es ihnen paßte. Die Holzfirma beschloß am Ende, nach Vancouver (Washington) „auszureißen“, aber sie mußte zu ihrem Leidwesen feststellen, daß die IWW schon vor ihr dort angekommen waren.

In der Zeit des Streiks von Lawrence fand auch in San Diego (Kalifornien) ein langer und heftiger Kampf um die Redefreiheit statt. Nach dem üblichen Muster wurde eine Verordnung gegen die Redefreiheit erlassen. Am 8. Februar 1912 wurden einundvierzig Teilnehmer einer Straßenversammlung verhaftet, darunter zwei Rechtsanwälte, die als Beobachter der Liga für Redefreiheit anwesend waren. Nach einem Monat waren es schon mehr als zweihundert, die unter den furchtbarsten Bedingungen [243:] im Gefängnis festgehalten wurden. Das ging so weiter, bis im Juni eine Pockenepidemie das Gefängnis leerte. Die „San Diego Tribune“ war dafür, die IWW-Häftlinge zu erschießen oder zu erhängen. Man ging mit Feuerwehrschräuchen gegen Versammlungsteilnehmer vor und spritzte mit einem derartigen Druck, daß die Redner von dem Wasserstrahl zu Boden geworfen wurden. Männer, die sich selbst Polizeivollmachten anmaßen, verschleppten Häftlinge aus dem Gefängnis, schlugen mit Pistolen und Knüppeln auf sie ein und folterten sie oft auf eine Weise, die nicht zu beschreiben ist. Ein alter Mann, Michael Hoey, starb an den Mißhandlungen im Gefängnis, und ein anderer, Joe Micholash, wurde vor dem Versammlungsraum der IWW ermordet. Ein Trauermarsch zum Totengedenktag konnte jedoch ungehindert stattfinden. (Am gleichen Tage demonstrierten wir in Lawrence für unsere toten Streikenden.)

Schließlich schwoll die Zahl der Protestschreiben, die Gouverneur Johnson aus allen Teilen Kaliforniens erhielt, derart an, daß er Kommissar Harris Weinstock nach San Diego schickte, um die Lage dort zu untersuchen. Weinstocks Bericht war eine scharfe Verurteilung der Behörden und sogenannten Bürgerwehren. Der Gouverneur wies den Generalstaatsanwalt des Bundesstaates an, „denen, die Unrecht erlitten, Entschädigung zukommen zu lassen und dafür zu sorgen, daß gleiches Recht für alle walte“. Aber viel kam bei diesem Besuch nicht heraus. Schließlich wurde ein höchst lauwarmses Zugeständnis gemacht, das der Polizei ermöglichen sollte, ihr Gesicht zu wahren. Es hieß, daß „jeder Fall (jede Versammlung) von nun an gesondert beurteilt werden würde“. Die IWW wurden weiter in ihrer Arbeit behindert, obwohl andere Gruppen schließlich sprechen durften.

Einer der letzten IWW-Kollegen, der verhaftet wurde, war Jack Whyte, der wegen Verschwörung zwecks Verletzung der (verfassungswidrigen) Verordnung über die Redefreiheit zu sechs [244:] Monaten Gefängnis und zu einer Geldstrafe von dreihundert Dollar verurteilt wurde. Er hielt eine bemerkenswerte Rede vor dem Richter, die heute in die Geschichte der Arbeiterbewegung und des Rechtswesens eingegangen ist. Es hieß darin unter anderem:

„Ich möchte nur ein paar Worte sagen und fordere dieses Gericht auf, sie nicht als ein juristisches Argument aufzufassen, denn ich bin weder mit der juristischen Phraseologie noch mit der im

Gerichtssaal üblichen Sprache vertraut. Ich möchte auf zwei Dinge hinweisen – auf die Anklage selbst und auf die unrichtigen Erklärungen des Staatsanwalts. In der Anklageschrift heißt es: *„Das Volk des Bundesstaates Kalifornien gegen J. W. Whyte und andere.“* Das ist eine abgefeimte Lüge. Die Menschen in diesem Gerichtssaal wissen, daß es eine Lüge ist, und ich weiß, daß es eine Lüge ist. Wenn das Volk des Staates Kalifornien für diese Verfolgung verantwortlich ist, dann ist es auch für den Mord an Michael Hoey und an Joseph Micholash verantwortlich. Dann trägt es die Schuld und Verantwortung für jeden Schlag, jede Beschimpfung und jede Verletzung, die einem Angehörigen der Arbeiterklasse von den Polizeischergen dieser Stadt zugefügt wurde. Das Volk streitet dies ab und hat es so eindringlich abgestritten, daß Gouverneur Johnson Harris Weinstock hierherschicken mußte, um die Lage zu untersuchen und den Ruf des Staates Kalifornien von dem Gestank zu befreien, mit dem Sie ihn behaften möchten. Ihr Feiglinge wälzt die Schuld auf das Volk ab, aber ich weiß, wer die Schuldigen sind, und ich nenne sie beim Namen – es sind Spreckels und seine Geschäftspartner, und dieses Gericht ist der Lakai jener Klasse, es verteidigt das Eigentum jener Klasse gegen die angreifende Masse der verhungerten amerikanischen Arbeiter. Der Staatsanwalt beschuldigte mich in seiner Ansprache an die Geschworenen, ich hätte auf einer öffentlichen Rednertribüne in einer öffentlichen Versammlung gesagt: *„Zum Teufel mit den [245:] Gerichten! Wir wissen, was Justiz ist.“* Das ist gelogen, aber mit dieser Lüge hat er eine große Wahrheit ausgesprochen, denn wenn er bis zu meinen verborgensten Gedanken vorgedrungen wäre, so hätte er diesen Gedanken gefunden, den ich allerdings bisher noch nie ausgesprochen habe, den ich aber heute ausspreche: *Zum Teufel mit Ihren Gerichten! Ich weiß, was Justiz ist, denn ich habe Tag für Tag in Ihrem Gerichtssaal gesessen und habe gesehen, wie Mitglieder meiner Klasse vor diese sogenannten Schranken der Gerichtsbarkeit gebracht wurden. Ich habe gesehen, wie Sie, Richter Sloane, und andere Ihrer Art sie in die Gefängnisse schickten, weil sie es wagten, das heilige Besitzrecht anzutasten. Sie sind blind und taub geworden gegenüber dem Recht der Menschen auf ein glückliches Leben, und Sie haben dieses Recht vernichtet, um das heilige Besitzrecht zu erhalten. Und dann verlangen Sie von mir, ich soll ‚das Gesetz‘ achten ... Mein Recht auf Leben ist weit heiliger als das heilige Besitzrecht, das Sie und Ihresgleichen geschickt verteidigen.*

Ich sage Ihnen das nicht, weil ich Gerechtigkeit von Ihnen erwarte, sondern um zu zeigen, wie sehr ich die ganze Maschinerie von Recht und Gesetz, wie sie von diesem Gericht gehandhabt wurde, verachte. Der Staatsanwalt hat gelogen, aber ich will es als Wahrheit hinnehmen und noch einmal sagen, damit Sie, Richter Sloane, nicht den geringsten Zweifel über meine Einstellung hegen können: *Zum Teufel mit Ihren Gerichten! Ich weiß, was Justiz ist!“*

Verteidigung der Arbeiter – 1913/1914

1943 war ich in Seattle, um zur Veranstaltung am 1. Mai zu sprechen. Auf der Kundgebung erhielt ich einen Zettel mit folgendem bewegendem Inhalt: *„Im Krankenhaus in Harbor [246:] View, 9. Etage N, liegt ein Mann namens Richard (Dick) ‚Forbes‘. Er hat im Zusammenhang mit dem Kampf der Hopfenpflücker von Wheatland vierzehn Jahre im Zuchthaus in Folsom verbracht. Er kennt Gurley Flynn seit seiner frühesten Jugend, und sie kennt ihn. Er wird in einer Woche oder zwei sterben. Er sagt, E. G. Flynn hätte ihn im Gefängnis besucht. Er ist ebenso wie Flynn aufgewachsen und war stets ein wirklicher Rebell. Er bittet sie, ihn, wenn irgend möglich, zu besuchen.“* Ich eilte in das Krankenhaus und fand einen alten Mann, halb gelähmt, schwach und kaum fähig zu sprechen, aber immer noch kämpferisch. *„Mach weiter so, Gurley. Gib ihnen Feuerwerk!“*, sagte er beim Abschied. Er starb kurze Zeit darauf, einer der vergessenen Helden der Arbeiterklasse – Richard Ford. Es schien unvorstellbar, daß dies der einst so gutaussehende, schwarhaarige junge Mensch war, der dreißig Jahre zuvor, im August 1913, zweitausend Männer, Frauen und Kinder so kühn in den Streik geführt hatte. Das war im Bezirk Yuba (Kalifornien) auf der Hopfenfarm von Durst, der größten Hopfenfarm im ganzen Staat, nicht weit von Marysville gewesen.

Was an jenem heißen Tag, bei einer Temperatur von 39 Grad im Schatten geschehen war, wurde in *„Harper’s Magazine“* vom 4. April 1914 unter dem Titel *„Der Streik von Marysville“* von Inez Haynes Gilmore geschildert. Sie erzählte die nur allzu bekannte Geschichte falscher Beschuldigungen gegen zwei freiwillige Organisatoren der Arbeiter, Richard Ford und Herman Suhr, die ihnen

lebenslängliches Zuchthaus einbrachten. Ein paar Zelte und elende Holzbuden dienten auf dem Hopfengut als Behausung für die Arbeiter; für die vielen Menschen gab es nicht mehr als acht Aborte. Trinkwasser wurde nicht geliefert. Man mußte es von einem Konzessionär kaufen. Bewässerungskanäle wurden als Müllgruben benutzt. Frauen mußten schwere Hopfenbündel zu den Wagen tragen. Wanderarbeiter, mehr als genug, wurden durch Anschläge in den Städten, Gruben und [247:] landwirtschaftlichen Gebieten herbeigelockt, sogar aus den weit entfernten Gebieten Oregons und Nevadas. Es gab unter ihnen Mexikaner, Chinesen, Portorikaner, Kubaner, Italiener, Schweden und andere Nationalitäten, siebenundzwanzig im ganzen. Ford und Suhr wurden ihre Führer und legten Durst ihre Forderungen vor. Dieser schlug Ford mit dem Handschuh ins Gesicht. Daraufhin veranstalteten die Arbeiter eine Versammlung im Tanzpavillon. Nachdem einer der Anwesenden „Mr. Block“, ein Lied von Joe Hill, gesungen hatte, sprach Ford zu den streikenden Arbeitern. Er hielt ein Kind auf dem Arm, und er sagte: „Wir kämpfen für diese Kinder“, da erschien eine Gruppe von Helfern des Sheriffs in Begleitung des Staatsanwalts Manville aus Marysville.

Sie befahlen die Auflösung der Versammlung und gingen mit gezogener Pistole auf Ford zu. Ein schwedisches Mädchen mischte sich ein, und einer der Hilfssheriffs richtete seine Waffe auf sie. Da sprang ein portorikanischer Arbeiter vor und erschoss ihn, tötete dann auch Manville und wurde daraufhin selbst von den anderen Hilfssheriffs niedergemacht. In dem Handgemenge wurde ein kleiner englischer Junge, der einen Eimer Wasser trug, ebenfalls tödlich getroffen. Ford und Suhr wurden verhaftet, unter Mordanklage gestellt und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt, obwohl keiner von ihnen eine Pistole getragen hatte. Mrs. Gilmore sagte: „Marysville wollte den IWW beibringen, sich im Bezirk Yuba nicht wieder sehen zu lassen.“ Die IWW verhängten einen Boykott über die Hopfenfarmer und umringten die Farmen mit einer Postenkette. Millionenwerte an Hopfen verdarben 1913. Richard Ford erhielt im Oktober 1925 Bewährungsfrist und wurde aus der Haft entlassen. Aber schon auf der Schwelle des Zuchthauses von Folsom wurde er wieder verhaftet und erneut unter Mordanklage gestellt. Die Anklage war vom Sohne Manvilles erhoben worden, der damals Staatsanwalt in Marysville war. Im Januar [248:] 1926 fand die Verhandlung statt. Diesmal wurde er jedoch freigesprochen. Suhr erhielt wenig später Bewährungsfrist. Beide hatten dreizehn Jahre ihres Lebens verloren, weil sie gegen die unerträglichen Bedingungen für die Arbeiterklasse protestiert hatten.

Im Jahre 1913 entbrannte auch ein harter Kampf um das Recht der mexikanischen und amerikanischen Arbeiter, an der mexikanischen Revolution teilzunehmen. Amerikanische Truppen bewachten im Auftrag Präsident Tafts die Grenze, um zu verhindern, daß mexikanische politische Flüchtlinge die Grenze überschritten oder Hilfe von unserer Seite erhielten. Hunderte wurden zurück nach Mexiko und in den sicheren Tod geschickt. Schon 1910 hatte die Charles H. Kerr Company ein Buch veröffentlicht, „Barbarisches Mexiko“ von John Kenneth Turner, einem amerikanischen Journalisten. Getarnt als amerikanischer Kapitalist, der sich für Investitionen interessiert, hatte Turner Gelegenheit gehabt, Zeuge der empörenden Behandlung zu sein, die den mexikanischen Arbeitern zuteil wurde. Sie wurden praktisch wie Sklaven behandelt, die ungestraft dem Hunger ausgesetzt, geschlagen und gemordet werden konnten. Von 1906 bis 1914 waren schätzungsweise 150.000 Mexikaner ums Leben gekommen – „durch Kugel, Säbel oder Bajonett“. Das brutale Regime von Díaz hatte schließlich ein Ende genommen, um durch eine provisorische Regierung des nicht minder tyrannischen Generals Huerta ersetzt zu werden.*

1913 führte der berühmte Zapata die Revolution in den südlichen Staaten Mexikos und enteignete den Großgrundbesitz. Die Liberale Partei Mexikos, unter Führung Ricardo Flores Magóns und seines Bruders Enrique, trat für die Enteignung aller Bodenschätze und für die Vertreibung aller ausländischen Ausbeuter, wie der Standard Oil, ein. Diese beiden Männer [249:] waren heldenhafte Kämpfer. Von den zwölf Jahren, die sie ununterbrochen in den USA lebten, verbrachte Ricardo sechs in amerikanischen Gefängnissen, wegen Übertretung des Neutralitätsgesetzes, wegen der Herausgabe einer Zeitung usw. Die beiden Brüder wurden während des ersten Weltkrieges in das Zuchthaus Leavenworth

* Huerta war nicht der unmittelbare Nachfolger Díaz', sondern folgte dem Liberalen Madero, der von 1911 bis 1913 Präsident war. *Die Red.*

gebracht unter Berufung auf das Spionagegesetz – einen Vorläufer des heutigen Smith-Gesetzes. Ricardo starb Anfang der zwanziger Jahre in Leavenworth. An seinem Staatsbegräbnis in Mexiko nahmen 250.000 Menschen teil.

Viele amerikanische IWW-Kollegen und Sozialisten handelten ganz im Geiste Lafayettes und Kosciuskos und überquerten die Grenze, um an der mexikanischen Revolution teilzunehmen. So verließ 1913 eine Gruppe von vierzehn mexikanischen Arbeitern, Parteifreunden Magóns, und mit ihr Charles Cline, ein amerikanischer Holzfäller von den IWW, die Ortschaft Carizo Springs (Texas), um heimlich die Grenze zu überschreiten. Hilfspolizisten aus Texas verfolgten die Männer und schossen von den Hügeln herab auf die Gruppe, wobei sie einen alten Mann töteten. Den Arbeitern gelang es jedoch, zwei der Hilfspolizisten zu ergreifen. Sie verpflichteten sich aber schriftlich, die Gefangenen an der Grenze freizulassen. Einer der Hilfspolizisten, Ortiz, ein mexikanischer Renegat, fiel seinen Wächter, Guarra, in der Nacht an. Guarra tötete ihn, entfloh und wurde niemals gefunden. Die kleine Gruppe wurde von Milizleuten umstellt und ergriffen. Einen Verwundeten, Ricón, traten sie so lange mit Füßen, bis er starb. Seine Leiche wurde durch die Straßen getragen, mit Hohngelächter bedacht und bespien. Dem Toten hatte man eine Fahne mit der Aufschrift „Tierra y Libertad“ (Land und Freiheit), der Losung der Revolutionäre, in die Hand gegeben.

Die Gefangenen wurden an den Hälsen aneinandergekettet ins Gefängnis getrieben. Buck, der Hilfspolizist, den sie ergriffen [250:] hatten, gehörte zu dem Gericht, das über die Berechtigung der Anklage entschied, und trat auch als Hauptzeuge gegen die Angeklagten auf. Ein Film, „Grenzbanditen“ betitelt, wurde gedreht, der seine Version dieser Angelegenheit wiedergab. Alle Angeklagten wurden schuldig befunden und zu Zuchthausstrafen von fünfundzwanzig Jahren bis lebenslänglich verurteilt. Überall im Lande wurden Protestversammlungen abgehalten, darunter eine Kundgebung auf dem Union Square in New York im Juni 1914. Die Standard Oil Company steckte tief in der mexikanischen Politik, und die Empörung gegen sie nahm im ganzen Lande ungeheure Ausmaße an, besonders nachdem sie in Trinidad (Kolorado) während eines harten Streikampfes die Zeltstadt der Streikenden in Brand setzen ließ und viele Frauen und Kinder den Tod in den Flammen fanden.

Im August 1926, nach dreizehnjähriger Haft in einem Zuchthaus in Texas, wurden Charles Cline und seine Gefährten von der Gouverneurin „Mutter“ Ferguson begnadigt. Sie erklärte: „Die Unterlagen beweisen, daß es niemals einen vorsätzlichen Plan gegeben hat, jemand zu töten, und daß der Tod des Hilfspolizisten lediglich ein Zwischenfall in einer kriegerischen Zeit und in einem Kriegsgebiet unseres Bundesstaates war.“ Sie erklärte außerdem, daß der Sturz der mexikanischen Regierung ebenso wenig ein Verbrechen sei wie der Kampf jener, die 1836 im Krieg gegen Mexiko Alamo verteidigten. Charles Cline sprach auf dem zweiten Kongreß der Internationalen Roten Hilfe in Chicago im September 1926. Später unternahm er in ihrem Namen eine Sammlungstour für Sacco und Vanzetti und zeigte dabei ein kleines Modell eines elektrischen Stuhls, das er im Zuchthaus angefertigt hatte.

[251:]

Demonstration der Arbeitslosen – 1913/1914

Der Winter 1913/1914 war lang. Es schneite unaufhörlich und war bitter kalt. Die Arbeitslosigkeit hatte Amerika heimgesucht. Die Schlangen vor den Wohlfahrtsküchen wurden immer länger, obdachlose Männer schliefen in Torwegen und Kellern, Familien lebten in hoffnungsloser Not. In New York wurde ein Komitee für Arbeitslosenprobleme beim Bürgermeister gebildet. Bill Haywood war in diesem Winter in der Stadt, bei weitem noch nicht gesund, aber doch in der Lage, die IWW-Mitglieder zu beraten. Er hatte eine Gruppe von Intellektuellen aller Schattierungen dafür interessiert, ein Komitee zur Verteidigung der Arbeiter zu bilden. Ihm gehörten unter anderen Lincoln Steffens, Mary Heaton Vorse und ihr Mann, der Reporter Joe O'Brien, außerdem Amos Pinchot, John Fitch, Heber Blankenhorn und Paul Kennedy an.

Am Abend des 4. März sammelte ein schwächlicher junger IWW-Kollege, Frank Tannenbaum, eine Gruppe von zweihundert hungrigen Arbeitslosen und führte sie zur katholischen Kirche St. Alphonus im unteren Teil der West Street. Er fragte den Geistlichen, ob diese müden und obdachlosen

Männer, die keinen Platz hatten, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten, im Gotteshaus Unterschlupf finden und die Nacht verbringen dürften. Vater Schneider lehnte ab und erklärte, das wäre Gotteslästerung. Während Tannenbaum noch mit dem Priester verhandelte, betraten einige der Arbeitslosen die Kirche und nahmen in den hinteren Sitzreihen Platz. Die Polizei wurde herbeigerufen, Reporter und Fotografen stellten sich ein, und die Männer wurden samt und sonders verhaftet. Tannenbaum wurde wegen Aufwiegelung zu Tumulten unter Anklage gestellt. Die Kautions für seine Haftentlassung wurde auf 7500 Dollar festgelegt. Justus Sheffield, der vom neugebildeten Verteidigungskomitee verpflichtet wurde, trat als Verteidiger der Arbeitslosen auf. Ein [252:] schwacher Jugendlicher wurde zu sechzig Tagen Haft verurteilt, vier Männer zu dreißig und drei zu fünfzehn Tagen – die anderen wurden freigelassen. Mit Frank Tannenbaum, ihrem Führer, verfuhr man weit strenger. Er wurde zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr auf der Blackwell-Insel und einer Geldstrafe von 500 Dollar verurteilt mit dem Vermerk, daß die Freiheitsstrafe um einundeinhalb Jahre verlängert würde, falls er die Geldstrafe nicht zahlen sollte. Er verbüßte sein Jahr, die Geldstrafe wurde gezahlt, und damit endete die Laufbahn Frank Tannenbaums in der Arbeiterbewegung. Einige philanthropisch gesinnte Menschen halfen ihm, sich weiterzubilden, und schließlich wurde er Professor an der Columbia-Universität, wo er auch heute noch tätig ist. Die Armen und Bescheidenen blieben bei uns.

Anfang 1914 bildeten die IWW eine Vereinigung der Arbeitslosen von New York (Mitgliedschaft kostenlos) mit einem Büro und einem Lesezimmer in der 4. Straße (Ost) Nr. 64. Die Vereinigung wurde von einem Zehnerausschuß geleitet und gab folgendes Programm heraus:

„Das Komitee beim Bürgermeister hat seit Wochen Untersuchungen über uns angestellt, geschehen ist aber nichts. Die Stadt sagt, daß sie nichts tun kann. Der *Bundesstaat* kann nur wenig tun. Die *Unternehmer* sagen, daß sie keine Arbeit für uns haben. *Nun wollen wir uns zusammensetzen und zusehen, ob wir nicht selbst etwas für uns tun können!*“

Um eine sofortige ernsthafte Behandlung des Arbeitslosenproblems zu erzwingen, schlägt die Vereinigung der Arbeitslosen der IWW in New York folgende Maßnahmen vor:

1. Organisierung der Arbeitslosen. (Einigkeit macht stark.)
2. Mietstreik. (Kein Lohn – keine Miete.)
3. Ein Arbeitermoratorium. (Zahlt keine Schulden, solange keine Arbeit kommt.)

[253:]

4. Ablehnung von Arbeit zu Schandlöhnen. (Erlaubt den Unternehmern nicht, euer Elend zu mißbrauchen, um den Lebensstandard der Arbeiter herunterzudrücken.)

5. Forderung nach Arbeit und Brot. (Wenn die Unternehmer euch nicht die Möglichkeit geben, einen angemessenen Lebensunterhalt zu verdienen, dann müssen sie auch selbst für euren Unterhalt aufkommen.) Die Arbeiter schaffen den Reichtum der Welt. Auf uns kommt es an, unseren Anteil zu erhalten!“

Auf der Rückseite der roten Karte, auf der dieses Programm gedruckt war, standen vier passende Zitate unter der Überschrift: „Arbeitslose: Achtung!“ Sie lauteten folgendermaßen:

„Kardinal Manning sagte: ‚Not kennt kein Gebot, und ein Hungernder hat das natürliche Recht, das Brot seines Nachbarn zu teilen.‘ Vater Vaughn sagte: ‚Die katholische Kirche lehrt, daß ein Mensch, der in äußerster Not ist, aus jeder beliebigen Quelle das nehmen darf, was er braucht, um nicht tatsächlich zu verhungern ...‘ Oscar Wilde sagte: ‚Der Mensch sollte nicht bereit sein zu beweisen, daß er wie ein schlecht gefüttertes Tier leben kann. Er sollte es ablehnen, so zu leben, und lieber stehlen oder sich von der Gemeinde unterstützen lassen. Was betteln anbelangt, so ist betteln besser als nehmen, aber nehmen ist feiner als betteln.‘ Jesus sagte: ‚Wo ihr aber in eine Stadt oder einen Markt geht, da erkundigt euch, ob jemand darin sei, der es wert ist; und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen zieht (Matthäus, Kapitel 10, Vers 11).‘ Und er sagte: ‚In dem Hause aber bleibet, esset und trinket, was sie haben; denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert (Lukas, Kapitel 10, Vers 7).‘“

Das Komitee beim Bürgermeister begann in der ganzen Stadt eine Kleidersammlung. Die IWW stellten Freiwillige, um beim Sortieren der Kleidung zu helfen. Einiges davon war so schmutzig und zerlumpt, daß es weggeworfen werden mußte, aber das meiste war dauerhaft und brauchbar. Unsere Freiwilligen [254:] staffierten sich jeden Tag mit einem neuen Mantel, Hemden, Schuhen und sogar Anzügen aus und brachten sie ihren arbeitslosen IWW-Gefährten. Nach einiger Zeit waren wenigstens diese Arbeitslosen gut gekleidet, und wir hatten die Gewähr, daß ein Teil der gesammelten Kleidung ihrem Zweck zugeführt worden war. Dieses IWW-Komitee erlaubte sich so manchen Trick, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Not der Arbeitslosen zu lenken. Es druckte etwa tausend Gutscheine mit der Aufschrift „Gut für eine Mahlzeit. Einzulösen beim Arbeitslosenkomitee beim Bürgermeister“ und schickte Gruppen von Arbeitslosen damit in die guten Restaurants der Stadt. Mehrere Tage vergingen, bis die Sache herauskam und die Zeitungen die Restaurantbesitzer warnten. Aber Hunderte von hungrigen Menschen hatten mittlerweile eine oder zwei gute Mahlzeiten genossen.

Sooft eine Straßenversammlung stattfand oder sich irgendwo Gruppen von Arbeitslosen zusammenfanden, ging die Polizei mit brutaler Gewalt gegen sie vor. Bei jeder Gelegenheit tauchte der sogenannte Bombentrupp unter Führung Leutnant Gegens mit den Schutzleuten Brown und Gildea auf und knüppelte, trat und schlug verhaftete Männer bewußtlos. Zwei Männer, die furchtbar zusammengeschlagen wurden, waren Joe O'Carroll und Arthur Caron. Sie gehörten zu der anarchistischen Gruppe um Berkman und wollten eine Versammlung auf dem Union Square abhalten, während gleichzeitig eine Versammlung des Zentralen Arbeiterausschusses dort stattfand. Die Anarchisten unter Führung Berkmans versuchten, die Führung der Arbeitslosenbewegung in die Hand zu bekommen, und gaben in diesem Fall leider der Polizei einen guten Vorwand, um einzugreifen. Im Sommer des gleichen Jahres sollte Caron in grauenerregender, tragischer Weise umkommen.

[255:]

Kindermord

In diese schwere Krisenzeit fallen auch die erbitterten Kämpfe der Kupferbergarbeiter von Michigan und der Kohlenbergarbeiter von Kolorado. In beiden Gebieten stand das Recht der Bergarbeiter auf dem Spiel, sich in der Bergarbeiterföderation des Westens und bei den Vereinigten Bergarbeitern Amerikas zu organisieren. Wie immer wütete ein von den Unternehmern ausgelöster brutaler Terror. Zweimal in wenigen Monaten suchte der Tod die Bergarbeiterkinder heim. Kaltblütiger Mord! lautete das Urteil des ganzen Landes, über dem neue Wellen des Terrors und der Empörung zusammenschlugen. Die erste Tragödie ereignete sich in Calumet (Michigan) am Weihnachtstag 1913. Die Hilfsvereinigung der Frauen hatte eine Weihnachtsfeier für die Kinder der Streikenden veranstaltet. Während der Feier wurden die Kinder durch den falschen Alarmruf: „Feuer!“ in eine wilde Panik versetzt. Sie stürzten die schmale Treppe hinunter, und dreiundsiebzig Kinder wurden im Hausflur im Gedränge erdrückt, als die verklemmte Tür nicht geöffnet werden konnte. Charles H. Moyer, Vorsitzender der Bergarbeiterföderation des Westens, wurde zusammengeschlagen und aus dem Bezirk gewiesen, als er sich weigerte, ein „Blutgeld“ von 1500 Dollar anzunehmen, das von der Antibürgerallianz gesammelt worden war, „um den Kindern zu helfen“.

Der Bundesstaat Kolorado war seit der Jahrhundertwende wiederholt Schauplatz heftiger Kämpfe der Arbeiterklasse gewesen. Ein einzigartiges Beispiel der Gewaltanwendung ereignete sich im Gebiet von Cripple Creek während eines Streiks in den Jahren 1893/94. Der damalige Gouverneur, David Waite, war Populist. Er schickte die Miliz aus, um die Bergarbeiter zu schützen und die Ordnung gegen die bewaffneten Banden der Unternehmer wiederherzustellen. Eine Gruppe von Bewaffneten, die [256:] im Dienst der Grubenherren stand, schleppte T. J. Tarney, den Generaladjutanten der Miliz, aus dem Hotel Antler in Colorado Springs und teerte und federte ihn.

Der Streik von 1914 fand seinen Höhepunkt in dem Blutbad von Ludlow. Die streikenden Bergarbeiter waren von der Colorado Fuel and Iron Company – einer Tochtergesellschaft des Rockefellerkonzerns – aus ihren Wohnungen vertrieben worden. Sie hausten in einem Zeltlager, das von der Miliz umstellt war. Aus Furcht vor der Miliz hatten die Frauen unter einem der Zelte eine tiefe Grube ausgehoben, in die sie ihre Kinder schlafen legten. Am 29. April 1914 setzte die Miliz das Zeltlager mit

Benzin in Brand. Zwei Frauen, eine davon schwanger, und dreizehn Kinder erstickten in der Grube. Zwei Zeltlager, in Forbes und in Ludlow, wurden vernichtet. Der Vorwand für den Massenmord war, daß sich „ein Flüchtling, der sich der Verhaftung entziehen wollte“, im Lager aufhalten sollte. Eine Mutter verlor drei Kinder, aber niemals wurde jemand verhaftet und für den Mord verantwortlich gemacht. Louis Tikas, ein griechischer Gewerkschaftsorganisator, erhielt einen Schuß in den Rücken, als er versuchte, ein Kind zu retten. Mehr als dreißig Bergarbeiter wurden in dem darauffolgenden Kampf getötet. Im ganzen Land wurden Proteste laut, die sich besonders gegen die Standard Oil Company richteten, und fanden Sympathiekundgebungen für die Opfer statt.

John D. Rockefeller junior, ein salbungsvoller junger Sonntagsschullehrer, hatte am 6. April 1914 vor dem Kongreßausschuß für Bergbau ausgesagt („New York World“ vom 7. April 1914), bei diesem Streik handle es sich um einen Kampf für die „Prinzipien der Freiheit der Arbeit“. Er und seine Partner seien „eher bereit, die gegenwärtige Gewaltanwendung ihren weiteren Lauf nehmen zu lassen und gemeinsam ihre letzten in den Kohlengruben angelegten Millionen zu verlieren, als zuzulassen, daß amerikanische Arbeiter ihres gesetzlichen Rechts beraubt werden, zu arbeiten, bei wem sie es wünschen“. Er erklärte, er habe volles Vertrauen zu den Männern, denen er die Verwaltung der Bergwerke in Kolorado übertragen habe, gab aber zu, daß er bei all seinem Interesse für „Wohlfahrtsarbeit“ noch niemals die Bedingungen in den Kohlengruben von Kolorado untersucht habe. Eine Gruppe von Bergarbeiterfrauen kam nach dem Osten, um vor dem Industrieausschuß auszusagen und auf Versammlungen zu sprechen. Letzten Endes wurde nicht ein Mitglied der Miliz für den Massenmord an Frauen und Kindern bestraft. Rockefeller verlor seine Millionen nicht, aber die Bergarbeiter verloren diese Schlacht im Kampf um die Anerkennung ihrer Gewerkschaft, die erst Jahre später erzwungen wurde. Die Standard Oil Company und Rockefeller haben nie die Achtung der Massen des amerikanischen Volkes wiedergewonnen, sosehr sie sich auch anstrebten, philanthropische Einrichtungen mit unredlich verdientem Geld zu schaffen.

John Lawson, der Organisator der Vereinigten Bergarbeiter Amerikas, wurde verhaftet und unter Mordanklage gestellt. Im April 1915 kam er vor Gericht. Man beschuldigte ihn, das Zeltlager von Ludlow mit Waffen versehen zu haben. Er habe die Leitung des Lagers in der Hand gehabt und die Streikenden angeleitet. Daher sei er auch verantwortlich für den Tod eines Angehörigen des Werk-schutzes, John Mimms, der in einem Kampf am 25. Oktober 1913 getötet worden war. Lawson wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Überall im Land herrschte Empörung und helle Wut gegen Rockefeller. Alle Gewerkschaften und viele angesehene, sozial gesinnte Bürger schlossen sich der Kampagne für die Freilassung Lawsons an. Das Oberste Gericht genehmigte im Oktober 1917 seine Haftentlassung gegen Kaution. Im April 1918 mußte der Generalstaatsanwalt von Kolorado im Falle Lawson schließlich seinen „Irrtum“ zugeben, und das Verfahren wurde eingestellt.

[258:] Hier in New York führten 1914 der Schriftsteller Upton Sinclair und die Frauenrechtlerin Elizabeth Freeman eine Gruppe von Demonstranten in Trauerkleidung und eine in ein Totengewand gehüllte Gestalt vor das Büro der Standard Oil Company am Broadway. Auch vor dem Grundstück der Rockefellers in Tarrytown (New York) fanden Protestdemonstrationen statt.

Ein Kampf um die Redefreiheit entbrannte, als eine Protestversammlung auseinandergejagt und ein Dutzend Redner verhaftet wurden, darunter Alexander Berkman. Sie sollten am 5. Juli 1914 wegen „Störung der Ruhe und Ordnung“ vor Gericht gestellt werden, jedoch wurden drei von ihnen am Tage vor der Gerichtsverhandlung durch eine Bombenexplosion in der Wohnung, in der sie sich aufhielten, getötet. „*Dynamit für Rockefellers Haus*“, „*Verdoppelt die Wachposten Rockefellers*“, lauteten die sensationellen Schlagzeilen in den Zeitungen.

Es war zumindest in höchstem Grade zweifelhaft, ob die Männer etwas mit der Bombe zu tun hatten, die ihren Tod verursacht hatte. Das Geheimnis wurde nie aufgeklärt. Louise Berg, eine junge Frau, in deren Haus sich die Tragödie ereignete, hatte ihren Halbbruder, Charles Berg, und seine Gefährten am Morgen schlafend in der Wohnung zurückgelassen. Sie beschwor, daß weder Dynamit noch irgendwelche Mechanismen in der Wohnung waren. Sie hatte ihre kleine Wohnung täglich selbst gesäubert und jedes Stück darin gekannt. Einer der Getöteten, Arthur Caron, war im Winter zuvor ein

aktiver Teilnehmer an den Demonstrationen der Arbeitslosen gewesen. Eine gewaltige Gedenkkundgebung für Caron, auf der ich sprach, wurde am 10. Juli 1914 auf dem Union Square veranstaltet. Sein Tod hatte mich tief bewegt. Caron war ein Textilarbeiter französischer Herkunft aus Massachusetts gewesen. Auf der Kundgebung sagte ich unter anderem:

„Arthur Caron war ein typischer arbeitsloser Werk­tätiger, nicht ein ‚Berufsarbeitsloser‘ oder einer der intellektuellen Dilettan-[259:]ten, die während der Agitation des letzten Winters so oft auftraten. Er arbeitete jahrelang als Weber in Fall River, interessierte sich aber für Architektur und sehnte sich nach einer Möglichkeit, zu studieren. Vor nicht langer Zeit verlor er Frau und Kind. Trauer und Einsamkeit trieben ihn in das ‚Mekka Amerikas‘, wo er aber nichts anderes fand als Tausende von Arbeitslosen, die hungrig, frierend und ohne Hoffnung durch die Straßen zogen. Er schloß sich der Arbeitslosengruppe Tannenbaums an, in der Hoffnung, eine Lösung seiner dringenden Probleme zu finden, und er war unter den Arbeitslosen, die in der Kirche St. Alphonsus verhaftet wurden. Erneut wurde er nach einer Demonstration zusammen mit O’Carroll festgenommen, in ein Auto gezerrt und von Detektiven erbarmungslos zusammengeschlagen, so daß er mit gebrochenem Nasenbein in ein Krankenhaus eingeliefert werden mußte. In Tarrington, wo man versuchte, eine Protestversammlung gegen die Greuel von Kolorado durchzuführen, wurde er verlacht und ausgepöf­fen, als er erklärte: ‚Ich bin Amerikaner.‘ Die Vertreter von Ruhe und Ordnung bewarfen ihn mit Steinen und Schmutz. Er forderte Brot. Er erhielt den Schlagring. Er forderte Gehör. Er erhielt einen Stein­hagel.

Wenn dieser junge Mensch als letztes Mittel zur Gewalt griff, *wer ist dafür verantwortlich? Wer lehrte es ihn?* Gewaltanwendung ist eine nur zu natürliche Folge der Polizeibrutalität und der Gesetzlosigkeit der Massen. Diesem jungen Menschen wurde jede Möglichkeit eines Protestes gegen sein elendes Leben versagt. Man überließ ihn sich selbst und seinen eigenen trüben Gedanken. Dazu kam noch seine bittere Empörung über die Gleichgültigkeit des neuesten Neros, der Sonntagsschultraktätchen austeilte, während Ludlow brannte.

Wir sollten uns nicht mit Verachtung von den verstümmelten Leichen toter Arbeiter abwenden, deren Lippen für immer verschlossen sind und die möglicherweise die Opfer einer un-[260:]geheuren Verschwörung wurden. Wir müssen ihre Gedanken und Handlungen nicht billigen; doch selbst *wenn wir sie für schuldig halten*, können wir ihnen Mitleid entgegenbringen für das schwere Leid, das nur diesen verzweifelten und sinnlosen Weg fand, sich Bahn zu brechen; Mitleid für die dumme Kurzsichtigkeit, die Sprengstoff in eine überfüllte Mietskaserne brachte. Wir müssen uns darüber klar sein, daß Gewaltanwendung gegen ein Individuum nichts an der Lage ändern und auch die Kinder von Kolorado nicht zu neuem Leben erwecken wird. Verdammen wir die Brutalität, die eine solche Denkweise erst entstehen ließ, einen solchen Haß, der ebenso unauslöschbar ist wie das Unrecht, das uns geschieht; verdammen wir die Gesellschaft, die ihre Kinder zu so verzweifelten Vergeltungsmaßnahmen treibt.“

Ja, 1913/14 war eine barbarische und blutige Zeit im Klassenkampf in Amerika. Es war der Auftakt zu dem Massenmorden des ersten Weltkrieges, in dem Millionen ihr Leben lassen mußten. 1914 hatte ich schon acht Jahre täglich in engster Verbindung mit den Arbeitern gestanden. Ich kannte ihre Ehrlichkeit, Bescheidenheit, Anständigkeit, ihre Liebe zu ihrer Familie und ihrer Gewerkschaft, ihre Hilfsbereitschaft den Kollegen gegenüber, ihren Mut, ihre Opferbereitschaft. Ich haßte diejenigen, die sie ausbeuteten, sie von oben herab behandelten, sie belogen, betrogen und verrieteten. Ich haßte diejenigen, die von dem, was die Arbeiter mit Schweiß und Mühsal geschaffen hatten, ein Leben in Müßiggang und Luxus führten. Wie ein glühendes Eisen drang der Haß immer tiefer in mein Herz. In meiner Jugend hatte ich eine lange Periode der rücksichtslosen brutalen Gewalt, des Terrors und der Ausschreitungen gegen die Arbeiter erlebt. Privatarmeen, bewaffnete Rowdies, Sheriffs, Polizei, bundesstaatliche Gendarmerie, Miliz und Richter, vom Friedensrichter bis zum Obersten Gericht, sie alle gehorchten [261:] den Befehlen der Unternehmer – im Norden und im Süden, im Osten und im Westen. Überall, wo ich hinkam, sah ich neue Beispiele dafür. Und immer stärker wurde mein Haß gegen all dieses Böse. Ich wurde in meiner Jugend und bin heute noch mit meinen vierundsechzig Jahren ein Todfeind des Kapitalismus.

1914: 1. Mai in Tampa. Jim Larkin kommt nach Amerika

Nach dem Streik in Paterson litt ich lange an chronischer Bronchitis, die ich nicht wieder loswerden konnte. Im Frühjahr erhielten Carlo und ich die Einladung, einige Tage in Tampa (Florida) zu verbringen und auf den Veranstaltungen zum 1. Mai zu sprechen. Wir legten fast die ganze Fahrt zu Schiff zurück. Es war eine schöne, geruhsame Reise. Als wir in Tampa ankamen, war es so heiß wie in New York nur im Hochsommer. Die Stadt und ihre Umgebung, besonders Ybor City, war ein Zentrum der Zigarrenmacher. Männer und Frauen – Kubaner, Italiener, Mexikaner und Spanier – arbeiteten in den Fabriken. Sie waren hochqualifizierte Arbeiter, die die feinsten und teuersten Zigarren in Handarbeit herstellten. Am Abend saßen sie rauchend auf ihren Vortreppen. Die Frauen rauchten kleine Zigarren, die in diesen Fabriken besonders für sie hergestellt wurden.

In einer Fabrik, die wir besichtigten, war ein Rednerpodium wie eine Kanzel fünf oder sechs Fuß hoch über den Köpfen der Arbeiter angebracht. Dort saß ein Mann, der „Vorleser“, der von den Arbeitern mit Einverständnis und Unterstützung der Unternehmer eingestellt worden war, weil das Vorlesen der Ruhe und Konzentration diene. Er las Zeitungen, Broschüren und Bücher in italienischer und spanischer Sprache vor. Die [262:] Arbeiter bestimmten, was er lesen sollte, und der Inhalt dieser Lektüre war meist äußerst radikal. Als wir die Fabrik besuchten, las er eine Broschüre über Geburtenkontrolle. Wir wurden den Arbeitern als die Führer des Streiks der Seidenarbeiter von Paterson vorgestellt und ernteten einen mächtigen Beifall. Wir sagten ein paar Worte – das einzige Mal, daß ich je in einer Fabrik sprach.

Am Mittag des 1. Mai sprachen wir auf dem Marktplatz in Tampa und am Nachmittag auf der Landpartie der Zigarrenmacher. Die Veranstaltung war gut besucht und lustig – mit Essen, Trinken und Musik der vielen anwesenden Nationalitäten. Sie hatten eine merkwürdige Aussprache – zwar auch fremdländisch, so wie wir es aus dem Norden kannten, aber weicher und undeutlicher durch den südlichen Tonfall, den sie von den Einheimischen angenommen hatten. Ich erinnere mich, daß mich ein kleiner Junge über den Schnee ausfragte, den er noch nie gesehen hatte. Er fragte, ob wir ihm nächsten Winter nicht etwas schicken könnten. Carlo und ich unterhielten uns am Nachmittag auf dem Tanzboden mit Ortsansässigen. Plötzlich fiel mir auf, daß keine Neger am Fest teilnahmen, aber außerhalb des hohen Drahtzauns sah ich dunkle Gesichter, interessiert und begierig, „die IWW aus dem Norden“ zu hören. Ich war beschämt, sie von der Maifeier ausgeschlossen zu sehen. Nachdem wir geendet hatten, gingen Carlo und ich an den Zaun und sprachen mit den Negern. Sie drängten sich dicht zusammen, um uns zu hören. Wir erzählten ihnen von den Hunderten von schwarzen Hafearbeitern, die in Philadelphia den IWW angehörten, und von den Negerarbeitern in den Färbereien von Paterson, die wir beim Streik kennengelernt hatten. Aber während wir noch mit ihnen sprachen, merkten wir, daß das Komitee der eingewanderten Arbeiter nervös und unruhig wurde. Sie fürchteten, die Polizei würde ihre Drohung wahr machen und das Fest verbieten. Das war mein erstes Zusammentreffen [263:] mit dem furchtbaren Jim-Crow-System des Südens, und es beeinträchtigte meine Freude an dieser Reise. Das warme Klima tat meinem Hals gut, und ich war wieder zur Arbeit bereit, als ich zurückkehrte.

Eines Tages im Frühjahr 1914 klopfte es an unsere Tür in der 134. Straße (Ost) Nr. 511 in Bronx. Wir wohnten drei Treppen hoch, und die Klingel war meist nicht in Ordnung. Vor der Tür stand ein hagerer Mann mit einem grob geschnittenen Gesicht und einem ergrauenden Haarschopf. Er sprach mit irischem Akzent und fragte nach Mrs. Flynn. Als meine Mutter an die Tür kam, sagte er einfach: „Ich bin Jim Larkin. James Connolly schickt mich.“ Seitdem kam er regelmäßig, um mit meiner Mutter Tee zu trinken. Er nannte sie stets „meine Landsmännin“. Er war gekommen, um Geld für die Irische Bürgerarmee und für die Arbeiterbewegung Irlands zu sammeln. Mit Connolly zusammen hatte er den Irischen Transportarbeiterverband gegründet und war 1913 der energische Führer ihres großen Streiks. Nachdem er einmal Irland verlassen hatte, tat die britische Regierung alles, um seine Rückkehr zu verhindern. Er blieb während des ganzen ersten Weltkrieges hier, wurde bei den Palmer-Überfällen verhaftet, ins Zuchthaus geschickt und schließlich deportiert.

Larkin war sehr arm und bewohnte während seines Aufenthalts in New York eine Stube in einer Gasse von Greenwich Village, Milligan Place genannt. Sie führte diagonal von der 6. Avenue zur 11.

Straße und blickte auf das alte Gericht von Jefferson Market. Er hatte einen kleinen offenen Kamin, auf dem immer ein Teekessel summt. Sein Tee war so stark, daß er uns wie Medizin schmeckte. Seine Lebensgewohnheiten waren karg und streng. Er war ein erbitterter Gegner des Alkohols und nannte ihn den Fluch der Iren. Einmal saß er mit einer Gruppe von uns in Johns Restaurant in der 12. Straße (Ost), das wir seit 1913 des öfteren aufsuchten. Er bestellte Tee. Tee wurde hier normalerweise nicht ausgeschenkt, aber aus Achtung für ihn wurde Tee und eine Teekanne geholt, und er lehrte die Wirtsleute, wie man Tee kocht.

Larkin war ein hervorragender Redner und ein unvergleichlicher Agitator. Er sprach auf Versammlungen der Kriegsgegner, wo er gegen die Versuche des britischen Imperialismus donnerte, die USA in diesen Krieg hineinzuzerren. Meine Mutter gab ihm die grüne Fahne der Föderation der Irischen Sozialisten, und er sprach unzählige Male unter ihr, besonders im Hafenviertel New Yorks. Die Fahne kam schließlich irgendwo auf der Westseite abhanden. Ein alter irischer Schuster verlor sie. Er pflegte sie in seiner Werkstatt aufzuheben – aber wenn er sich mit der Fahne auf den Heimweg machte, besuchte er für gewöhnlich verschiedene Kneipen.

Als Connolly und seine Kameraden nach dem Aufstand von 1916 erschossen wurden, entfachte Larkin hier einen gewaltigen Proteststurm, besonders wenn er gegen die Salon-Iren vom Leder zog, meist Politiker, die den bewaffneten Aufstand des irischen Volkes in Vergessenheit reden wollten. Er ging mit uns nach Paterson, nachdem wir unseren Kampf um die Redefreiheit gewonnen hatten, und sprach auf einer großen Versammlung der Seidenarbeiter. Diese veranstalteten eine geradezu rührende Sammlung von Pennies, Fünf- und Zehncentstücken zur Unterstützung der Iren, nachdem sie Jims Appell für „Brot und Waffen“ gehört hatten. So mancher irische Polizist sah auf die Seite und stellte sich taub, wenn Jim seine Ansprachen hielt. Er schloß sich nach seiner Ankunft in Amerika dem linken Flügel der Sozialistischen Partei an und nahm fünf Jahre später, im Jahre 1919, als Delegierter am Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei in Chicago teil.

Die Vergangenheit Larkins als kämpferischer Führer der Arbeiter in Irland war in Amerika gut bekannt. Er hatte die Solidarität zwischen den irischen und britischen Arbeitern gefestigt, [265:] als er 1913 in Dublin den Streik gegen William Murphy führte, einen irischen Superkapitalisten, Besitzer von Straßenbahnen und Elektrizitätswerken, Eisenbahnen, Hotels, Schiffen und zwei Zeitungen. Eine der damaligen Streikversammlungen wurde als „aufrührerisch“ verboten. Larkin verbrannte den Verbotsbescheid und kündigte an, die Versammlung werde doch stattfinden. Tausende warteten geduldig zur angegebenen Zeit am angegebenen Ort. Ein alter Mann mit einem langen Bart betrat das Hotel Imperial. Wenige Minuten später erschien er auf einem Balkon, riß sich den Bart ab und sagte: „Ich bin Larkin. Ich habe versprochen, hier zu sein, und hier bin ich.“ Daraufhin stürzte sich die Polizei auf die Menschenmenge. Dieser Tag, der 31. August 1913, galt bis zu diesem Zeitpunkt als „der blutigste Tag in Dublin“. Fünfhundert Menschen wurden beim Angriff der Polizei verletzt, und ein Mann wurde getötet. Connolly und Larkin veranstalteten eine große Beerdigung. Der Trauerzug war zwei Meilen lang. Ebenso wie bei uns in Lawrence und Paterson ließ sich die Polizei beim Begräbnis nicht sehen.

Jim Larkin war der Neffe eines der Märtyrer von Manchester, die von der britischen Regierung 1867 gehängt wurden. Unter dem Jubel irischer Zuhörer rühmte er sich seines Stammbaums, in dem „vier Generationen lang in jeder Generation ein Mann als Rebell gehängt worden war“. Connolly und Larkin verstanden es meisterhaft, den Kampf für die Freiheit Irlands, die Schaffung einer irischen Arbeiterbewegung und die Errichtung einer sozialistischen Bewegung miteinander zu verbinden. Sie ergänzten sich gegenseitig und wurden in Irland geliebt und geachtet – und achteten sich gegenseitig. Ich bin stolz, daß ich diese beiden wahrhaft großen Söhne Irlands zu meinen Genossen und Freunden rechnen durfte.

[266:]

Joe Hill, Sänger und Märtyrer der Arbeiterbewegung

Nach dem furchtbaren Jahr 1914, in dem nur meine Reise nach Tampa ein Lichtblick war, freute ich mich, 1915 wieder über Land zu fahren und auf Versammlungen zu sprechen – zum ersten Mal in

Kalifornien. Ich besuchte viele Städte, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, Denver, eine Meile hoch in den Rocky Mountains gelegen, Salt Lake City mit seinen breiten, windgepeitschten Straßen und langen Häuserblocks, Los Angeles und schließlich, wenn auch in meinen Erinnerungen beileibe nicht an letzter Stelle, die schönste Stadt von allen, San Franzisko.

Das wichtigste Ereignis auf dieser Reise war mein Besuch bei Joe Hill im Bezirksgefängnis in Salt Lake City (Utah). Er war der Sänger der IWW, der Lieder schrieb, „um die Flamme der Unzufriedenheit zu schüren“. Einige seiner Lieder wurden zu volkstümlichen Weisen gesungen oder zu Melodien von Kirchenliedern, und zu anderen komponierte er die Melodien selbst. Sie waren sehr einprägsam und wurden überall von den IWW gesungen, auf ihren Versammlungen an den Straßenecken oder im Saal, in der Streikpostenkette und im Gefängnis, von einer Küste zur anderen. Oft begleitete sich Joe Hill selbst auf dem Klavier, wenn er auf den Versammlungen sang. Zu seinen berühmtesten Liedern gehören „Casey Jones“, „Mr. Block“, „Die langhaarigen Pfaffen“ oder „Kuchen gibt’s im Himmel“, „Arbeiter der Welt, erwacht“, „Halleluja, ich bin ein Fechtbruder“ und zwei Antikriegslieder: „Nehmt mir nichtmeinen Papa“ und „Sollte ich einmal Soldat sein“. Während seiner Haft schickte er mir eine Abschrift seines Liedes „Das Rebellenmädchen“, das er im Gefängnis geschrieben und mir gewidmet hatte.

Joe Hills voller Name war Joseph Hillstrom. Er war ein Einwanderer aus Schweden, der bis in den Westen gezogen war und [267:] dort Wanderarbeiter wurde. Was ihn aus der Menge der Arbeiter hervorhob und ihn zur Zielscheibe aller Angriffe der Unternehmer machte, waren seine Lieder. Er nahm aktiv am Kampf für die Redefreiheit in San Diego teil. 1914 bemühten sich die IWW, die Arbeiter der Kupfergruben zu organisieren, die zur Kapitalgruppe Guggenheim gehörten. Joe kam auch dorthin und half bei einem Streik der IWW in Tucker (Utah), an dem fünfzehntausend Bergarbeiter teilnahmen. Im Januar 1914 wurde ein Lebensmittelhändler in Salt Lake City überfallen und ermordet. Die Polizei sah sich nach Mitgliedern der IWW um, denen man dieses Verbrechen in die Schuhe schieben könnte, und so wurde das grobe Justizverbrechen gegen Joe Hill konstruiert. Die Anklage stützte sich auf die Weigerung Joe Hills, ein Alibi nachzuweisen, und darauf, daß in dieser Nacht auf ihn geschossen worden war. Tatsächlich hatte er eine Liebesaffäre mit einer verheirateten Frau und lehnte es bis zum Tage seiner Hinrichtung ab, ihren Namen oder den Namen ihres Mannes zu nennen, der wahrscheinlich den Schuß auf ihn abgegeben hatte. Die Anklage gegen ihn war denkbar fadenscheinig, aber die Voreingenommenheit und die Furcht vor den IWW war so groß, daß man seine Verurteilung durchsetzte.

Vor meinem Besuch im Gefängnis hatte ich Joe Hill noch nie gesehen. Er war groß, schlank, sehr blond, mit tiefblauen Augen. Er war einunddreißig Jahre alt. „Das Alter, in dem Jesus an das Kreuz geschlagen wurde“, sagte er mir. Wir saßen im Büro des Sheriffs, von dem aus man durch die Gittertür einen schönen weiten Rasenplatz überblicken konnte. In der Gartenstadt Salt Lake City, die von einem Kranz hoher, schneebedeckter Berge umgeben ist, war Frühjahr, und zu dieser Jahreszeit wirkte ihr grüner Schimmer, die Höhenlage und die klare reine Luft wie Wein. Aber hier überfiel einen der bekannte üble Gefängnisgeruch, das Schlüsselgeklirr, die mürrische Erlaubnis, einzutreten, [268:] die feuchte, mit dem widerlichen Geruch von Desinfektionsmitteln geschwängerte Luft, all das, was für ein Gefängnis kennzeichnend ist. Es war das erste Mal, daß man Joe erlaubte, einen Besucher im Büro zu empfangen und ihm die Hand zu schütteln. Der Gefängnisinspektor war einer der Detektive, die den Fall konstruiert hatten, und er hoffte, Joe würde „auspacken“. Sie rechneten damit, daß er versuchen würde, seine Unschuld zu beweisen.

Über seinen Fall hatte er mir wenig zu sagen. Ich wußte, daß er Berufung eingelegt hatte, die in elfter Stunde von Richter O. N. Hilton, dem Rechtsberater der Bergarbeiterföderation des Westens, übernommen wurde, und daß die Angelegenheit noch schwebte. Der Fall lag juristisch sehr ungünstig, weil Joes erster Anwalt, ein ortsansässiger Sozialist, zu ängstlich gewesen war, um eine wirkliche Verteidigung vorzunehmen und überall dort, wo es notwendig war, Einsprüche zu erheben, „das Protokoll zu beanstanden“, wie es die Rechtsanwälte nennen. Schließlich stand Joe im Gerichtssaal auf und entließ den Rechtsanwalt. Er erklärte dem Richter, er brauche keine zwei Ankläger. Der Richter setzte denselben Rechtsanwalt erneut ein, und Joe weigerte sich, weiter an der Verhandlung teilzunehmen.

Joe hatte einmal bezweifelt, ob es ratsam wäre, Berufung einzulegen, der hohen Kosten wegen. Aber wir hatten ihn von der Notwendigkeit überzeugt. Trotz aller juristischen Schwierigkeiten glaubten wir nach den Siegen in den Fällen Moyer, Haywood und Pettibone, Ettor und Giovannitti an einen guten Ausgang.

Joe Hill war nicht so optimistisch, aber er wandte sich nicht gegen unsere Bemühungen. Er sagte mir: *„Ich fürchte den Tod nicht, aber ich bliebe gern noch etwas länger im Kampf.“* Er sah, daß ich niedergeschlagen war, als ich ging. Eine unruhige Vorahnung preßte mir das Herz zusammen, als ich mich von ihm verabschiedete. Er scherzte über einen alten, bärtigen Mann, der draußen den Rasen schnitt. *„Der hat Glück, Gurley. Er ist Mor-[269:]mone, und er hat zwei Frauen gehabt. Ich dagegen habe noch nicht einmal eine gehabt!“* Ich sehe ihn noch hinter der Gittertür stehen, und er – *„er sah mich lächelnd an“*, wie es in dem modernen Lied heißt.

Viele junge Menschen von heute denken vielleicht, Joe Hill sei eine mythische Figur. Sie kennen ihn nur aus dem Lied mit dem unheimlichen Refrain: *„Nie starb ich, sagte Joe“*. Die wahre Geschichte dieses Sängers und Märtyrers der IWW ist ein tragisches Kapitel in der langen und schändlichen Geschichte der Justizverbrechen gegen Arbeiter.

Richter Hilton kam nach dem Osten und legte das gesamte Material dem schwedischen Gesandten W. A. F. Ekengren vor, der aus Schweden erfahren hatte, daß dort gewaltige Protestaktionen im Gange waren. Ekengren intervenierte bei Präsident Wilson, der aber in der Angelegenheit eines Bundesstaates keine Macht hatte. Trotzdem wandte er sich mit einer Bitte an Gouverneur Spry, mit dem Erfolg, daß die für den 1. Oktober angesetzte Hinrichtung vertagt wurde, um dem schwedischen Gesandten Gelegenheit zu geben, dem Gouverneur seine Gesichtspunkte zu unterbreiten.

Während Richter Hilton in New York weilte, stellte ich ihn Mr. und Mrs. J. Sargent Cram vor. Mrs. Cram war eine liberale Frau – eine überzeugte Pazifistin, die Geschäftsräume in verschiedenen Teilen der Stadt zu mieten pflegte, um örtliche Ausstellungen der hervorragenden Antikriegskarikaturen Robert Minors auszustellen. Sie traf all ihre Verabredungen im hocheleganten Colony Club in New York und lud mich gelegentlich in ihr Sommerhaus in Old Westbury (Long Island) ein. Sie stellte mich Richter Lovett vor, dem Präsidenten der Union Pacific Railroad, der in einem palastähnlichen Gebäude in der Nähe wohnte und der „sehr erstaunt“ war, wie ich auf den Gedanken käme, daß er „Einfluß“ beim Gouverneur von Utah habe. Sie stellte mich auch einem der Guggenheims vor, den [270:] Besitzern der Kupfergruben in Utah. Mir war es, als spräche ich mit Wesen von einem anderen Planeten!

Richter Hilton und ich fuhren zusammen nach Long Island, um Mr. Cram aufzusuchen. Er war ein stattlicher, glatzköpfiger, schlauer Politiker der Demokratischen Partei, der uns alle für etwas übergeschnappt hielt. Aber die Art, wie Richter Hilton ihm den Fall vortrug, machte auf ihn Eindruck, und mich schätzte er als eine „vernünftige Frau“, besonders weil ich an den seltenen Weinen aus seinem Keller Geschmack fand. Er erklärte sich also bereit, für Mrs. Cram und mich eine Verabredung mit Präsident Woodrow Wilson zu vereinbaren. Wir hatten schon am 28. September 1915 einmal versucht, zu ihm zu kommen, waren aber zum damaligen geschäftsführenden Sekretär des Staatsdepartements, Polk, verwiesen worden. Da Mr. Cram die Delegation geführt hatte, die auf dem Parteitag für die Kandidatur Wilsons stimmte, hatte er leicht Zugang zum Weißen Haus.

Am 11. November 1915 fuhren wir nach Washington. Wir frühstückten zusammen mit Gifford Pinchot, einem Schwager von Mrs. Cram, Mitglied der Republikanischen Partei, der uns zum Weißen Haus brachte. Mr. Tumulty, der Sekretär des Präsidenten, empfing uns freundlich. Er kannte mich vom Streik in Paterson im Jahre 1913. Als der Präsident hereinkam, begrüßte er uns herzlich. Er hielt sogar die Hand Mrs. Crams eine Weile. Er hörte aufmerksam zu, als wir unser Anliegen vorbrachten. Er sagte, er hätte schon einmal auf Bitten des schwedischen Gesandten interveniert. Er meinte, es könnte vielleicht mehr schaden als nützen, wenn man zu sehr darauf bestehen würde. Ich hatte keine Ahnung, wie man sich in einem Gespräch mit dem Staatspräsidenten benimmt, und fiel ihm ins Wort: *„Aber er ist doch zum Tode verurteilt, Herr Präsident. Was kann man denn da noch verschlimmern?“* Er lächelte und meinte: *„Nun ja, das stimmt schon!“* und versprach, sich die Sache zu überlegen.

[271:] Die Tage vergingen, und wir waren vom Scheitern unserer Mission überzeugt. Aber die AFL, die in San Franzisko tagte, übersandte dem Präsidenten am 17. November ein dringendes telegrafisches Gesuch, das von Samuel Gompers unterzeichnet war. Unter diesem Druck sandte Wilson Gouverneur Spry eine zweite Botschaft folgenden Inhalts: „Zögernd, aber mit dem tiefsten Bewußtsein der Wichtigkeit dieses Falles, gestatte ich mir, nochmals Eure Exzellenz auf die Richtigkeit und Ratsamkeit einer sorgfältigen erneuten Überprüfung des Falles Joseph Hillstrom hinzuweisen.“ Gouverneur Spry wies diese Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten kurz angebunden als eine „nicht angebrachte Einmischung“ zurück.

In Utah hatte ein Verurteilter die Wahl, entweder gehängt oder von einem Erschießungskommando hingerichtet zu werden. Das war ein Überbleibsel aus dem alten Westen. Joe wählte den Tod durch Erschießen. Am 19. November 1915 wurden fünf maskierte Männer – damit niemand ihre Identität feststellen konnte – in einem Wagen mit verhängten Fenstern in das Gefängnis gefahren. Einer davon hatte nur Platzpatronen in seiner Pistole, damit es auch unklar blieb, wer den Todesschuß abgefeuert hatte. Joes letzte Worte waren: „*Trauert nicht, organisiert euch!*“ Sein Wunsch, „ich will nicht als Toter in Utah zurückbleiben“, wurde erfüllt. Die IWW brachten seine Leiche nach Chikago zur Einäscherung. Ich konnte an der Feier nicht teilnehmen, weil meine Gerichtsverhandlung in Paterson (New Jersey) fällig war. Richter Hilton war der Hauptredner bei der Totenfeier im Ashland Auditorium. Seiner Rede wegen wurde ihm das Recht der Berufsausübung im Bundesstaat Utah entzogen. Dies ist der erste mir bekannte Fall, in dem ein Rechtsanwalt gemäßregelt wurde, weil er seinen Klienten verteidigt hatte, ein Vorläufer ähnlicher Methoden gegen ähnliche Anwälte, wie sie drei Jahrzehnte später bei den Prozessen unter dem Smith-Gesetz üblich wurden.

[271:]

Durch das Goldene Tor

Auf meiner Reise nach dem Westen im Sommer 1915 sprach ich in Salt Lake City auf einer Massenversammlung vor vierhundert Menschen über den Fall Joe Hill und fuhr dann weiter nach Kalifornien. Mein erster Aufenthalt war in Los Angeles, wo ich beim ersten Rechtsberater der IWW, meinem alten Freund Fred Moore, wohnte. Er verhalf mir zu meinem größten Erlebnis hier, einem Besuch bei Dave Caplan und Matt Schmidt im Gefängnis von Los Angeles hoch oben über einem Gerichtsgebäude. Sie waren 1914 im Zusammenhang mit dem berühmten Fall McNamara vom Jahre 1911 verhaftet worden, ein weiteres Beispiel dafür, wie die „Goldene Regel“, die Vereinbarung, die Lincoln Steffens mit der Staatsanwaltschaft getroffen hatte, mit Füßen getreten wurde. Eine Belohnung von 25.000 Dollar für die Ergreifung „Mitschuldiger“ war geheim nach wie vor in Kraft. Ein Detektiv, der sich mit den Gästen zu einer Feier in Emma Goldmans Wohnung eingeschlichen hatte, lernte dort Schmidt kennen und denunzierte ihn bei der Polizei. Caplan erhielt fünfzehn Jahre und Schmidt lebenslänglich Zuchthaus. Ich kannte keinen von beiden, hielt es aber für meine Pflicht, alle Klassenkampfgefangenen, wie wir sie nannten, zu besuchen. Die Arbeiter waren auf das höchste empört, daß diese beiden verhaftet worden waren, nachdem man die Vereinbarungen mit Steffens so weitgehend popularisiert hatte, und es wurden zahlreiche Versammlungen für ihre Verteidigung abgehalten. Ich sprach auf mehreren dieser Versammlungen.

Im Mai 1915 sah ich zum ersten Mal San Franzisko, die weiße Stadt am blauen Meer, die ich damals für die schönste unseres Landes hielt und auch heute noch halte. Die IWW hatten einen großen Versammlungsraum in der 17. Straße. Ich sprach eine Woche lang abwechselnd dort und in der Carpenters' Hall in der Valencia Street über Joe Hill, Caplan und Schmidt, über [273:] „Gewaltanwendung und die Arbeiterbewegung“ und über „Die Rolle der Frauen im Streik“.



Kinder der streikenden Arbeiter von Lawrence auf dem Weg nach New York, wo sie während des Textilstreiks von 1912 Aufnahme bei Arbeiterfamilien fanden. Rechts E. G. Flynn.

Ich sprach auch in Oakland, wo der „rote“ Doran Vorsitzender war. Viele merkwürdige und amüsante Dinge ereigneten sich bei den IWW. So öffneten sich auf dieser Versammlung plötzlich die Flügeltüren des Saales am Ende eines breiten Ganges, und ein gutangezogener junger Mann mit einem riesengroßen Blumenstrauß in der einen und einer Flasche Wein in der anderen Hand kam herein. „Herzlich willkommen in Kalifornien, Gurley!“, rief er aus. Die Versammlung mußte unterbrochen werden, bis ich beides entgegengenommen hatte. Ich hatte Howard Shaeffer zum letzten Mal in New York gesehen, als er den Befehl erhalten hatte, die Stadt zu verlassen, wenn er nicht ins Gefängnis wandern wollte. Er hatte faule Eier gegen die Leinwand eines Filmtheaters am Broadway geschleudert, als dort der negerfeindliche und die Konföderierten verherrlichende Film „Die Geburt einer Nation“ vorgeführt wurde. Jetzt tauchte er hier, dreitausend Meilen von New York entfernt, wieder auf. Meine Jugendtage waren mit Abenteuern dieser Art angefüllt. Shaeffer wurde ein erfolgreicher Geschäftsmann in Kalifornien.

Bei den IWW in San Franzisko, als ich nach meiner ersten Versammlung eine Tasse Kaffee trank, traf ich Tom Mooney und wurde seiner Frau, Rena, vorgestellt, die Kindern Musikunterricht erteilte. Sie waren beide keine Mitglieder der IWW, waren aber gekommen, um mich sprechen zu hören. Er sah aus wie damals, als ich ihn in Idaho kennengelernt hatte – dunkelhaarig, mit rosigen Wangen und munter. Er erinnerte sich, daß er mich zum ersten Mal in Chicago auf einer IWW-Versammlung gesehen und mir dort eine Broschüre abgekauft hatte. Eigentlich hätte er sich die Ausgabe nicht leisten können, aber er hatte sich geschämt, nein zu sagen. Jetzt, 1915, war Tom Mitglied des Formerverbandes bei der AFL., aber im Augenblick [274:] bemühte er sich, die Straßenbahner von San Franzisko zu organisieren.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch eine „Tochter Kaliforniens“ kennen, eine schlanke, schöne Frau in den Vierzigern, mit sanfter Stimme, aber fest und mutig in ihren Ideen – Anita Whitney. Als Vorsitzende der Hochschulliga für gleiches Wahlrecht hatte sie ihre Anhängerinnen 1911 zum Sieg

geführt, als Kalifornien als sechster Staat in der Union den Frauen das Wahlrecht zuerkannte. Sie war die zweite Vizepräsidentin der Amerikanischen Vereinigung für gleiches Wahlrecht, in der Dr. Anna Shaw den Posten der Präsidentin innehatte und Jane Addams erste Vizepräsidentin war. Sie war Mitglied des Exekutivkomitees des Landesverbandes zur Förderung der Farbigen. 1914 war Anita Whitney Mitglied der Sozialistischen Partei geworden. Nach Beendigung der Hochschule in den neunziger Jahren hatte sie drei Monate in einer Hochschulsiedlung in New York in der Rivington Street zugebracht. Der Anblick und die Gerüche der schmutzigen Slums, die Antreiberbuden, die Kinderarbeit, die überfüllten Behausungen der Armen, in denen es von Ratten und Schaben wimmelte, die Prostitution, die Verbrechen und die furchtbaren Feuersbrünste waren erschreckende Eindrücke, die ihr die Augen öffneten. Ein solcher Hohn auf das Versprechen der Gewährleistung von Leben, Freiheit und Glück verfolgte sie auch nach der Rückkehr in ihr angenehmes Heim in Kalifornien.

Sie leistete fünfzehn Jahre lang Wohlfahrtsarbeit im Bezirk Alameda (Kalifornien). Sie kämpfte um die Einführung von Jugendgerichten und wurde die erste Fürsorgerin für straffällige Jugendliche. Sie meldete sich als Mitarbeiterin für das Hilfswerk nach dem Erdbeben und Brand von San Franzisko im Jahre 1906. Schließlich gab sie ihren Beruf auf, weil sie merkte, daß eine grundlegende Veränderung politischen Charakters notwendig war, um etwas gegen die Armut zu unternehmen. Wäre [275:] „Miss Whitney aus Kalifornien“, wie sie überall auf den Kongressen für gleiches Wahlrecht hieß, nicht Sozialistin gewesen, dann hätten ihr die Stimmen der Frauen ihres Staates jede gewählte Funktion eröffnet, sogar im Senat. Aber sie setzte ihre Füße auf die „Straße zur Freiheit“ und war bereit, sie zu Ende zu gehen, wie wir später sehen werden.

In San Franzisko wurde damals eine sehr bunte und interessante Ausstellung gezeigt, und ich sah sie mir zusammen mit George Speed an, der schon damals ein Veteran der Arbeiterbewegung war. Er wurde in Bronx geboren und lernte in seiner Jugend die Anfertigung von Zylinderhüten. Später wurde er Seemann und gehörte zu den ersten, die diese Gruppe ausgebeuteter Arbeiter zu organisieren begannen.

Während meines Aufenthalts in San Franzisko besuchte ich zum ersten Mal das Zuchthaus von San Quentin. Fremont Older, der Herausgeber einer Zeitung in San Franzisko, gab mir ein Einführungsschreiben für den Gefängnisdirektor. Das Zuchthaus lag ein paar Meilen von der Stadt entfernt auf dem Festland und war, wie jedes Zuchthaus, trostlos und abstoßend. Ich besuchte dort Albert Ryan, Mitglied der Bergarbeiterföderation des Westens und ein alter Freund St. Johns, der mich auch gebeten hatte, zu ihm zu gehen. Ryan war wegen Erschießung eines Hilfssheriffs zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Ich besuchte auch J. B. McNamara, Sekretär des Eisenkonstruktionsarbeiterverbandes, der seine fünfzehnjährige Strafe verbüßte. Sein Haar war völlig weiß, obwohl er noch ein relativ junger Mensch war. Der andere Bruder, J. J. McNamara, wollte keine Besucher sehen. J. B. sagte mir, wie dankbar er sei, daß eine Fremde, ein Mitglied der IWW, mit denen er draußen keine Verbindung gehabt hatte, sich die Mühe machte, ihn aufzusuchen, während Samuel Gompers, der Vorsitzende der AFL, der zu derselben Zeit in San Franzisko war, nichts unternahm, um ihn im Zuchthaus zu besuchen. Seine graue Gefängnismütze [276:] fiel zur Erde, als er aufstand, um zu gehen, und ich hob sie ihm auf. Er lächelte, und seine tiefblauen Augen füllten sich mit Tränen. „Das ist seit vier Jahren die erste Handreichung, die mir eine Frau geleistet hat“, sagte er.

Von San Franzisko aus fuhr ich nach Portland (Oregon), einer schönen Stadt in den Bergen, am Willamettefluß gelegen inmitten von Fichten und Rosen, mit dem leuchtenden Mount Hood am östlichen Horizont. Hier lernte ich eine stürmische Streiterin des Nordwestens kennen, Dr. Marie D. Equi, eine erfolgreiche Ärztin, die mich im hocheleganten Hotel Multnomah unterbrachte. Sie empfing alle Rednerinnen, die in die Rosenstadt kamen, und wir waren ihr für den Komfort, der uns sonst auf Reisen nicht geboten wurde, sehr dankbar.

Dr. Marie D. Equi, damals in den Vierzigern, italienischer und irischer Herkunft, war eine kämpferische und leidenschaftliche Persönlichkeit. Sie wurde in New Bedford (Massachusetts) geboren, war aber schon als junges Mädchen nach dem östlichen Oregon geschickt worden, da sie an Tuberkulose litt, die durch die Sonne und die milde, trockene Luft dieser Gegend ausgeheilt werden sollte. Sie

besuchte in Kalifornien die Medizinschule und legte ihre Prüfung in Oregon ab. Während des Erdbebens und der Feuersbrunst von San Franzisko sorgte sie dafür, daß ein Eisenbahnzug mit Ärzten, Krankenschwestern und Medikamenten von Oregon aus abgeschickt wurde, und zeichnete sich im Katastrophengebiet so aus, daß sie von der USA-Armee mit einem militärischen Rang geehrt wurde. Von dieser Arbeit war allerdings nicht mehr die Rede, als sie später wegen ihres Widerstands gegen den ersten Weltkrieg verhaftet wurde.

Marie Equi identifizierte sich frühzeitig mit den IWW im Nordwesten. Ihr Vater war Maurer und Mitglied der Ritter der Arbeit gewesen. In ihrer Mädchenzeit in Massachusetts hatte sie während der Kämpfe für den Achtstundentag Hilfe geleistet. Im Westen führte sie Kampagnen gegen die entsetzlichen, unhygienischen Zustände in den Holzfällerlagern. Obwohl sie nicht Mitglied der IWW war, gewährte sie unseren Mitgliedern ärztliche Betreuung, sprach für sie und verteidigte sie. Während eines Streiks der Konservenarbeiter im Jahre 1913, an dem viele Frauen und Mädchen teilnahmen, wurde sie verhaftet und im Gefängnis derart mißhandelt, daß sie zur Untersuchung und ärztlichen Behandlung nach dem Osten fahren mußte. Sie trug dazu bei, in Oregon ein Gesetz zu erzwingen, das den Arbeitstag für Frauen und Kinder begrenzte, und ihrer Arbeit ist es mit zu verdanken, daß Oregon zu den ersten Bundesstaaten gehörte, in denen die Frauen das Wahlrecht erhielten. Wegen ihrer offenen Kritik an Politikern, Industriellen, sogenannten Volkstribunen und all jenen, die die Armen unterdrückten, zählte sie zu den am meisten gefürchteten und gehaßten Frauen im Nordwesten. Die Massen der einfachen Menschen dagegen liebten und schätzten sie.

„Er hielt uns aus dem Krieg heraus“

Als 1914 der Krieg in Europa erklärt wurde, herrschte in den Vereinigten Staaten eine starke Antikriegsstimmung, die sich in den nächsten drei Jahren noch steigerte. Europa und die Streitigkeiten seiner verschiedenen Dynastien schienen den Menschen nichts zu bedeuten. Man kritisierte die deutschen Sozialdemokraten, die vor dem Kriegsprogramm ihres Landes kapituliert hatten. Es gab eine starke antibritische Stimmung, die nach dem Osteraufstand 1916 in Irland und den darauffolgenden Hinrichtungen hohe Wellen schlug. Viele Friedensorganisationen entstanden, wie zum Beispiel 1914 die Friedensföderation und 1915 die Frauenfriedenspartei. In beiden war Jane Addams aus Chicago die treibende Kraft. Eine große amerikanische Frauendelegation, der auch Emily Green Balch, Dr. Alice Hamilton und [278:] Leonora O'Reilly angehörten, nahm 1915 unter Führung von Jane Addams an einer internationalen Friedenskonferenz in Den Haag teil.

Eine der merkwürdigsten Friedensdemonstrationen jener Zeit war die Ford-Friedenspartei, die ein Schiff charterte, die „Oscar II“, das „Friedensschiff“. Es ging am 4. Dezember 1915 in See, und seine Losung lautete: „Holt die Jungs bis Weihnachten aus den Schützengräben heraus.“ Gerüchten zufolge zahlte Henry Ford sämtliche Unkosten dieser Reise. Die Friedenspilger waren etwa dreißig entschlossene Seelen, darunter Miss Addams und Miss Balch, alle aus Chicago, und – erstaunlich genug – William C. Bullitt aus Philadelphia. Die Liste der angesehenen, aufrechten Amerikaner, die fest für den Frieden eintraten und uns aus dem Krieg heraushalten wollten, war recht eindrucksvoll. In ihr waren Staatsmänner, Geistliche, Professoren, Arbeiterführer, Führerinnen der Frauenbewegung, Schriftsteller, Verleger und sogar Kapitalisten verzeichnet. Wir von den IWW hatten an dieser pazifistischen Tätigkeit keinen Anteil. Für uns war es ein schlechter Witz, gewerkschaftsfeindliche Ausbeuter wie Ford an der Friedensbewegung teilnehmen zu sehen. Wir betrachteten alle, die nicht zur Arbeiterklasse gehörten, mit Mißtrauen und hielten uns von ihnen fern. Und doch waren es die IWW, auf die sich die Verfolgung mit ganzer Macht entlud, als erst einmal der Krieg auch in den Vereinigten Staaten erklärt worden war.

Während draußen der Völkermord wütete und Präsident Wilson 1916 seine Wahlkampagne unter der Losung „Er hielt uns aus dem Krieg heraus“ führte, blieben wir von den IWW verbissen bei unserem Leisten. Unsere selbstgestellte Aufgabe bestand darin, die unorganisierten Arbeiter in unsere Reihen aufzunehmen und sie in den Kampf für höhere Löhne, kürzere Arbeitszeit und angemessene Arbeitsbedingungen zu führen. Unser wichtigstes Arbeitsgebiet war natürlicherweise die Grundindu-[279:]strie, wo die Kriegsprofite in die Höhe schnellten. Es dauerte nicht lange, bis wir

der Parteinahme für die Deutschen beschuldigt wurden, weil das in diesen Industrien produzierte Material für Kriegszwecke bestimmt war.

Die IWW waren Gegner des Militarismus und des Krieges. Wir waren unserer Überzeugung nach Internationalisten. Es war kein Zufall, wenn es auch überheblich aussehen mochte, daß wir uns Industriearbeiter der *Welt* nannten. Es gab Gruppen der IWW in England, Südafrika und Australien, wahrscheinlich als ein Ergebnis unseres Rufes und der Werbetätigkeit unserer Seeleute, die in diese Länder kamen. Haywood schrieb einmal an Frank Little, der eine klare Stellung gegen die Einberufung forderte: „Viele unserer Mitglieder denken so wie Du, aber *überlege doch einmal, daß der gegenwärtige Krieg zwischen den kapitalistischen Nationen eine Sache von untergeordneter Bedeutung ist, wenn Du ihn mit dem großen Klassenkrieg vergleichst, den wir führen.*“ Tatsächlich haben die IWW, mit Ausnahme von allgemeinen Resolutionen gegen den Krieg auf ihren Kongressen von 1914 und 1916, weder vor noch nach dem April 1917 eine offizielle Erklärung zur Teilnahme der USA am Krieg oder zur Frage der Einberufung abgegeben. Das blieb, wie Haywood während des berühmten IWW-Prozesses in Chicago auf dem Zeugenstand sagte, „dem Gewissen des einzelnen überlassen“. Die IWW hielten sich sogar vom Volksausschuß fern, einer mächtigen politischen Massenbewegung jener Zeit. Natürlich ereignete sich an der Klassenkampffront in unserem eigenen Lande genug, um uns in den Jahren 1915 und 1916 in Atem zu halten. Es war auch nicht zu umgehen, daß all das mit dem Kampf gegen den Krieg zusammenfiel. Da war vor allen Dingen der Fall Mooney.

Im Juli 1916 veranstalteten die gewerkschaftsfeindlichen Kräfte in San Franzisko eine „Bereitschaftsparade“, um den Eintritt der USA in den Krieg vorzubereiten. Die gesamte Arbeiter-[280:]bewegung der Stadt hatte sich gegen jegliche Teilnahme ihrer Mitglieder an dieser Veranstaltung ausgesprochen, weil es sich um eine arbeiterfeindliche Aktion handelte und weil die Arbeiterbewegung dagegen war, für den Krieg die Trommel zu rühren. Eine Bombe –so lautete wenigstens die Beschuldigung – wurde in die Parade geworfen und tötete mehrere Menschen. Es ist niemals aufgeklärt worden, ob es sich um eine Bombe handelte oder um Dynamit, das in einem Köfferchen mitgeführt worden war. Tom Mooney und Rena, seine Frau, sowie Warren K. Billings, Ed Nolan und Israel Weinberg wurden verhaftet. Damit begann eines der abscheulichsten Justizverbrechen in der Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung. Die Arbeiter erkannten schließlich, daß die ganze Geschichte zusammengelogen war, und schlossen sich zur Verteidigung der Angeklagten zusammen. Die Verteidigung vertrat die Theorie – und sie hat meiner Ansicht nach viel für sich –, daß deutsche Agenten, die später wegen Brückensprengungen in Kanada abgeurteilt wurden, für diese Explosion verantwortlich waren.

Ich war leider nicht in der Lage, mich sofort aktiv in den Fall Mooney einzuschalten, weil ich gerade mit einem Streik im Mesaba Range (Minnesota) beschäftigt war. Carlo Tresca war im Frühjahr 1916 auf einer Versammlungsreise gewesen, die ihn bis Kalifornien geführt hatte. Auf Wunsch Haywoods, damals schon Generalsekretär der IWW, war er anschließend nach dem Mesaba Range gegangen, um dort zu sprechen, und im Juli zusammen mit einer Gruppe von Rednern, Organisatoren und Streikenden verhaftet worden. Alle waren in einen Sonderzug geladen und in das Bezirksgefängnis von Duluth gebracht worden. In dieser Zeit arbeiteten die IWW auch unter den Steinkohlenkumpeln sehr aktiv, und in Old Forge (Pennsylvanien) war ebenfalls ein Streik im Gange. Ich sprach dort auf einer Landpartie, die Joe Ettor, der Verantwortliche für dieses Gebiet, veranstaltet hatte. Dort erhielten wir ein Telegramm [281:] von Haywood, das uns sofort nach Chicago rief. Von Chicago sollten wir zum Mesaba Range fahren, um die Leitung des Streiks und die Verteidigung der eingekerkerten Kollegen in Duluth zu übernehmen. Joe und ich packten also unsere Siebensachen und waren am nächsten Tag unterwegs nach Minnesota. Was uns dort erwartete, darüber werde ich weiter unten berichten.

Die Landarbeiter werden organisiert

1915, zehn Jahre nach der Gründung der IWW, begann sich eine selbstkritische Haltung in der Organisation zu entwickeln. Es erschienen Artikel zum Thema „Warum wird die Organisation der IWW nicht größer?“ Man diskutierte lebhaft darüber, warum wir nicht in der Lage seien, unsere Mitgliedschaft zu halten. Tatsächlich waren in diesem Jahrzehnt 300.000 Mitgliedskarten ausgestellt worden.

Die Arbeiter gingen in die IWW-Gewerkschaft – aber sie blieben nicht. Die beste Zahl, die wir je aufzuweisen hatten, waren 50.000 Mitglieder im Jahre 1915. Immer stärker wurde die Forderung, aus der rein agitatorischen Phase herauszukommen und eine konstruktive und für die Dauer bestimmte Organisation aufzubauen. Der erste Versuch in dieser Richtung war die Gründung der Landarbeiterorganisation im April 1915. Die Organisation errichtete ihr eigenes Hauptbüro in Kansas City (Missouri). Sie arbeitete sich einen Plan aus, um die Land- und Erntearbeiter in den mittelwestlichen Staaten – „dem Brotkorb Amerikas“ und in Kriegszeiten Lebensmittellieferant für viele andere Länder – zu organisieren.

Wir hörten auf, mit der Seifenkiste umherzuziehen. Die Straße war nicht mehr das Forum der IWW, das wir in so vielen Kämpfen für die Redefreiheit hatten verteidigen müssen. Einer [282:] der letzten Kämpfe dieser Art spielte sich 1914 in Aberdeen (Süd-Dakota) ab, der zweite, der in dieser Stadt im Verlauf von zwei Jahren stattfand.

Bei der Landarbeiterorganisation wurde ein System von Arbeiterdelegierten am Arbeitsplatz organisiert, ein bewegliches System, mit Menschen, die an der Arbeitsstelle tätig waren. Sie folgten den Erntearbeitern von der mexikanischen Grenze, wo die Ernte schon im Frühjahr beginnt, bis sie im Spätherbst die kanadische Grenze erreichten und überschritten. Die Organisation arbeitete als Gewerkschaft mit einem Arbeits- und Lohn tarif, den sie bei den Unternehmern leicht durchsetzen konnte, weil es sich um Saisonarbeit und um leicht verderbliche Produkte handelte. Das Zentrale Büro wurde nach Minneapolis verlegt, mit Walter Nef als Sekretär, und 1915 zählte die Organisation bereits achtzehntausend Mitglieder.

Auf dem Kongreß der IWW von 1916 waren die Landarbeiter die stärkste Gruppe. Das veranlaßte die IWW, ähnliche Methoden bei den Holzfällern und Bergarbeitern einzuführen, sich auf Löhne, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen zu konzentrieren. Die Holzfäller planten eine Kampagne für den Achtstundentag in der gesamten Holzindustrie und bestimmten den 1. Mai zum „Tag der Bündelverbrennung“ – das bedeutete, daß die Decken, die sie auf dem Rücken mit sich trugen, verbrannt werden sollten, um die Unternehmer zu zwingen, den Männern in den Holzfällerlagern sauberes Bettzeug zu liefern. Man betrachtete dies als eine höchst revolutionäre Forderung der „Bündelträger“. Im Jahre 1916 vollzogen die IWW im Westen eine wahre Wendung in ihrer Organisationstätigkeit an den Arbeitsstellen und in ihrer Arbeit für gewerkschaftliche Forderungen. Wenn nicht der Krieg gewesen wäre, hätten sie ohne weiteres mit zwei Jahrzehnten Vorsprung die Rolle des CIO spielen können, zumindest in der Frage der Schaffung starker Industriegewerkschaften in der Landwirtschaft, im Bergbau, in der Holzindustrie und bei [283:] den Seeleuten. Die Angriffe gegen die IWW waren also nicht darauf zurückzuführen, daß sie besonders „kriegsfeindlich“ gewesen wären, sondern vielmehr darauf, daß sie die Kriegsprofite der Unternehmer angriffen.

Am Streik im Mesaba Range waren etwa sechzehntausend Kumpel aus dem Erzbergbau beteiligt, die bei der Oliver Iron Mining Company beschäftigt waren. Es handelte sich um eine lebenswichtige Produktion, die Belieferung des US-Steel-Trusts mit Rohstoffen, deshalb hatte man tausend Raufbolde aus Duluth und anderen Orten als Hilfspolizisten herangezogen. Sie fühlten sich faktisch als die Herren des gesamten Eisenreviers, das von diesen Hilfspolizisten und den bewaffneten Banden der Unternehmer wimmelte. Glücklicherweise hatten einige Städte fortschrittliche Bürgermeister – zum Beispiel Bürgermeister Powers in Hibbing und Boylon in Virginia –, die diese Banden einfach nicht in die Stadt hineinließen. Die finnischen Organisationen besaßen hervorragende Versammlungslokale, an einigen Orten sogar Opernhäuser, in denen die Bergarbeiter ihre Streiklokale eingerichtet hatten und wo wir auch unsere Massenversammlungen abhielten. Der Streik hatte im Juni begonnen, Joe Ettor und ich kamen im Juli an, und es war nicht einfach, einen neuen Kern von Streikfunktionären zusammenzubekommen, nachdem alle bekannten örtlichen Funktionäre verhaftet worden waren. Aber die Kumpel waren gute Kämpfer. Viele der Arbeiter, die jetzt im Streik standen, waren zehn Jahre früher aus den baltischen Staaten hergebracht worden, um einen Streik der Bergarbeiterföderation des Westens zu brechen. Die Arbeitsbedingungen hatten sie schließlich zur Revolte getrieben, ebenso wie es in Lawrence und bei den meisten anderen Streiks der IWW der Fall gewesen war – eine ausgleichende Gerechtigkeit den Unternehmern gegenüber. Sie forderten den Achtstundentag,

einen Mindestlohn von 3 Dollar für Arbeit unter Tage, 3,50 Dollar für Arbeit in der Nässe und 2,75 Dollar für Arbeit im Tagebau, [284:] Abschaffung der Vertragssysteme und Lohnzahlung zweimal im Monat. Die Männer im Tagebau arbeiteten zehn Stunden täglich für 2,60 Dollar. Ein Bestechungssystem der Grubenkapitäne, dem zufolge diejenigen bessere Arbeit erhielten, die dafür zahlten, und Betrügereien, wie zum Beispiel „Lotterien“, an denen die Arbeiter teilnehmen mußten, ohne daß sie jemals einen Gewinn zu sehen bekamen – das und manches andere verschlimmerte die Lage noch. Die Bergarbeiter mußten für Sprengstoff, Sprengschnüre, Werkzeug usw. selbst aufkommen, bekamen aber nie eine ordnungsgemäße Abrechnung zu sehen.

Während die Städte des Eisenreviers sauber und recht anziehend aussahen, lebten viele der Bergarbeiter in entlegenen Siedlungen mit baufälligen Holzbuden ohne Wasserleitung und Kanalisation und Straßen ohne Gehsteige. Das waren die nicht als Gemeinde eingetragenen Grubenstädte. Das Wasser mußte von einer gemeinschaftlichen Pumpe oder einem Brunnen geholt werden. Diese gehörten der Grubengesellschaft, die als Vergeltungsmaßnahme für Streiks oft das Wasser einfach abspernte. In den einsamen Siedlungen kam es zu brutalen Zusammenstößen zwischen Hilfspolizisten und Streikenden, bei denen oft Frauen und Kinder der streikenden Arbeiter in Mitleidenschaft gezogen wurden. Mary Heaton Vorse beschrieb eine dieser Siedlungen und die bewaffneten Banden in ihrem Buch „Footnote to Folly“ folgendermaßen:

„Carson Lake liegt im Schatten einer großen Grube. Es gab dort keine Straßen, und die ungleichmäßigen Zwischenräume zwischen den Häuserreihen waren mit geschwärzten Baumstümpfen und Steinblöcken übersät, dazwischen liefen verirrte Schweine und ein paar erbärmliche Hühner – und Kinder. Der ganze Ort war so furchtbar, das Leben war so jeder Schönheit entkleidet, daß man geradezu erschrak, dort Kinder anzutreffen. Es schien unmöglich, daß Frauen hier Kinder gebären und Familien großziehen konnten.

[285:] Es war ein derart abstoßender Ort, daß es undenkbar schien, hier könnte jemals ein gesunder Ehrgeiz Eingang finden. Man erwartete eine abgestumpfte und verrohte Bevölkerung, ebenso roh wie die Zustände, die hier herrschten. Die Frauen jedoch, die uns interessiert nachblickten, waren ernst, von kräftigem Aussehen und sauber gekleidet.

Über der Tür einer Hütte aus Dachpappe war eine kleine Buntglasscheibe angebracht. An den Fenstern hingen weiße Gardinen, und die Ode draußen wurde durch bunte Blumen in den Fenstern noch mehr hervorgehoben.

Die Männer standen nachdenklich vor ihren Haustüren. Sie waren ruhig und schweigsam, und sie schienen sich nicht von den Männern von Provincetown zu unterscheiden, denn auch sie kämpften gegen die Kräfte der Natur.

Wir hätten uns gern mit den Frauen in Carson Lake unterhalten, besonders mit der Frau, deren Haus mit buntem Glas verziert war, denn sie lächelte uns von ihrer Tür aus zu, aber wir konnten es nicht, weil einer der bewaffneten Rowdies, der im Dienst der Grubenherren stand, völlig betrunken auf uns zu kam und uns mit lauten Flüchen bedachte.

So bleibt mir nur ein Bild ohne Worte – die stillen und starken Männer, die trostlose Siedlung, die freundlichen Frauen, die sich so eifrig bemühten, etwas Schönheit um sich zu schaffen, und der Rowdy, gleichzeitig lächerlich und gefahrdrohend, der durch die Straßen torkelte.

Ich hatte von diesen bewaffneten Knechten der Grubenherren gelesen, und ich war darauf gefaßt, rohe Burschen anzutreffen, aber niemals ist eine Erwartung so übertroffen worden wie hier in Carson Lake – aufgeschwemmt, unrasiert, rotnasig, schienen sie mir wie die übelsten Halunken aus dem Film, zu übertrieben, um wahr zu sein.“

[286:]

Der „Heilige“ wird Goldgräber

Vincent St. John kam 1907 nach Chicago, nachdem er in Goldfield angeschossen worden war. Als er sich wieder erholt hatte, wurde er der leitende Organisator der IWW und später Generalsekretär. Auf

diesem Posten blieb er bis Juli 1915. Er war einer der klarsten Denker bei den IWW und kämpfte hartnäckig, um sie davor zu bewahren, ein Anhängsel Daniel De Leons und der Sozialistischen Partei einerseits und andererseits der, wie er sie verächtlich nannte, „anarchistischen Mißgeburten“ zu werden. Er bemühte sich aus ganzer Kraft, die IWW zu einer kämpferischen Industriegewerkschaft zu machen. Die meisten großen und dramatischen Kämpfe der Organisation fielen in diese Periode – der Stahlarbeiterstreik in McKees Rocks, die Kämpfe um die Redefreiheit in Spokane und San Diego, die Holzarbeiterstreiks in Louisiana und im Nordwesten, die Textilarbeiterstreiks in Lawrence, Little Falls und Paterson, der Kautschukarbeiterstreik von Akron und der Kampf um die Befreiung Ettore und Giovannittis. Am Steuer im zentralen Büro in Chicago stand dieser ruhige, bescheidene Mann und schlug sich mit finanziellen Problemen und mühseligen Büroarbeiten herum.

Er war enttäuscht und unzufrieden, weil es trotz all dieser heldenhaften Anstrengungen zu keiner ständigen Organisation kommen wollte. Er war ein ehemaliger Organisator und Streikleiter, der eng mit den einfachen Mitgliedern der kämpferischen Bergarbeiterföderation des Westens verbunden war. Jetzt fühlte er sich auf ein Seitengleis geschoben. Im Osten und in den Großstädten gefiel es ihm nicht; er sehnte sich nach den offenen Weiten des Westens und sah sich nach einem Nachfolger um. William D. Haywood, bei weitem noch nicht wiederhergestellt, hatte den Wunsch geäußert, das Büro zu übernehmen. Wir diskutierten alle die Übernahme des Büros durch Haywood, dann [287:] trat St. John zurück, und Bill Haywood wurde auf dem nächsten Kongreß der IWW vorgeschlagen und gewählt. Joe Ettore wurde leitender Organisator. St. John hatte die Routinearbeit im Büro satt und beschloß, sich dem Bergbau zu widmen. Er ging nach Jicarilla, Bezirk Lincoln (Neumexiko) und erwarb die Schürfrechte für ein Kupfervorkommen. Als Unternehmer hörte er automatisch auf, Mitglied der IWW zu sein.

St. John wußte, daß Haywood, was seine Autorität anbelangte, recht empfindlich war und einen gewissen Unwillen darüber empfand, daß der „Heilige“ nach wie vor die Liebe und Treue der Mitgliedschaft hatte. Deshalb war sein Briefwechsel mit mir und einigen anderen rein persönlicher Art und unregelmäßig. Zur Ausbeutung des Vorkommens war eine Aktiengesellschaft gebildet worden, viele ehemalige Bergarbeiter aus der alten Zeit interessierten sich dafür, und einige fuhren hin, um dort mit St. John zusammenzuarbeiten. Er reiste zuweilen nach Chicago zu den Aktionärsversammlungen, so zum Beispiel 1917, und stattete dann natürlich dem Büro der IWW einen freundschaftlichen Besuch ab. Aber wenn er kam, war er stets darauf bedacht, diesen Rahmen nicht zu überschreiten, nachdem er mir einmal Rechtsanwältin für den Mesaba Range empfohlen und wir beide uns dadurch den Zorn Haywoods zugezogen hatten.

„Schürfen“ war der Traum jedes Kumpels aus dem Erzbergbau in jenen Tagen. In ihrem Gedächtnis schlummerten geeignete Stellen und unberührte Erzadern – wo man vielleicht auf großen Reichtum stoßen konnte. Viele alte Kumpel, die in den reichen Gruben der großen Unternehmen gearbeitet hatten, mühten sich oft jahrelang auf diese Art ab in der Hoffnung, in irgendeinem anderen Gebiet auf eine reiche Ader zu stoßen. St. John hatte eine Stelle, die sich „Red Mountain“ nannte, wo er mehrere Jahre schwer an einem solchen Projekt arbeitete, aber ohne Erfolg. Er hoffte, genug Geld zu verdienen, um die revolutionäre Bewegung finanzieren zu können. Er hatte keinen persön-[288:]lichen Ehrgeiz. Er und seine Frau hatten sich getrennt. Sie war in Chicago geblieben und heiratete schließlich wieder. Seine einzige Schwäche war ein guter Hut – damals nichts Außergewöhnliches bei den Bewohnern des Westens. Sie trugen ihre Hüte wie Walt Whitman, „im Haus und außer Haus“.

Als die Kampagne der IWW unter den Arbeitern der Kupfergruben begann, drängten viele von ihnen den „Heiligen“, als Organisator zu arbeiten, aber er lehnte es ab. Niemals beriet sich Haywood mit ihm über die neue Politik, und die einzige Verbindung zwischen St. John und den IWW bestand darin, daß Haywood St. Johns Namen auf die Liste jener setzte, die die Funktion des Sekretärs übernehmen könnten, falls die gegenwärtigen Funktionäre verhaftet würden, aber St. John wußte nichts davon.

Um zu verhindern, daß St. John bei einer Verhaftung Haywoods die Leitung der IWW übernehmen könnte, wurde sein Name 1917 in die Anklageschrift zum Chicagoer Massenprozeß gesetzt, und am 31. Oktober wurde er in Jicarilla (Neumexiko) verhaftet. Er wurde bis zum 13. Dezember in Neumexiko

in Haft gehalten und dann in das Bezirksgefängnis von Cook in Chicago gebracht. Am 23. März 1918 konnten wir das Geld für seine Kaution aufbringen, und so blieb er bis zum Ende des Prozesses, bis zu seiner Verurteilung, in Freiheit.

Die Anklage lautete auf „aufrührerische Verschwörung“ unter Berufung auf eine Notverordnung aus der Kriegszeit. Wir versuchten alles, um ihn zu bewegen, das Gleiche zu tun, was er schon einmal in New York getan hatte – die Abtrennung seines Falles zu beantragen mit der gesetzlichen Begründung, daß er nicht mehr Mitglied der IWW sei und in der Zeit, auf die sich die Anklage bezog, nicht mehr aktiv tätig gewesen war. Aber er war überzeugt davon, daß sein Fall ohne einen Prozeß abgewiesen werden oder mit seinem Freispruch enden müsse. Er hoffte vergebens, daß sein „unanfechtbarer Fall“ [289:] helfen würde, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit darauf zu lenken, wie fadenscheinig die ganze Anklage auf Verschwörung war. Er sagte während des Prozesses als Zeuge für die Verteidigung aus. In einer Atmosphäre aufgepeitschter Hysterie, vor einem sadistischen und inkonsequenten Richter, wurde Vincent St. John nicht für Worte oder Taten nach dem Eintreten der USA in den ersten Weltkrieg verurteilt. Er hatte in dieser Zeit ruhig an seiner Schürfstelle gearbeitet und konnte wohl dafür kaum vor Gericht gestellt werden. Aber dieser Mann, der bescheiden bis zur Übertreibung war, dessen Name niemals von Heldenglanz umgeben war, wurde in der Presse „das Gehirn der IWW“ genannt. Stärker als auf jeden anderen der Angeklagten konzentrierte sich auf ihn der schwärzeste Haß, besonders der Grubenherren aus dem Westen. Die Kopfgänger waren darauf aus, ihn zu Tode zu hetzen.



Die Verfasserin mit William D. Haywood, „Big Bill“, damals Vorsitzender der IWW, und Benjamin Fletcher, Führer und Organisator der Hafendarbeiter

Vor Gericht stand er lediglich für seine Tätigkeit und seinen Ruf als Organisator in früheren Jahren und als ehemaliger Sekretär der IWW. Er wurde von Richter Kenesaw M. Landis zu zehn Jahren und einer Geldstrafe von 30.000 Dollar verurteilt. (34 Jahre später gehörte der Neffe des Richters Landis zu den Geschworenen, die mich im Gerichtsgebäude am Foley Square unter dem Smith-Gesetz schuldig sprachen.) Alle Verurteilten aus dem Chicagoer Prozeß, fast ausschließlich IWW-Mitglieder,

wurden in einem Sonderzug ins Zuchthaus von Leavenworth gebracht. Dort blieb St. John acht Monate, bis das Geld für seine Kautionsbeschaffung beschafft werden konnte. Kaum auf freiem Fuß, half er, Geld für die Kautionsbeschaffung der anderen Verurteilten aufzubringen, und reiste zu diesem Zweck nach dem Osten. Er hielt sich kurze Zeit in Pittsburgh auf, um William Z. Foster zu besuchen, der damals den großen, das ganze Land umfassenden Stahlstreik leitete. Ich weiß, daß er mit seiner Reise in die Eisenstadt sehr zufrieden war, aber die Einzelheiten hörte ich erst Jahre später von Foster. St. John hatte gesagt: „Du hast doch [290:] hier einen Haufen Organisatoren von der AFL. Die müssen doch alle Kriegsanleihebescheinigungen besitzen. Man müßte, versuchen, etwas für die Kautionsbeschaffung von ihnen zu bekommen.“* Foster stellte den „Heiligen“ vor und sammelte, während St. John dort war, einen ansehnlichen Betrag; aber damals mußte das „streng geheim“ gehalten werden.

Als 1921 das Oberste Gericht die Berufung zurückwies, mußte St. John in das Zuchthaus Leavenworth zurückkehren. Gerade zu dieser Zeit reiste der „lange Kerl“, wie er Bill Haywood nannte, nach Rußland, und St. John sowie viele andere verhaftete IWW-Mitglieder waren sehr verbittert, denn gerade Haywood hatte 1917 darauf bestanden, daß sich alle Angeklagten zum Prozeß stellen sollten. Big Bill selbst war zu zwanzig Jahren Haft verurteilt worden. Er war aber schwer zuckerkrank und wollte in der Freiheit sterben. Er starb 1928 in der Sowjetunion.

Da der Fall St. Johns besonders empörend war und ich ihm persönlich sehr nahestand, begann ich eine besondere Kampagne für ihn. Ich hatte versucht, Richter Hilton für ein Berufungsverfahren zu gewinnen. Aber es war kein Antrag auf Abtrennung des Falles gestellt und auch sonst keine juristische Maßnahme ergriffen worden, um die Rechte der einzelnen Angeklagten zu wahren, so daß für eine Berufung keine Handhabe gegeben war. Trotzdem gewann ich Clarence Darrow, den Verteidiger der McNamaras, dafür, einen Versuch zu unternehmen. Er legte dem Obersten Gericht einen besonderen Antrag im Namen St. Johns vor. Als der „Heilige“ zurück ins Zuchthaus mußte, verpflichtete ich Harry Weinberger aus New York, die weiteren juristischen Schritte für ihn zu unternehmen. Wir waren sehr enttäuscht, als St. John Weihnachten 1921 nicht entlassen wurde. Sydney Lanier hatte dem Präsidenten einen Brief geschrieben, in dem er die Einkerkelung des Heiligen als „eine grobe Vergewaltigung der Gerechtigkeit und als eine empörende Schande, deren Tilgung im Namen des Rechts, des Friedens und der guten Ordnung der Gesellschaft geboten ist“, brandmarkte. Später, im Jahre 1922, erhielten wir die gute Nachricht, daß St. Johns Gesuch um eine Strafmilderung vom Präsidenten unterzeichnet worden war. Ein paar Tage später rief mich Carlo in meinem Büro an und fragte: „Rate mal, wer hier ist. Der ‚Heilige‘!“ Wir fuhren mit ihm ein paar Wochen an die See, wo er sich langsam von den Folgen der Haft erholte. Aber er war unruhig und machte sich Sorgen um die „Jungs im großen Haus“. Er meinte: „Es ist ganz nett dort – wenn es nur im Hinterhof ein Bergwerk gäbe!“

Blut im Eisenrevier

In den Jahren vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg verging kein Streik ohne Blutvergießen, ohne die bösesten Angriffe auf die Streikenden. „Gewaltanwendung“ wurde nicht von den IWW propagiert. Die Unternehmer waren es, die ganz offen Gewaltanwendung forderten und hemmungslos Gebrauch davon machten. Das war auch während des Streiks im Eisenrevier von Mesaba (Minnesota) im Sommer 1916 nicht anders.

Als einer der Streikenden von den Hilfspolizisten erschossen wurde, schlug die Empörung hohe Wellen. Zum Begräbnis zogen die Streikenden mit einem Transparent, auf dem zu lesen war: „Ermordet von der Oliver Iron Mining Company“. Das war die Grubengesellschaft, die hier im Eisenrevier vorherrschte – genannt nach Henry W. Oliver, der die ursprünglichen ortsansässigen Besitzer während der Panik von 1893, kurz nach der [292:] Entdeckung der Erzkörper, herausgedrängt hatte. Erbitterte Reden mit der Forderung nach Selbstverteidigung gegen Angriffe wurden am Grab gehalten. Hilfspolizisten, die sich in drohender Haltung in der Nähe herumdrückten, wurden an den Bibelspruch „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ erinnert. Ein angeblicher „Photograph der IWW“ aus New Castle

* Für Kautionsbeschaffung galten Kriegsanleihebescheinigungen und „Liberty Bonds“ als gesetzliches Zahlungsmittel. *Die Red.*

(Pennsylvanien) namens Dawson machte Aufnahmen. Diese wurden später in einer Vorverhandlung gegen die Streikleiter benutzt. Es stellte sich heraus, daß der „Photograph“ ein Spitzel des US-Steel-Trusts gewesen war.

Kurz nach der Beerdigung drang eine Gruppe von vier Hilfspolizisten in Biwabik in die Wohnung eines Streikenden – Nick Masonovich – ein. In einem Brief, den ich am 21. Juli 1916, nach meiner Ankunft im Eisenrevier, an meine Freundin Mary Heaton Vorse schrieb, schilderte ich dieses Vorkommnis, so wie es uns die Streikenden erzählt hatten:

„Vier Hilfspolizisten drangen ohne Haftbefehl in die Wohnung eines Streikenden ein und wollten ihn festnehmen. Seine Frau erhob Einspruch und wurde mit Knüppeln bewußtlos geschlagen. Der Mann und drei Montenegriener, die bei ihnen wohnten, eilten ihr zu Hilfe. Im Handgemenge wurde einer der Hilfspolizisten und ein mit den Streikenden Sympathisierender, der vor der Tür auf einem Limonadenwagen saß, getötet. In der Menschenmenge hatte außer den Hilfspolizisten niemand eine Schußwaffe, und der elfjährige Sohn sagte aus, er habe gesehen, wie der Grubenpolizist Nick Dillon (ehemaliger Rausschmeißer in einem zweifelhaften Haus) direkt nach dem Mann auf dem Wagen schoß. Alle Untermieter trugen Schußwunden davon und lagen tagelang verwundet im Gefängnis. Die Frau mußte in ein Krankenhaus gebracht werden. Die Streikredner wurden sofort verhaftet und unter Mordanklage gestellt, mit der Begründung, sie hätten durch ihre Reden zur Gewaltanwendung aufgehetzt. Es ist das gleiche wie im Fall Ettor und Giovannitti – mit dem [293:] Unterschied, daß in diesem Bundesstaat Komplizen als Hauptschuldige gelten und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt werden können. Niemand wurde für den Mord an dem Limonadenverkäufer verhaftet. Der Staat interessiert sich nur für den Tod des Hilfspolizisten.

Die Reihen der Streikenden sind ungebrochen, und die Erzförderung liegt lahm. Natürlich wird die Frage der Streikunterstützung immer wichtiger. Wir hoffen, der Osten wird das erkennen und uns finanziell unterstützen.“

Als Joe Ettor und ich in Duluth ankamen, stellten wir fest, daß Mr. und Mrs. Masonovich mit ihrem kleinen Kind, die drei Mieter und fünfzehn Organisatoren und ortsansässige Funktionäre der IWW – alles, was sie zu fassen bekommen hatten – im Bezirksgefängnis von Duluth saßen. Ich suchte Sheriff Meining in seinem Büro auf, um die Erlaubnis für einen Besuch bei Carlo Tresca zu erwirken. Meining war ein von Sorgen bedrängter Mann, nicht gerade sehr intelligent, wie das bei Sheriffs ja meist der Fall ist. Aber er erteilte mir die erbetene Erlaubnis, das Gefängnis aufzusuchen. Als ich das Büro verließ, fragte er mich: „Wollen Sie hinauf ins Revier fahren?“ Ich antwortete: „Ich war 1909 und 1915 dort und habe auch diesmal die Absicht, hinzufahren. Dazu bin ich hergekommen, und ich verlange von Ihnen Schutz gegen jeglichen Angriff.“ Meine Kühnheit schien ihn zu verblüffen – ein Organisator der IWW, der Schutz forderte –, und er knurrte: „Es wird Ihnen nichts passieren dort oben.“

Am gleichen Abend bestieg ich in Begleitung eines ortsansässigen Kollegen den Zug, der in das Grubengebiet fuhr. Aber da ich dem Sheriff nicht traute, stieg ich an einer Ausweichstelle in der Nähe von Virginia ab, wo der Zug einen Augenblick hielt ... Von Holzunternehmungen und dem Stahltrust verwüstet, ist diese Gegend öde und trostlos – nur durch die rote Erde und einige immergrüne Bäume belebt. Ein Streikausschuß empfing [294:] mich und brachte mich gleich in die Wohnung eines finnischen Streikenden. Ich wohnte erst ziemlich lange bei einer Familie und dann bei einer anderen. Die örtlichen Hotels wollten von mir nichts wissen. In den heißen Juli- und Augusttagen konnte ich dann endlich in einer italienischen Pension den Schlaf der Erschöpfung schlafen. Die Hausfrau war eine dicke, gutmütige, stets schwitzende Frau. Für eine Gruppe von zwölf oder vierzehn Mietern, die wie in einer Kaserne in einem großen Mansardenzimmer zusammen schliefen, kochte sie und machte sauber. Sie verbannte ihren Mann in dieses Männerreich, und ich zog zu ihr in ein kleines Schlafzimmer neben dem Eßzimmer. Hier war es stickig, und überall im Raum hingen Kleidungsstücke herum – die Alltags- und Sonntagskleider. Die Männer saßen abends stundenlang zusammen, spielten Karten, tranken Wein und unterhielten sich über den Streik. Schließlich trappelten sie davon und gingen schlafen. Es schien kaum ein Augenblick vergangen, als sie schon wieder munter ihren Kaffee kochten und im grauen Morgen zur Streikpostenkette zogen. Als Mrs. Vorse kam, schlich ich mich mit ihr

in das Hotelzimmer, ohne mich einzuschreiben, und hatte hier endlich etwas Ruhe und den Luxus, regelmäßig baden zu können.

Ich betrachtete es als meine erste Aufgabe, eine Kautions für Mrs. Masonovich aufzubringen. Zu diesem Zweck fuhr ich nach Minneapolis, wo ich mich mit einigen angesehenen Klubdamen in Verbindung setzte, die sich für die Not dieser Frau interessierten. Eine von ihnen, Mrs. Hamlin, war die Tochter des ehemaligen Gouverneurs Austin von Minnesota, und durch ihre Bemühungen gelang es schließlich, Mrs. Masonovich gegen eine nominelle Kautions aus dem Gefängnis zu holen. Nach der Vorverhandlung wurden Tresca, Schmidt und Scarlett, die drei führenden Organisatoren, wegen Mordbeihilfe in Haft genommen, während die drei montenegrinischen Arbeiter und Mrs. Masonovich unter Mordanklage gestellt wurden. Die anderen Orga-[295:]nisatoren und ortsansässigen Funktionäre wurden mit zwei Ausnahmen aus der Haft entlassen. Als das Große Schwurgericht im August die Mordanklage erhob, wurden auch diese beiden entlassen. Eine zusätzliche Beschuldigung wegen versuchten Totschlages wurde gegen Mrs. Masonovich und die vier Streikenden erhoben.

Den ganzen Sommer über zog sich der Streik verbissen hin. Wir rasten von einem Ende des Reviers zum anderen in einem Brotwagen, den zwei junge italienische Streikende fuhren. Oft vergaßen sie, daß wir kein Brot waren, und schüttelten uns unbarmherzig durch, wenn sie über die ungepflasterten steinigten Straßen fuhren. Die Hilfspolizisten kannten den Lieferwagen bald und begannen, auf uns zu schießen. Wir mußten ihn also zu unserer großen Erleichterung aufgeben. Im ganzen Revier gab es etwa vierzehn Städte, in denen wir arbeiteten, und mehrere Male marschierten Streikende von einem Ende zum anderen, um in jeder Stadt Versammlungen abzuhalten. Einmal wurde mehreren Städten das Trinkwasser abgeschnitten, während sie dort waren.

Mrs. Hamlin begleitete mich auf eine Reise nach Crosby (Minnesota) im Erzgebiet von Cuyuna, das an das Gebiet von Mesaba grenzt. Kaum hatten wir uns in einem Hotel einquartiert, als auch schon ein anonymes Brief unter meine Tür geschoben wurde, in dem man mit Gewalt drohte, wenn ich nicht sofort abreiste. Ein paar Minuten später teilte man mir mit, der Sheriff des Bezirks wünsche mich zu sehen. Neben Mrs. Hamlin ging ich die Treppe hinunter und fand das Vestibül voller Hilfspolizisten. Der Sheriff fing gleich sehr aggressiv an: wenn ich gekommen sei, um hier Unruhe zu stiften, werde er mich auf der Stelle verhaften. Als Mrs. Hamlin ihm aber mitteilte, wer sie sei und daß sie im Auftrage einer Gruppe von Frauenklubs aus St. Paul gekommen sei, um dafür zu sorgen, daß ich nicht wie andere Frauen bei der Streikarbeit tätlich angegriffen [296:] würde, als sie ihm nachdrücklich zu verstehen gab, daß ich das Recht habe zu sprechen und daß mir nichts geschehen dürfe, wurde er sehr schnell ruhiger und entschuldigte sich schließlich fast. Wir hatten an diesem Abend eine große, begeisterte Versammlung der Arbeiter dieses Ortes, die den Streik von Mesaba großzügig unterstützten.

Bei einer anderen Gelegenheit begleitete mich Mrs. Vorse auf einer Reise in das Erzgebiet von Michigan, wo alle männlichen Organisatoren, darunter auch Frank Little, ausgewiesen worden waren. Wir aber blieben unbelästigt, veranstalteten eine sehr gute Versammlung in Iron Mountain und sammelten stattliche Geldbeträge. Unsere Beschützer waren einige temperamentvolle junge Italiener. Und da war unsere einzige Sorge – wie Mrs. Vorse humorvoll in ihrem Buch „Footnote to Folly“ schrieb –, daß sie so begierig waren zu zeigen, wie gut sie uns schützen konnten, und wir immer befürchten mußten, nicht die Hilfspolizisten, sondern sie würden losschlagen. Wir waren sehr erleichtert, als wir wieder die Bahn besteigen und ohne Zwischenfall abfahren konnten. Ich unternahm eine ziemlich lange Reise in die Städte des Mittleren Westens, wo die Landarbeiterorganisation stark war, um auch dort Geld zu sammeln.

Auf dieser Reise traf ich in Des Moines (Iowa) im Versammlungsraum der IWW Kate Richards O'Hare, die für die Sozialistische Partei sprach. Wir besuchten uns nicht nur gegenseitig, sondern sie sprach auf einer meiner Versammlungen, und ich erwiderte den Besuch und sprach auf einer ihrer Versammlungen. Sie war eine hochgewachsene, schlanke Frau, noch nicht vierzig Jahre alt. Sie war in Kansas geboren, hatte als Lehrerin und Sozialhelferin gearbeitet und gab jetzt zusammen mit ihrem Mann die sozialistische Zeitung „The Rip Saw“ in St. Louis (Missouri) heraus. Kate hatte als Sekretärin der amerikanischen Sozialistischen Partei in der Sozialistischen Internationale gearbeitet. Sie

war schon siebzehn Jahre aktive Sozialistin und [297:] hatte den Ruf, größere Gebiete bereist und mehr sozialistische Vorträge gehalten zu haben als irgendein anderer im Lande. Sie hatte vier Kinder, deren Bilder sie auf die Kommode ihres Hotelzimmers gestellt hatte.

Kate erzählte mir von ihren Erlebnissen bei den sozialistischen „Chautauquas“* in Oklahoma und Arkansas, zu denen die Farmer meilenweit im Umkreis zusammenkamen, für drei oder vier Tage ihr Lager aufschlugen, um sich die Reden anzuhören und an den unterhaltenden Veranstaltungen teilzunehmen, die ihnen die Ortsgruppe der Sozialistischen Partei in einem großen Zelt bot. Kate war die größte Attraktion dieser Zusammenkünfte und mußte oft drei- oder viermal am Tag sprechen. Sie sprach so leidenschaftlich, daß sie nach jeder Veranstaltung in Schweiß gebadet war. Sie liebte es, sich weiß zu kleiden, und ihre Rechnungen bei der Wäscherei waren so hoch, daß das Komitee einmal die Bemerkung machte, sie solle doch Wäschereiaktien erwerben. Seitdem begann sie, all ihre Wäsche selbst zu waschen und zu bügeln. Das war zu einer Zeit, als es noch kein Nylon gab und die Frauen sehr viel mehr Wäsche trugen – lange Unterröcke, Korsettschoner usw. Sie spannte eine Wäscheleine in ihrem Hotelzimmer auf und hatte ein zusammenlegbares Bügelbrett, das in ihren Koffer paßte. Sie machte sich mit ihrer Wäsche zu schaffen, während sie sich mit mir unterhielt. Sie war eine hervorragende Rednerin und kämpferische Sozialistin und machte einen so mächtigen Eindruck auf die IWW-Männer in meiner Versammlung, daß sie ihr alle Lieder von Joe Hill vorsangen, die etwas mit Frauen zu tun hatten, zum Beispiel das Lied: „Ein kleines Mädchen, wie eine Blume schön, muß Morgen für Morgen waschen gehn.“

[298:]

Eine salomonische Entscheidung

Mittlerweile war der Herbst gekommen, mit einer messerscharfen Kälte, die uns warnte, daß bald der Winter mit seinem regelmäßigen Frostwetter in dieses Gebiet einziehen werde. Die hartnäckige Kälte faßt hier frühzeitig Fuß und hält bis in das späte Frühjahr an. Unsere finanziellen Schwierigkeiten wurden immer größer. Die Mittel flossen so spärlich heran, daß wir die Unterstützungsbedürftigen nicht mehr befriedigen konnten. Überall um uns herum hungerten die Familien. Haywood weigerte sich, in das Streikgebiet zu kommen, um unsere Probleme mit uns zu diskutieren oder vor den Streikenden zu sprechen. Er hatte ein neues System eingeführt, daß alle Unterstützungsgelder, sowohl für Streiks wie für die Verteidigung Verhafteter, an ihn in Chicago gerichtet werden mußten. Damit hatte er sich radikal von der üblichen Arbeitsweise bei IWW-Streiks abgewandt. Wenn das Geld direkt zu den örtlichen Streikkomitees kam, beteiligten sich die Komitees auch viel aktiver an der Herbeischaffung neuer Mittel. Das Komitee wußte dann immer genau, worüber es verfügen konnte. Aber wenn das Geld von einem weit entfernten zentralen Büro kommt, führt das zu Illusionen oder Mißtrauen. Die ortsansässigen Leute sind immer geneigt, mehr zu erwarten und zu argwöhnen, daß mehr vorhanden ist, gleichgültig wie wenig oder wieviel sie erhalten.

Die Landarbeiterorganisation, mit deren Funktionären ich auf einer Reise nach Minneapolis all unsere Schwierigkeiten besprochen hatte, schickte mehrere größere Beträge direkt an uns und rettete damit den Streik vor dem Zusammenbruch. Aber Haywood erhob dagegen Einspruch. Mindestens zweimal fuhr ich nach Chicago, um mich mit ihm auseinanderzusetzen und mehr Geld zu fordern. Schließlich entschied das Streikkomitee, dem fünfzehn Bergarbeiter der verschiedenen Städte dieses Ge- [299:]bietes angehörten –Italiener, Finnen und Angehörige slawischer Nationalitäten –, daß es unmöglich sei, den Streik noch länger weiterzuführen. Er würde sich, da die Männer in andere Gegenden abwanderten, zu Tode laufen. Wir Organisatoren hatten nicht das Herz, die Fortsetzung eines hoffnungslosen Streiks bis in den harten Winter Minnesotas hinein zu verfolgen. Die Bergarbeiter kehrten also schließlich zur Arbeit zurück.

Es ist immer ein trauriger und bitterer Augenblick im Klassenkampf, wenn man mit ansehen muß, wie tapfere Arbeiter, die gelitten und Opfer gebracht haben, eine Niederlage einstecken müssen. Später

* Volkshochschule – benannt nach dem Luftkurort Chautauqua, in dem 1874 die erste Volkshochschule der USA eröffnet wurde. *Die Red.*

sahen sich die Unternehmer jedoch angesichts des Krieges gezwungen, viele Forderungen der Arbeiter anzuerkennen. Ich liebte die Menschen hier in diesem Gebiet, und es machte mir nichts aus, monatelang bei ihnen zu bleiben, so wie wir es getan hatten. Aber ich sehnte mich nach meinem kleinen Sohn, wenn ich die blonden, rotwangigen Kinder der finnischen Arbeiter sah, die während unserer Versammlungen draußen spielten. Vielleicht tummelte sich unter ihnen auch Gus Hall, dessen Vater damals einer der streikenden Arbeiter war. Und dann waren da die dunkeläugigen italienischen Kinder – die sich mit ihnen anfreunden wollten. Die jungen Menschen, hellblonde und tiefdunkle, tanzten jetzt zusammen am Sonnabendabend. Die jungen Italiener hatten sich bei mir beschwert, daß die finnischen Mädchen nicht mit ihnen tanzen wollten, bis wir die Mädchen und ihre finnischen Freunde überzeugten, daß man zur Festigung der Solidarität auch gesellig mehr zusammenkommen müsse. Die Finnen, die ich hier zum ersten Mal kennenlernte, sind ein wunderbares Volk. Sie sind so ruhig und gesetzt, daß Eugene V. Debs einmal von ihnen sagte: „Sie klatschen niemals Beifall. Wenn ihnen eine Rede gefallen hat, merkt man es nur daran, daß sie das nächste Mal wiederkommen.“ Sie sind ein Volk, bei dem die Frauen wirklich gleichberechtigt sind. An Spielen, Versammlungen und allen sonstigen Dingen [300:] nehmen sie an der Seite der Männer teil – ein Vorbild für alle anderen.

Wir eröffneten ein Verteidigungsbüro im finnischen Opernhaus in Virginia, und Joe Ettor und ich blieben zurück, um die Verteidigung der Eingekerkerten weiterzuführen. Wir fanden aber nicht die Begeisterung und die Handlungsbereitschaft zur Unterstützung der Verhafteten, wie wir sie vier Jahre früher in Lawrence nach einem eindeutigen Sieg erlebt hatten. Ettor und ich sprachen immer wieder an allen Ecken und Enden des Gebietes. Häßliche Gerüchte waren in Umlauf gebracht worden, daß es sich hier gar nicht um den Streik handle, sondern um einen Zusammenstoß mit Schmugglern in dem Haus in Biwabik. Ich unternahm mehrere Male eine Reise bis nach New York. Fred war mittlerweile sechs Jahre alt geworden, und ich freute mich über diese Reisen, weil ich dann ein paar Tage mit ihm zusammen sein konnte. Er betrachtete Carlo wie seinen Vater und fragte mich, wann er nach Hause käme. Ich versprach, wie es Mütter in einer solchen Lage tun: „Bald, sehr bald.“ Unsere große Aufgabe bestand darin, Geld zu sammeln, um einen Rechtsanwalt bezahlen zu können.

Wir hatten einen hervorragenden ortsansässigen Anwalt in John Keyes aus Duluth, der bis zur Erschöpfung gearbeitet hatte, um Dutzende von Streikenden während des Streiks zu verteidigen – Monat für Monat. Er war bei Juristen und Arbeitern hoch angesehen. Wir zogen Arthur Le Sueur hinzu, einen angesehenen Sozialisten aus dem Mittleren Westen, Vater der heutigen Schriftstellerin Meridel Le Sueur, sowie Richter O. N. Hilton, der Joe Hill in den letzten Tagen verteidigt hatte und jahrelang Rechtsberater der Bergarbeiterföderation des Westens war. Ich hatte St. John auf einer meiner Reisen getroffen, und er sagte mir, Joe und ich könnten den Richter verpflichten, wenn wir ihn direkt und nicht über Chicago fragten. Das verschlechterte unsere Beziehungen zu Haywood, der be-[301:]schlossen hatte, einen unbekanntem Rechtsanwalt aus Chicago zu schicken. Er verlangte, Ettor solle sich auf seine Verteidigungsarbeit beschränken und nicht den Organisatoren, die er schickte, „in die Quere kommen“. Es war eine sehr unerquickliche Lage. Ettor und ich erboten uns, zurückzutreten und die Verteidigung anderen Organisatoren der IWW zu überlassen. Aber die Männer im Gefängnis bestanden darauf, daß wir bleiben sollten, und ihnen zuliebe taten wir es.

Leider steckten wir im Mittelpunkt verschiedener gegensätzlicher Strömungen innerhalb der IWW. Es war zu Reibereien zwischen Joe Ettor und Bill Haywood gekommen, bis Joe eines Tages Anfang 1916 seinen Rücktritt als leitender Organisator beantragte. Vom Extrem der anarchistischen Dezentralisation, unter der die IWW lange gelitten hatten, begann Haywood nun zu einem bürokratischen Zentralismus überzuwechseln, der ebenso gefährlich war. Er mietete ein dreistöckiges Haus in der West Madison Street und begann, alle Zeitungen der IWW nach Chicago zu überführen. Das waren die „Solidarity“, eine Zeitung in englischer Sprache, die damals in Cleveland erschien, und dreizehn fremdsprachige Zeitungen aus allen Teilen des Landes. Dabei nahm er keine Rücksicht auf die Nationalität, auf die Unterstützung, die die Zeitungen an ihrem bisherigen Erscheinungsort von der jeweiligen Bevölkerung erhalten hatten, und auch nicht auf die Meinung ihrer Mitarbeiter, von denen mehrere daraufhin kündigten. Er versuchte auch, einige Industriegewerkschaften zu verlegen, erregte damit aber den Protest jener, die der Meinung waren, die Gewerkschaften gehören in das Gebiet, in dem

die betreffende Industrie vorherrscht. Sie meinten, eine solche Zentralisation sei im gegebenen Augenblick eine gefährliche Tendenz. Es sei ein Fehler, alle Eier in einen Korb zu legen und der Regierung die Möglichkeit zu geben, mit einem Schlag alles kaputtzumachen, und gerade das geschah, nachdem 1917 der Krieg erklärt worden war. Ettor war bei all [302:] diesen großen Plänen nicht einmal um seine Meinung befragt worden und erhielt auch keine Auskunft darüber, wer die neuen Organisatoren und Redakteure waren.

Ende Dezember 1916 riefen uns die Rechtsanwälte nach Duluth zu einer Konferenz. Sie fand in einem großen Raum des Gerichtsgebäudes statt, und alle Angeklagten waren anwesend. Wir wußten, daß die Anwälte vor der Gerichtsverhandlung Konferenzen mit dem Staatsanwalt geführt hatten, aber ihr Vorschlag war für uns alle eine große Überraschung. Er lief darauf hinaus, daß sich drei der vier Montenegriner schuldig bekennen und wegen Totschlags zu ein bis drei Jahren Gefängnis verurteilt werden sollten. Die Frau und einer der Arbeiter sollten bedingungslos aus der Haft entlassen und die drei Organisatoren ohne Gerichtsverhandlung auf freien Fuß gesetzt werden. „Das bedeutet also, daß meine Frau nicht ins Gefängnis muß?“ fragte Masonovich ungläubig und hocheifrig. Er schüttelte Tresca die Hand, klopfte ihm auf den Rücken und sagte: „Carlo, geh und arbeite weiter so gut.“ Jeder der vier bestand darauf, daß ein anderer gehen und sie bleiben sollten. Es wurde ihnen selbst überlassen zu entscheiden, wer freikommen sollte. Es war kein Wunder, daß sie diesen Gedanken so eifrig und zufrieden begrüßten, da sich alle schon damit abgefunden hatten, den Rest ihres Lebens im Zuchthaus verbringen zu müssen.

Die Organisatoren forderten eine eingehendere Erklärung von den Rechtsanwälten. Diese sagten, der Bundesstaat sei mit dieser Regelung einverstanden, da der Streik vorbei sei und ihm nichts daran liege, sich mit einer ganzen Reihe langer und teurer Prozesse herumzuschlagen. Da aber zwei Männer getötet worden waren und alle Zeugen ausgesagt hatten, daß die Frau und ein Mann im Hause waren, sei dies das günstigste, was der Staat vorschlagen könne. Falls der Vorschlag abgelehnt würde, sei beabsichtigt, zunächst die Verhandlung gegen die montenegrinischen Arbeiter zu führen, und die Staatsanwaltschaft sei überzeugt, daß [303:] sie mit vorsätzlich ausgewählten, englisch sprechenden Geschworenen aus dem Mittelstand in dieser Gegend eine Verurteilung durchsetzen könne. Wir machten uns in dieser Hinsicht keine Illusionen. Wir wußten, daß sie es konnte. Mr. Keyes war fest überzeugt, daß er für die Verurteilten nach einem Jahr die Entlassung mit Bewährungsfrist durchsetzen könne. Die Angeklagten besprachen die Angelegenheit unter sich und beschlossen, den Vorschlag anzunehmen. Alle Anwesenden waren einverstanden. Es war eine salomonische Entscheidung. Wir alle glaubten, wir hätten alles so gut wie möglich im Sinne der Betroffenen geregelt. Und dann kam es plötzlich ganz anders.

Am nächsten Tag im Gerichtssaal verurteilte der Richter die drei Arbeiter zu einer Zuchthausstrafe von fünf bis zwanzig Jahren – wegen Totschlags. Die Organisatoren protestierten: „So war es nicht vereinbart.“ Wir waren wie gelähmt. Die Rechtsanwälte beruhigten uns: „Es ist alles in Ordnung; es ist vereinbart; bevor drei Jahre vergangen sind, werden sie draußen sein.“ Mr. Keyes, auf den wir am meisten angewiesen waren, starb ein paar Wochen später an einer Lungenentzündung. Der Staatsanwalt ging nach Frankreich in den Krieg, und sein Nachfolger behauptete, von einer Vereinbarung nichts zu wissen. Haywood zog in aller Öffentlichkeit über uns her, ohne wenigstens auf unsere Erklärungen zu warten, wodurch das Problem noch komplizierter wurde. Wir überwiesen etwas Geld an einen örtlichen Unterstützungsfonds, damit Mrs. Masonovich und ihre Familie ein Jahr davon leben könnten. Der Rest von zweitausend Dollar wurde einem Treuhänderfonds überwiesen, um die juristischen Bemühungen für die Freilassung der Verurteilten fortzusetzen und die Familie notfalls weiter zu unterstützen. Wir schickten zweimal einen Rechtsanwalt zum Ausschuß für Bewährungsfristen.

Unter Berücksichtigung der Kriegszeit und der wütenden Angriffe, denen die IWW damals ausgesetzt waren, und angesichts [304:] unserer späteren Verhaftung und anderer Hindernisse (es ging so weit, daß unser Bankkonto zeitweise gesperrt wurde, weil es den IWW gehörte) war es für alle Beteiligten eine große Erleichterung, als diese heldenhaften Arbeiter schließlich nach etwas mehr als drei Jahren aus der Haft entlassen wurden. Die ganze Angelegenheit führte dazu, daß sich Ettor und Tresca offiziell von den IWW lossagten. Ich blieb noch eine Weile dabei, um meinen Kollegen zu beweisen,

daß meine Beziehungen zu Haywood mich nicht in meiner Treue und Ergebenheit erschüttern konnten. Aber es war nicht leicht und wurde in den Jahren nach 1916 immer schwerer.

Das Justizverbrechen gegen Mooney

Als sich die Organisatoren im Mesaba Range auf die Vereinbarungen von 1916 einließen, standen sie stark unter dem Eindruck von Ereignissen, die sich im Kampf der Arbeiter in anderen Teilen des Landes abspielten. Da war vor allen Dingen der Fall Mooney-Billings, wie er später genannt wurde – ein notorisches Justizverbrechen, das alles übertraf, was sich die Unternehmer seit 1886 erlaubt hatten. Als wir unsere Entscheidung in Minnesota trafen, saßen vier Männer und eine Frau in San Franzisko unter Mordanklage im Gefängnis. Begonnen hatte es auf der arbeiter- und gewerkschaftsfeindlichen „Bereitschaftsparade“ am 12. Juli 1916, auf der zehn Menschen durch eine Bombe getötet und viele andere verwundet worden waren. Verhaftet wurden mein Freund Mooney, Mitglied des Formerverbandes, der sich aktiv darum bemüht hatte, die Straßenbahnfahrer zu organisieren; seine Frau, Rena, Musiklehrerin; Warren Billings, ehemaliger Vorsitzender des Verbandes der Schuharbeiter und aktiver Organisator bei mehreren Streiks; Edward [305:] D. Nolan von der Vereinigung der Maschinisten und Israel Weinberg, Mitglied des Exekutivkomitees der Jitney-Fahrer. („Jitney“, ein Scherzname für eine Nickelmünze im Wert von fünf Cent, nannte man die Autos, die Fahrgäste auf feststehenden Routen für fünf Cent transportierten, Vorläufer unserer Autobusse und ein volkstümlicher Konkurrent der Straßenbahngesellschaft, die schließlich ihr Verbot durchsetzte.)

Zu der Zeit, von der ich schreibe, Dezember 1916, war einer der Angeklagten, Warren K. Billings, bereits schuldig gesprochen und zu lebenslänglicher Haft im Zuchthaus von Folsom verurteilt. Weitere Anklagen schwebten gegen ihn. Tom Mooney sollte im Januar 1917 wegen achtfachen Mordes vor Gericht gestellt werden. Das war die Zahl der Opfer, die bis zu dem Tage gestorben waren, an dem das Große Schwurgericht zusammentrat. Die Staatsanwaltschaft hatte in der ganzen Gegend eine hemmungslose Hysterie aufgepeitscht. Aber ein kühner, furchtloser und fähiger Verteidiger erschien für Tom Mooney und die anderen – Robert Minor, ein großer Künstler und tapferer Streiter für die Menschenrechte.

In dieser Zeit war Robert Minor als Karikaturist und politischer Publizist schon gut bekannt. Er wurde 1884 in Texas geboren, arbeitete als Maler, Tischler und Eisenbahnarbeiter, bevor er einer der berühmtesten und talentiertesten Karikaturisten Amerikas wurde, der für die „St. Louis Post Dispatch“ und die „New York World“ arbeitete. Er wurde entlassen, weil er die Umschlagzeichnungen für Emma Goldmans Monatszeitschrift „Mother Earth“ (Mutter Erde) angefertigt hatte. Er war 1910 Mitglied des Zentralkomitees der Sozialistischen Partei in St. Louis und Mitglied des Presseverbandes. Als Mooney und seine Kollegen verhaftet wurden, stürzte sich Robert Minor furchtlos in den Kampf für ihre Verteidigung. 1916 arbeitete er in der Liga zur Verteidigung der Arbeiterrechte in San Franzisko mit und wurde ihr Pressechef. Er schrieb die ersten beiden [306:] Broschüren über diesen Fall und arbeitete rastlos, um die amerikanische Arbeiterbewegung für die Sache zu interessieren.

Mit der Unterstützung eines jungen Rechtsanwalts aus New Jersey, Leon Josephson, gelang es ihm endlich, John McDonald, einen der Hauptzeugen, zu bewegen, seinen Meineid und seine Verabredungen mit der Staatsanwaltschaft einzugestehen. Aber das geschah erst später, in den zwanziger Jahren. In der Zeit, von der ich jetzt schreibe, war Bob Minor damit beschäftigt, Protestversammlungen zu organisieren, auf Gewerkschaftsversammlungen und -kongressen zu sprechen und die falschen Beschuldigungen zu entlarven, Stück für Stück, in dem Maße, wie neue Enthüllungen über einen Meineid an das Tageslicht kamen. Er war ein wahrer Kraftquell bei allen Bemühungen, das Leben Mooneys und seiner Gefährten zu retten. Aus dieser Erfahrung heraus wurde Bob Minor einer der geschicktesten Strategen und einer der fähigsten Organisatoren für die Verteidigung verhafteter Mitglieder der Arbeiterbewegung.

Seine Broschüre enthüllte die ersten groben Umriss des Justizverbrechens – die Versuche des Detektivs Martin Swanson, der im Dienst einer Eisenbahngesellschaft – der United States Railways – stand, Billings und Weinberg durch Bestechung zu einer falschen Aussage gegen Mooney zu bewegen. Sie enthüllte auch, wie durch die berühmte zufällige Aufnahme einer Normaluhr festgestellt

wurde, daß Tom und Rena Mooney gerade in dem Augenblick, als er die Bombe zur Explosion gebracht haben sollte, 134 Meile vom Schauplatz des Verbrechens entfernt der Parade zugesehen hatten. Sie entlarvte das System der berufsmäßigen Geschworenen, das dazu verhalf, Warren Billings im September 1916 von zwölf alten Männern verurteilen zu lassen, die sich ständig im Gerichtssaal herumdrückten und von denen einige schon neun Jahre lang für zwei Dollar täglich als Geschworene fungierten. Später sagten sie, sie hätten den jungen Mann für lebenslänglich ins Zuchthaus geschickt, weil er viel-[307:] leicht „helfen könnte, die Schuldigen zu ermitteln“. Für acht von diesen zwölf war die Arbeit als Geschworener die einzige Beschäftigung, von der sie lebten. Der Fall Billings hat diesem empörenden System allerdings ein Ende gemacht.

Langsam sammelten sich die Arbeiter zur Verteidigung, je mehr über das Justizverbrechen bekannt wurde. Bei der Eröffnung des Verfahrens schrie der stellvertretende Staatsanwalt James Brennon: „Es handelt sich um eine Verschwörung der Gewerkschaften.“ Der Ausschuß für das Baugewerbe in San Franzisko, die AFL im Staat Kalifornien und die AFL in Chikago prangerten die Verurteilung von Billings als eine entsetzliche Vergewaltigung des Rechts an. Die Hauptzeugen gegen Billings wurden in der Broschüre Minors als Unterweltsgestalten und Meineidige entlarvt, als Menschen, die gekauft und bezahlt wurden. Später fiel die ganze Anklage zusammen wie ein Kartenhaus. Aber, wie bereits gesagt, erhielt man sie im Falle Mooneys aufrecht und stützte sich dabei auf zwei Kronzeugen, Frank Oxman, einen „ehrlichen alten Viehzüchter aus Oregon“, und John McDonald, der behauptete, Mooney und Billings am Tatort gesehen zu haben. Tom Mooney wurde schuldig befunden und am 24. Februar 1917 zum Tod durch den Strang verurteilt. Das Urteil sollte am 17. Mai vollstreckt werden. Dreißig Arbeiterorganisationen der Stadt, darunter der Gewerkschaftsausschuß von San Franzisko, erklärten auf einen Antrag des Maschinistenverbandes im Februar 1917 verspätet, sie seien von der Unschuld Mooneys überzeugt, und brandmarkten den Fall als „eine abgekartete Beschuldigung auf der Grundlage einer im höchsten Grade unverschämten und widerspruchsvollen Beweisführung“.

Bevor das Jahr 1917 vergangen war, hatte man Oxman als einen „Anstifter zum Meineid“ entlarvt, da er nicht nur selbst gelogen, sondern auch versucht hatte, einen Freund dazu zu bewegen. Infolgedessen wurden Mrs. Mooney und Israel Wein-[308:]berg von den Geschworenen freigesprochen, und der Prozeß gegen Nolan fand niemals statt. Die Hinrichtung Tom Mooneys wurde aufgeschoben und schließlich, im Jahre 1918, in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt. Das geschah, nachdem in der ganzen Welt Massendemonstrationen stattgefunden hatten, vor allen Dingen in Rußland nach der Revolution. Es geschah, nachdem Präsident Wilson den Bericht einer Vermittlungskommission eingesandt hatte, die unter dem Vorsitz des Arbeitsministers und Professor Felix Frankfurters stand. In dem Bericht hieß es, daß die Kommission von der Richtigkeit der Verurteilung angesichts „des zweifelhaften Charakters der Zeugen“ nicht überzeugt und „mit der Diskreditierung Oxmans auch das Urteil gegen Mooney diskreditiert“ sei. Präsident Wilson forderte daraufhin dringend den Aufschub der Hinrichtung und eine neue Gerichtsverhandlung für Mooney. Die Wiederaufnahme des Verfahrens wurde abgelehnt.

Obwohl wir im nördlichen Teil Minnesotas isoliert waren und nicht mit anderen darüber sprechen konnten, fühlten wir doch, wie ernst der Fall Mooney war und wie notwendig es wurde, die gegen die organisierte Arbeiterklasse gerichtete bösertige und abscheuliche Verschwörung zu zerschlagen, die sich das Ziel setzte, vier Mitglieder der Arbeiterbewegung, Männer und Frauen, an den Galgen zu bringen. Für uns wurde dieser Kampf wichtiger als alles andere. Wie wenig ahnten wir, daß wir dreiundzwanzig Jahre würden kämpfen müssen, um Mooney und Billings freizubekommen! Zweifellos hätte ich mich sofort im Osten der USA in die Agitation für den Fall Mooney gestürzt, wenn ich nicht nach meiner Heimkehr einem anderen Ruf hätte folgen müssen. Die Weihnachtszeit näherte sich, und ich sehnte mich danach, zu Hause bei meinem Sohn zu sein. Nach den aufreibenden sechs Monaten in Minnesota war ich erschöpft. Die physische Anstrengung und die Aufregungen waren sehr groß gewesen.

[309:] Als wir in der 134. Straße (Ost) 511 ankamen und die Haustür öffneten, um hinaufzugehen, stand mein Sohn Fred mit einem Laib Brot in der einen und einer Büchse kondensierter Milch in der anderen Hand auf der Treppe. Er war fast sieben Jahre alt, kraushaarig, aber recht mager für sein

Alter. Er sah uns erstaunt an, ließ seine Einkäufe fallen und rief: „Carlo! Carlo!“ Dann stürzte er ihm in die Arme. Er hatte mich das Jahr über regelmäßig gesehen – die Begrüßung für mich konnte also warten. Man merkte, wie sehr er sich während Carlos langer Haftzeit um ihn geängstigt hatte. Nun war er glücklich. Er rannte die Treppe hinauf, um meine Mutter zu rufen: „Mama! Mama! Carlo und meine Mutter sind da!“

Es war immer eine große Freude, nach Hause zu kommen, und es zerriß mir das Herz, wenn ich wieder gehen mußte. Fred war ein zartes Kind, mit einer Neigung zu bronchialen Erkrankungen, die mir große Sorgen machte. Diesmal, als wir wieder alle beisammen waren, hatte ich die Absicht, längere Zeit zu Hause zu bleiben, und sagte das auch meinem Sohn, Carlo und den übrigen Familienmitgliedern.

Die Feiertage vergingen angenehm genug: Mama bewirtete uns mit einem großen Putenbraten und Kürbiskuchen, und Carlo kochte seine berühmten Spaghetti und bereitete einen herrlichen Antipasto zu seiner Gallone Wein. Fred hängte wie immer seinen Strumpf heraus, obwohl er schon nicht mehr recht an den Weihnachtsmann glaubte, und es war ein ständiger Witz, der mir immer wieder große Freude machte, wenn er ganz unten im Strumpf, unter den kleinen Geschenken, ein Stückchen Kohle und ein Stück Seife fand. Und dann, etwa um die Neujahrszeit, stand ich vor einer der härtesten Entscheidungen meines Lebens, die mir das Herz sehr schwer machte.

[310:]

Das Blutbad von Everett

Ich erhielt ein Telegramm aus Seattle (Washington) mit der Unterschrift „Komitee zur Verteidigung der Verhafteten von Everett“, in dem ich gebeten wurde, dort zu sprechen und bei den Geldsammlungen zu helfen. Ein Faktor, der uns stark dazu getrieben hatte, die Angelegenheit im Mesaba Range zu einem schnellen und befriedigenden Abschluß zu bringen, war der äußerst schwere Kampf der IWW im Nordwesten. Nach dem Blutbad von Everett am 5. November 1916 waren mehr als hundert Mitglieder der Organisation in Seattle verhaftet und unter Mordanklage gestellt worden. Im Bergbauggebiet von Mesaba wurde ich nicht mehr gebraucht. Joe Ettor wollte ein paar Wochen dorthin zurückfahren, um die Bücher des Verteidigungskomitees von der örtlichen Gewerkschaft überprüfen zu lassen, um den Verteidigungs- und Treuhänderfonds einzurichten, von dem ich bereits gesprochen habe, und dann das Verteidigungsbüro zu schließen. Joe erklärte ganz entschieden, er habe es satt. Sein Vater war gestorben und hatte ihm etwa zehntausend Dollar hinterlassen, mit denen Joe in Kalifornien einen Weinhandel eröffnete. Carlo war zu seiner Zeitung zurückgekehrt, die sein eigenes Organ war, und seine italienischen Freunde und Leser veranstalteten eine Reihe fröhlicher Feste, um seine Befreiung zu feiern.

Ich wollte bei den IWW bleiben, obwohl Haywood und ich mittlerweile völlig verfeindet waren. Er protestierte sogar dagegen, daß mich die Organisation aufgefordert hatte, in den Nordwesten zu fahren. Das bestärkte mich noch in meinem Entschluß, die Reise zu unternehmen. Carlo war erstaunt und entrüstet, daß ich überhaupt daran denken könne, ihn jetzt zu verlassen, nachdem er seit Juli im Gefängnis gesessen hatte. „Aber du bist doch jetzt frei“, protestierte ich, „und diese Männer sind alle im Gefängnis!“ Ich fühlte, daß ich im Recht war, so schwer [311:] mir die Abreise auch fiel. Damals hatte ich noch nichts von „Berufsrevolutionären“ gehört, aber diesmal hatte ich eine wirkliche Probe meiner Treue zu meinen Prinzipien zu bestehen, und ich gab mir die größte Mühe, der Lage gerecht zu werden. Carlo war so ärgerlich, daß er mir nach meiner Ankunft in Seattle sechs Wochen lang nicht schrieb. Aber meine Mutter und meine Schwester Kathie hatten Verständnis für meine Lage und schrieben mir regelmäßig. So hatte ich wenigstens Nachricht von Fred. Ich litt sehr unter der Einsamkeit und machte mir Sorgen.

Fred Moore, den ich aus Spokane und Lawrence kannte, und Charles Ashleigh, mit dem ich 1914 in der Arbeitslosenbewegung in New York gearbeitet hatte, waren in Seattle. Beide waren gute Freunde von mir und begriffen, daß es für mich eine schwere Zeit war. Caroline Lowe, eine sozialistische Rechtsanwältin, war auch mit dem Fall beschäftigt. Meine alte Freundin Edith Frenette, die 1909, vor

Freds Geburt, mit mir in Missoula gewesen war, wohnte in einem kleinen Hotel am Berghang in einer ruhigen Seitenstraße Seattles. Ich zog auch dorthin. Sie half, die Verteidigung zu organisieren, und war eine wichtige Zeugin. Sie war während des ausgedehnten Kampfes in Everett mehrere Male verhaftet worden und gab mir einen anschaulichen Augenzeugenbericht von den Ereignissen am 5. November und den Tagen vorher.

Dr. Marie D. Equi, meine Freundin aus Portland (Oregon), kam auch, um zu helfen. Ich besuchte mit ihr zusammen die Männer im Gefängnis und die Verwundeten im Krankenhaus. Es war mir gleich wohlher zumute, und ich schämte mich meiner Zweifel und Besorgnisse über mein Kommen, als ich ihre erfreuten Begrüßungsrufe für „Doc“ und „Gurley“ hörte. Harry Golden, ein junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren, lag mit einer eiternden Beinwunde in hohem Fieber. Auf Forderung von Dr. Equi wurde er sofort in ein Privatkrankenhaus überführt, aber nur eine Amputation konnte ihm das Leben retten. Er war [312:] als Sechzehnjähriger aus Polen nach Amerika gekommen, auf der Suche nach „Freiheit“. Jetzt, sechs Jahre später, war er ein Krüppel. Er war am 5. November verwundet worden.

Das Blutbad von Everett ereignete sich an einem Sonntag. Ein einfaches Flugblatt war in Everett verteilt worden, auf dem zu einer Versammlung der IWW an der Ecke Hewett Street und Westmore Street um zwei Uhr nachmittags eingeladen wurde. Es hieß darin: „Kommt und helft, eure eigenen und unsere verfassungsmäßigen Rechte zu wahren.“ Es gehörte zur Arbeit der IWW in den Vorkriegsjahren, die Holzindustrie zu organisieren, die hier ihr Zentrum hatte. Der Verband der Schindelmacher, eine unabhängige Gewerkschaft, die nicht den IWW angeschlossen war, hatte im Nordwesten einen erfolgreichen Streik geführt. Nur eine Fabrik, die Jameson Mill, wurde nicht vom Streik erfaßt. Die IWW halfen den Streikposten und unterstützten den Streik auch durch Straßenversammlungen, die bis August 1916 ungehindert stattfinden konnten. Zu diesem Zeitpunkt wurde aber unter der Führung eines betrunkenen Sheriffs, McRae, und einer Unternehmerorganisation, dem Klub der Handeltreibenden, ein Terrorregime über Everett entfesselt. Versammlungen wurden: auseinandergetrieben, Redner wurden verhaftet und zusammengeschlagen. Hilfspolizisten bewachten die Straßen, um die IWW am Betreten der Stadt zu hindern. Gruppen von IWW-Kollegen wurden aus der Stadt getrieben, und zwar in einem solchen Zustand, daß viele daraufhin mit gebrochenen Gliedern oder inneren Verletzungen in die Krankenhäuser gebracht werden mußten. Bürger Everetts schlossen sich gegen diese Schändlichkeiten zusammen und veranstalteten im September eine Versammlung in einem öffentlichen Park, auf der James P. Thompson von den IWW vor zweitausend Menschen sprach.

Am 5. November 1916 fuhr eine Delegation von zweihundertfünfzig IWW-Kollegen aus Seattle auf einem normalen Passa-[313:]gierdampfer, der „Verona“, nach Everett ab. Wer keinen Platz mehr fand, darunter auch die regulären Reisenden, folgte auf einem zweiten Dampfer, der „Calista“. Die Behörden von Everett wurden von zwei Pinkerton-Detektiven gewarnt, die sich als Spitzel unter die IWW geschlichen hatten und auch auf dem Dampfer waren. Als es soweit war, erhob einer von ihnen die Hand als Zeichen, und der kleine Dampfer wurde von drei Seiten, vom Dock und den danebenliegenden Piers, mit tödlichen Salven angegriffen. Der Dampfer bekam Schlagseite, und einige Männer fielen über Bord. Dann gewann er wieder freies Fahrwasser und kehrte mit Einschüssen übersät und blutbefleckt mit seiner grauenhaften Last toter, sterbender und verwundeter Männer nach Seattle zurück. Unterwegs warnten sie auch die „Calista“, umzukehren.

Die identifizierten Toten der IWW waren fünf – Felix Baron, Hugo Gerlot, Gustav Johnson, John Looney und Abraham Rabinowitz, ein Franzose, ein Deutscher, ein Schwede, ein Ire und ein russischer Jude. Zwei Leichen wurden später an einem nahegelegenen Strand gefunden, und sechs Passagiere von der „Verona“ wurden vermißt, wahrscheinlich waren sie verwundet worden und über Bord gefallen. Als die beiden Dampfer wieder in Seattle anlegten, wurden achtunddreißig Mitglieder der IWW auf der „Calista“ und zweihundertsechunddreißig auf der „Verona“ verhaftet. Die Verhafteten waren erstaunlich jung. Dreißig waren schwer verwundet. Ein Passagier, der nicht zu den IWW gehörte, hatte neun Schußwunden, und einer der Pinkerton-Spitzel hatte einen Streifschuß am Kopf. In Everett gab es zwei Tote, C. O. Curtis, ein Manager der Canyon Lumber Company, der bewaffnet war und auf den Dampfer geschossen hatte, und Jefferson Beard, ein Hilfssheriff. Etwa sechzehn

waren verwundet, darunter Sheriff McRae. Pfiffe und Hohnrufe der Bürger von Everett empfingen sie, als sie ins Krankenhaus gebracht wurden.

[314:] Bürgermeister McGill von Seattle, der von den Zeitungen in Everett und Seattle kritisiert wurde, weil er den IWW gestattet hatte, die beiden Dampfer zu besteigen, antwortete hitzig: „Letzten Endes wird man feststellen, daß diese Kerle in Everett, die ohne Recht und ohne jede Ursache in die Menschenmenge auf dem Dampfer hineinschossen, ein ganzer Haufen Feiglinge sind. Sie waren fünfmal so zahlreich wie die IWW, und trotzdem stellten sie sich auf das Dock und schossen auf den Dampfer – auf IWW-Leute, auf unschuldige Fahrgäste, auf alle. McRae und seine Hilfspolizisten hatten kein gesetzliches Recht, den Leuten von den IWW oder sonst jemand zu sagen, daß sie nicht landen dürften.“ Es wurden Anstrengungen gemacht, eine Bewegung für die Abberufung Bürgermeisters McGills zu starten, aber sie fielen flach. Er ordnete an, daß den IWW-Häftlingen im Stadtgefängnis anständiges Essen, Decken und Tabak geliefert werde.

Tom Tracey wird freigesprochen

Neun Tage nach der Verhaftung wurden außer vierundsiebzig Mann alle aus dem Gefängnis entlassen. Diese vierundsiebzig wurden des Mordes an Jefferson Beard und C. O. Curtis beschuldigt und waren von den beiden Pinkerton-Leuten bezeichnet worden. Die Häftlinge wurden heimlich aus dem Gefängnis geholt, mit schweren Handschellen gefesselt und in das Bezirksgefängnis von Snohomish in Everett gebracht. Die anderen wurden in aller Stille in kleinen Gruppen entlassen, um nicht die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zu erregen. Gegen achtunddreißig IWW-Kollegen, die auf der „Calista“ verhaftet worden waren, wurde Anklage wegen ungesetzlicher Zusammenrottung erhoben. Die Bedingungen im Gefängnis von Everett unter Sheriff McRae waren entsetzlich und wurden auch [315:] nach dem 8. Januar 1917, als Sheriff McCulloch das Amt übernahm, nicht viel besser. Die IWW-Leute veranstalteten ein großes Reinemachen, von oben bis unten, und setzten schließlich ihre Forderungen nach besserem Essen, Decken usw. mit „Schlachtschiff“-Methoden durch – indem sie buchstäblich das Gefängnis kurz und klein schlugen. Frauenkomitees erhielten die Erlaubnis, den Häftlingen in Seattle und später auch in Everett gekochtes Essen zu bringen. Ich nahm an einem der „Bankette“ teil, die den ganzen Gefängniskorridor entlang an langen Tischen serviert wurden – es war ein tadelloses Essen, bei dem sogar die Zigarren zum Schluß und die Blumen nicht fehlten. Schließlich, als der Verhandlungstermin näherrückte, wurde Richter Ronald aus Seattle vom Gouverneur mit diesem Fall betraut. Am 26. Januar wurde eine Verlegung des Gerichtsortes wegen Voreingenommenheit im Bezirk Snohomish zugestanden und die Gerichtsverhandlung nach Seattle verlegt. Das war ein wirklicher Sieg. Am 5. März wurde die Verhandlung gegen den ersten Angeklagten, Thomas H. Tracey, im Gerichtsgebäude des Bezirks King eröffnet.

Inzwischen hatte ich in jeder Stadt und jedem Dorf dieses Bezirks und seiner Umgebung gesprochen und an vielen anderen Orten des Staates – im Norden bis Bellingham und Port Angeles, im Westen bis Gray's Harbor, im Osten bis Spokane und im Süden bis Vancouver und Portland (Oregon). Eine der eindrucksvollsten Versammlungen, auf der ich sprach, wurde im Februar an einem Sonntagnachmittag in einem großen Saal in Everett veranstaltet. Ich begann: „Wir sind heute nachmittag hier, um Ihnen die Lage in Everett zu schildern, so wie die Arbeiter sie sehen.“ Ich bezeichnete die Lage als „einen Ausschnitt, eine Miniatur von dem, was die Arbeiterklasse überall und immer erduldet“, und zählte die Frauen und Männer auf, die 1916 in Bayonne (New Jersey), einem Bollwerk der Standard Oil Company, verwundet und getötet worden waren, dort, [316:] „wo die Freiheitsstatue draußen in der Bucht ihr schimmerndes Licht bis in die Fenster der Arbeiterwohnungen wirft“ und wo bewaffnete Unternehmerknechte ein junges polnisches Mädchen, das aus dem Fenster sah, durch die Stirn schossen und auf der Stelle töteten. Einem Arbeiter, nicht einmal einem der Streikenden, der voller Angst davonrannte, brachten sie zweiundvierzig Schüsse bei. Ich sprach von denen, die im Mesaba Range geschlagen, verwundet und verhaftet worden waren. Ich sprach von dem, was ich in Lawrence gesehen hatte, und schließlich davon, was sich hier in Everett zugetragen hatte. Die Zuhörer, meist Arbeiter, hörten aufmerksam und mit großer Sympathie zu und sammelten einen großen Betrag für die Verteidigung.

Überall, wo ich sprach, reagierten die Menschen auf die gleiche Weise, besonders in Arbeiterkreisen. Wir berichteten, was tatsächlich geschehen war, daß die Hilfspolizisten im Kreuzfeuer ihre eigenen Leute erschossen hatten. Weil dies der Wahrheit entsprach, wurde die Anklage gegen die IWW wegen Ermordung des Hilfspolizisten C. O. Curtis nach einer Obduktion fallengelassen. Während meiner Arbeit hier gab man mir zuweilen einen Begleiter, eine Art Schutz, obwohl ich nirgends Unannehmlichkeiten hatte. Einer dieser Begleiter war ein hochgewachsener, magerer junger Holzfäller, dem dieser Auftrag, „mit einer Organisatorendame auf Polstersitzen herumzureisen“, äußerst peinlich war. Er redete kein Wort, und schließlich sah ich in meiner Verzweiflung aus dem Fenster auf die majestätische Kette der Olympic Mountains in der Ferne und bemerkte: „Die Landschaft ist hier wirklich herrlich.“ Er antwortete lakonisch: „Was hab’ ich von der Landschaft unter dem kapitalistischen System?“ Ein lustiges Erlebnis hatte ich mit einem anderen, diesmal freiwilligen Begleiter, einem zähen kleinen Kerl, der mir in Spokane meinen Koffer in den Zug trug. Am nächsten Morgen, als ich in Seattle ausstieg, stand er da und wartete darauf, [317:] wieder meinen Koffer zu tragen. Als ich ihn erstaunt fragte: „Wie bist du denn hierhergekommen?“, lachte er und sagte: „Unter dem Wagen, Gurlley.“ Er folgte mir so nach Portland und an verschiedene andere Orte und tauchte jedesmal wieder mit einem Lächeln auf, um mir den Koffer abzunehmen.

Im Frühjahr 1917 reiste ich nach Kalifornien, um an dem Kongreß der Bauarbeiter des Bundesstaates teilzunehmen, der in Marysville stattfand. In diesem verschlafenen Städtchen hatte Jahre vorher der Prozeß gegen Ford und Suhr stattgefunden. Robert Minor war auch anwesend, als Vertreter des Verteidigungskomitees für Tom Mooney. Billings und Mooney waren beide verurteilt worden, Billings hatte eine lebenslängliche Zuchthausstrafe zu gewärtigen, und Mooney erwartete seine Hinrichtung. Einer jener ekelerregenden Verführer der Arbeiterklasse, P. H. McCarthy, war Vorsitzender des Kongresses. Unsere Freunde dort, darunter Anton Johannsen, mußten einen energischen Kampf führen, damit wir überhaupt sprechen konnten, aber sie setzten es durch, und die Delegierten begrüßten uns beide mit donnerndem Beifall und faßten Beschlüsse, unseren Appell zu unterstützen.

Ich fuhr nach San Franzisko und sprach zusammen mit George Speed auf einer IWW-Versammlung für die Verteidigung Mooneys. Diese Versammlung fand im Moose Temple statt und war die erste Öffentliche Veranstaltung für die Verteidigung Tom Mooneys und Warren Billings’ in San Franzisko. Ich besuchte die beiden im Gefängnis, wo sie für weitere Gerichtsverhandlungen festgehalten wurden. Billings war ein sehr jung aussehender, rothaariger und lebhafter Mann. Tom sah viel älter und blasser aus, als der rotbäckige junge Mensch, den ich vor acht Jahren in Idaho kennengelernt hatte, aber er war kampfbereit. Auf seine Bitte besuchte ich seine Mutter und lernte dort seinen Bruder John kennen, der sehr an ihm hing. Ich besuchte auch Rena Mooney, die in einem Frauengefängnis weit [318:] außerhalb der Stadt untergebracht war – eine lange Straßenbahnfahrt durch flaches, sumpfiges Gelände. Ich konnte keine der Frauen, die ich in San Franzisko kannte, dazu überreden, mit mir hinauszufahren, so groß war die Angst, mit diesem Fall in Verbindung gebracht zu werden. Rena hatte die Behörden dringend gebeten, ihr ein Klavier zur Verfügung zu stellen – sie könnte sich beschäftigen und all die unglücklichen Insassen des Gefängnisses beruhigen und unterhalten, wenn sie ihr geliebtes Klavier hätte. Aber sie wurde nur ausgelacht. Als ich ankam, war sie sehr unruhig und unglücklich und machte sich Sorgen um Tom. Sie war gleichzeitig erstaunt und froh, mich zu sehen, aber es erschütterte sie, daß man mich ohne Begleitung hatte kommen lassen.

Dann fuhr ich nach Seattle zurück. Am Prozeß, der zwei Monate währte, nahm ich nicht teil, sondern fuhr weiter durch den ganzen Staat, um über den Fall zu sprechen. Der Krieg wurde erklärt, während der Prozeß im Gange war, im April 1917, nachdem Woodrow Wilson vor weniger als sechs Monaten unter der Losung „Er hielt uns aus dem Krieg heraus!“ wiedergewählt worden war. Die IWW hatten in den Holzfällerlagern und im Kupferbergbau eine ständige Organisationskampagne in Gang gehalten. Lange vor der Kriegserklärung hatten die IWW ihre Forderung nach einem Achtstundentag in diesen beiden Industrien angemeldet. Neben allgemeinen Erklärungen gegen den Krieg hatten sich die [IWW darauf konzentriert, für ihr Organisationsrecht und für kürzere Arbeitszeit und bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen. In diesem Sinne feierten die IWW in Seattle den 1. Mai. Merkwürdigerweise hatten die weiblichen Geschworenen im Fall Tracey – es waren sechs – den Gerichtssaal

mit grünen, blühenden Zweigen ausgeschmückt. Einige von uns (ewige Optimisten!) wagten es, das als ein gutes Vorzeichen zu nehmen. Wir hielten eine Gedenkkundgebung ab am Grabe derjenigen, die auf der „Verona“ ermordet worden waren. Dann [319:] kehrte die Menschenmenge zurück, umringte das Gefängnis und sang Lieder aus dem „Kleinen roten Liederbuch“. Hinter den Gefängnismauern tönten Lieder als Antwort zurück.

Am Abend fand eine große Massenkundgebung statt, auf der Mrs. Kate Sadler, eine ortsansässige Sozialistin und wundervolle Sprecherin, und ich redeten. Sie hatte am Parteitag der Sozialistischen Partei teilgenommen, der am 7. April 1917, einen Tag nach der Kriegserklärung, in St. Louis (Missouri) stattgefunden hatte. Der Parteitag hatte eine Resolution über den Krieg angenommen, in der es hieß: „Die Sozialistische Partei der Vereinigten Staaten bekräftigt in der gegenwärtigen ernstesten Krise feierlich ihr Festhalten am Prinzip des Internationalismus und der Solidarität der Arbeiterklasse in der ganzen Welt und proklamiert ihre unveränderliche Opposition gegen den Krieg, der soeben von der Regierung der Vereinigten Staaten erklärt worden ist.“ Mrs. Sadler sprach in diesem Sinne. Wir von den IWW, daran erinnere ich mich, sprachen eingehender über den Klassenkampf in den USA – den wir für unsere Hauptaufgabe hielten.

Der Prozeß neigte sich seinem Ende entgegen. Ich fuhr zu einer Versammlung nach Cle Elum, einem Bergbauggebiet, wo sehr viele Italiener arbeiteten, die mich aus dem Osten kannten. Es war festgelegt worden, daß ich von dort aus nach Hause fahren sollte. Wie freute ich mich, am 5. Mai im Zug ein Telegramm von Herbert Mahler, dem Sekretär des Verteidigungskomitees, zu erhalten, in dem er mir mitteilte, daß Tracey freigesprochen worden war. Gleichzeitig sprach er mir den Dank für meine Arbeit aus. (Alle anderen Prozesse wurden eingestellt und die Häftlinge entlassen.) Der Eisenbahnschaffner, der mir das Telegramm brachte, meinte: „Wohl gute Nachrichten! Sie sehen so erfreut aus.“ Ich erzählte ihm, worum es ging. Er sah einigermaßen verblüfft aus und fragte mich dann, wohl in der Annahme, Tracey sei ein Verwandter von mir: „Was haben Sie [320:] für ein Interesse daran?“ Er wollte mir nicht glauben, daß ich Organisatorin der IWW sei, und erklärte, Organisatoren reisten auf Puffern und nicht auf Polstern.

Wegen Landstreicherei verhaftet

Auf der Heimreise aus Seattle hielt ich mich kurz in Chicago auf, um im Büro der IWW vorzusprechen. Es war das letzte Mal. Ich bemerkte auf einer inoffiziellen Zusammenkunft mit Redakteuren und anderen, daß meiner Auffassung nach einige Broschüren der IWW überarbeitet und andere völlig aus dem Verkehr gezogen werden sollten. Meine Gründe waren durchaus stichhaltig, zum Beispiel, daß ein einzelner Satz oder eine schlechte Formulierung, wie etwa der Satz „Recht oder Unrecht kümmert uns nicht!“ in der Broschüre von St. John, aus dem Zusammenhang gerissen irreführend seien und entstellt werden könnten. Ich hatte in Seattle gesehen, wie solche Formulierungen in den Prozessen gegen unsere Mitglieder benutzt werden konnten, und sagte, daß ich das Exekutivkomitee bitten werde, meine Broschüre „Sabotage“ nicht wieder aufzulegen.

Ich fühlte, daß die neue Orientierung der IWW richtig war. Sie forderte die Organisierung am Arbeitsplatz und Massenaktionen und wandte sich von individuellen Aktionen ab – zu denen auch die Sabotage gehört. Ich war mit dem Inhalt meiner Broschüre nicht mehr einverstanden. Ihren Zweck, den vor vier Jahren in Paterson verhafteten Boyd zu verteidigen, hatte sie erfüllt. „Warum sollen wir dem Gegner Waffen in die Hand geben?“ fragte ich. Nach der Diskussion sagte Haywood unfreundlich: „Was ist los, Gurley. Hast du den Mut verloren?“ Er ordnete eine Neuausgabe an, die er mit einem unheimlichen, von Ralph Chaplin entworfenen Umschlag – schwarze Katzen und Holz-[321:]schuhe – versehen ließ. Aber das Exekutivkomitee schaltete sich ein und untersagte die Herausgabe. Andere Broschüren wurden später entweder abgelehnt oder der neuen Lage der Organisation angepaßt, die in immer größerem Maße den Charakter einer Gewerkschaft annahm.

Als ich in unsere Wohnung in Bronx zurückkehrte, wo wir so beengt lebten, schämte ich mich der Last, die meine Mutter ohne ein Wort der Klage auf sich genommen hatte, und entschied, daß ich eine Zeitlang zu Hause bleiben müsse, um ihr etwas Arbeit abzunehmen. Bei Carlo zeigten sich die Folgen der Haft und des hektischen Arbeitstempos seit seiner Haftentlassung. Ich war nach zehn

Jahren unaufhörlicher intensiver Tätigkeit und Nervenanspannung bei Streiks und Prozessen wirklich müde. Obwohl in der Welt Kriegszustand herrschte, sehnte ich mich nach einem ruhigen und friedlichen Sommer mit meinen Lieben. Carlo hatte italienische Freunde, die in South Beach (Staten Island) wohnten. Wir beschlossen, uns dort ein Landhäuschen zu mieten und alle einmal auszuruhen, uns zu entspannen und zu erholen. Wir fanden ein Häuschen in einer hübschen Siedlung auf einem grünen, mit herrlichen Bäumen bestandenen Hügel, mit einem Ausblick über die Lower Bay bis Coney Island. Wir konnten von hier aus Ozeandampfer, Frachtschiffe und Truppentransporter beobachten. Es war ein erregender Anblick, das große Schiff jener Tage, den „Leviathan“, herannahen zu sehen. Die Siedlung hatte ihren eigenen Strand, und es dauerte nicht lange, bis Fred aufblühte und ein hervorragender Schwimmer wurde.

Die meisten Menschen um uns herum waren italienische Arbeiter, nette, freundliche Leute, die sich draußen unter den Bäumen an Spaghetti und Wein gütlich taten. Wir setzten uns zu ihnen. Damals fing ich an, dick zu werden. Das italienische Essen wurde mir zum Verhängnis. Im Nachbarhaus wohnten zwei Brüder mit ihren Familien – deutsche Akrobaten, die ihre [322:] Kunststücke im Hinterhof übten. Der Besitzer des Hauses war ein Amerikaner irischer Herkunft, Anhänger der irischen nationalen Bewegung, der sich sehr freute, Nora Connolly, die Tochter James Connollys, Jim Larkin und andere Iren, die uns besuchten, kennenzulernen. Wir fuhren von nun an jeden Sommer Ende Juni hinaus und blieben bis Mitte September, neun Jahre lang, bis Carlo und ich uns 1925 trennten. Staten Island ist eine große und schöne Insel im Hafen von New York, mit dem Blick auf die obere und die untere Bucht. Damals war sie noch schwerer zugänglich als heute, da es noch keine Brücken gab. Die zwanzig Minuten lange Überfahrt auf der Fähre, vorbei an der Freiheitsstatue, war sehr angenehm. Auf dieser Fahrt war es einem, als blieben die Sorgen der Stadt zurück. Ich blieb zu Hause bei Fred, arbeitete etwas im Garten, badete täglich und hatte zum ersten Mal in meinem Leben wirkliche Ferien. Die Familie kam und ging, wie es ihr gefiel, und wir alle genossen die Freiheit ungemein. Aber bei der Art unseres Lebens konnte es ohne Unterbrechungen nicht abgehen.

Vom Bergbaurevier in Mesaba erhielt ich eine Einladung, an der großen alljährlichen Landpartie der finnischen Sozialisten im Juli teilzunehmen, zu der die finnischen Arbeiter aus dem ganzen Grubengebiet und aus den Holzfällerlagern zusammenkamen. Wenn die Einladung von irgendeinem anderen Ort im Land gekommen wäre, hätte ich sie wahrscheinlich abgelehnt. Aber mit diesem Gebiet war ich aus ganzem Herzen verbunden, und ich fühlte mich verantwortlich dafür. Über den Protest Carlos und der ganzen Familie hinweg ging es wieder los. Ich tröstete mich damit, daß die Reise hin und zurück nur einen Tag dauern würde. Ich beschloß, mich nicht in Chicago aufzuhalten – um Zeit zu sparen und weitere Reibereien mit Big Bill zu vermeiden. Ich liebte und verehrte Bill Haywood wirklich, und ich wollte nicht gern mit ihm streiten.

In Duluth stieg ich im Hotel Holland ab, wo ich das Jahr zuvor [323:] während des Streiks und nach dem Streik unzählige Male übernachtet hatte. Die Angestellten hießen mich willkommen. Ich ging in das Büro der IWW, das ein paar Häuserblocks entfernt lag, und stellte fest, daß die Kollegen über meine Rückkehr in das Grubengebiet beunruhigt waren. Sie meinten, die Finnen hätten mich nicht einladen dürfen. Sie wollten mich sofort mit dem Wagen in das Revier fahren und mich bis zur Landpartie sicher bei einer Familie in Virginia unterbringen. Der heiße Atem der Kriegshysterie lag in der Luft. Sie erzählten mir, es werde aus Leibeskräften gegen die IWW agitiert, und falls ich befragt würde, solle ich nur sagen, daß ich zu der Landpartie der Sozialisten gekommen sei, die schon jahrelang den Ruf einer geachteten alljährlichen Veranstaltung genoß.

Ich kehrte in das Hotel zurück, um meine Sachen zu holen, aber wenige Minuten später kamen schon Sheriff Meining und mehrere Geheimpolizisten, um mich über meine Pläne zu befragen, vor allen Dingen, wie lange ich bleiben wolle. Das war sieben Jahre bevor J. Edgar Hoover Chef der Geheimpolizei, des FBI, wurde, und es war damals noch lange nicht so bekannt, wie es später wurde. Für uns waren die Beamten des FBI eigentlich diejenigen, die sich mehr als alles andere mit der Einhaltung des Mann-Gesetzes zu befassen hatten. Dann wurde die Prohibition ihr wichtigstes Arbeitsgebiet. Sie fragten, ob ich die Absicht habe, jemand zu veranlassen, sich der Wehrpflicht zu entziehen. Ich versicherte ihnen,

daß das nicht meine Absicht sei. Ich sei lediglich zur Landpartie gekommen. Scheinbar zufriedengestellt gingen sie wieder.

Aber während sie noch mit mir sprachen – und wahrscheinlich mit ihrer Kenntnis –, hielt der Stadtrat von Duluth eine Sondersitzung ab, in der er eine sogenannte Notverordnung für Kriegszeiten erließ, der zufolge jeder wegen „Landstreicherei“ verhaftet werden konnte, der sich in der Stadt aufhielt, ohne sichtbare Unterhaltungsmöglichkeiten nachweisen zu können. Im Ver-[324:]laufe weniger Minuten überfiel die Polizei das Büro der IWW und verhaftete alle Anwesenden. Andere kamen in das Hotel, um mich zu verhaften, sehr zur Verwunderung der Wirtsleute. Das war am Sonnabend. Die Landpartie sollte am Sonntag stattfinden. Wir wurden über das Wochenende im Gefängnis festgehalten, von dem aus man den herrlichen Lake Superior überblicken konnte. Eine Freilassung gegen Kautions wurde verweigert, und nach der Landpartie wurde ich freigelassen, unter der Bedingung, daß ich sofort die Stadt verlasse. Mir blieb nichts weiter übrig. Meine Rede hatte ich nicht halten können, und so kehrte ich nach Hause zurück. Später fuhr Scott Nearing nach Duluth, um auf einer sozialistischen Friedensversammlung zu sprechen, und erlebte das gleiche. Einen Monat später wurde das Büro der IWW in Duluth von einer Meute Soldaten zertrümmert. Ein paar Jahre später kehrte ich in dieses Gebiet zurück, um für die Verteidigung Saccos und Vanzettis zu sprechen, und hatte keine Schwierigkeiten.

„Hort der Demokratie“

Nach der Kriegserklärung fegte eine immer heftiger werdende Welle von Hysterie und Ausschreitungen des Pöbels über das Land. Die übergroße Mehrheit des amerikanischen Volkes, das immer mehr eingeschüchtert wurde, beteiligte sich nicht daran. An öffentlichen Orten wurden Plakate angebracht: „Folge dem Gesetz und halte den Mund!“ mit der Unterschrift des Generalstaatsanwalts Gregory. Die Opfer der Gewalttaten aufgeputschter Massen gehörten verschiedenen Kreisen an: christliche Geistliche, Neger und Weiße, Verfechter des Friedens aus religiösen, moralischen oder politischen Gründen; Sozialisten, Mitglieder der IWW, Mitglieder der Neutralitätsliga, die sich [325:] unter den Farmern des Mittleren Westens einer großen Beliebtheit erfreute; Freunde der Freiheit Irlands und andere. Einzelpersonen, Männer und Frauen, die Bemerkungen über den Krieg, die Einberufung oder den Verkauf von Kriegsanleihebescheinigungen machten, wurden geteert und gefedert, zuweilen bewußtlos geschlagen, gezwungen, die Fahne zu küssen, aus der Stadt getrieben, zum Kauf von Kriegsanleihebescheinigungen gezwungen oder mit dem Lynchmord bedroht.

Wenn der Mob Versammlungsräume, Zeitungen, Büros von Organisationen und Druckereien überfiel, nahmen uniformierte Soldaten daran teil, ohne von der Regierung getadelt zu werden. Harmlose Deutsche, die jahrelang im Land gelebt hatten und deren Kinder in Amerika zur Welt gekommen waren, wurden als potentielle „Spione“ verdächtigt und angegriffen, nur weil sie Deutsche waren, obwohl sie nichts sagten oder taten. Dieses Aufreizen des Pöbels zu Gewalttätigkeiten war eine der gefährlichsten und beschämendsten Erscheinungen, die unser Land erlebte, und das alles, damit die Welt ein „Hort der Demokratie“ werde. Von April 1917 bis März 1919 verzeichnete das Amerikanische Büro für bürgerliche Freiheiten fast fünfhundert derartige Gewaltakte des aufgeputschten Mobs gegen Einzelpersonen. Zweifellos gibt es noch unzählige, die nicht verzeichnet wurden.

Die IWW hatten schon lange geplant, für den Achtstundentag in der Holzindustrie zu kämpfen und den notorischen Betrügereien in dieser Industrie und im Kupferbergbau ein Ende zu machen. Die Preise für Kupfer und Holz stiegen mit den Anforderungen des Krieges, aber am Arbeitsplatz nahmen Unfälle und Antreiberei zu. Die Lebenshaltungskosten schnellten in die Höhe. Im Bergbau herrschte ein System schwarzer Listen, als „fliegende Blätter“ bekannt. Überall im Lande konzentrierten sich die Gewaltakte immer mehr auf die IWW. Ihre Organisatoren wurden zusammengeschlagen, geteert und gefedert und ausgewiesen. In Oakland, Seattle, Yakima, Aberdeen, Duluth [326:] und an anderen Orten wurden ihre Versammlungsräume überfallen und zertrümmert. Die Presse kreischte den IWW „deutsche Söldlinge“ entgegen. Die Regierung tat nichts, um die Gewaltakte zu unterdrücken. Die Unternehmer, die ihre fetten Kriegsprofite durch die Forderungen der in ihren Industrien ausgebeuteten Arbeiter bedroht sahen, starteten Massenaktionen. Etwa fünfzigtausend Holzfäller im Nordwesten und vierzigtausend Bergarbeiter der Kupfergruben von Montana, Arizona und Neumexiko standen

1917 zu einer oder der anderen Zeit unter Führung der IWW im Streik. Daß die IWW während des Krieges als Gewerkschaft wirksam auftraten, war der wahre Grund für die wütenden Angriffe, denen sie ausgesetzt waren.

Am 8. Juni 1917 brach ein Brand in der Speculator Mine in Butte (Montana) aus. Einhundertachtund-siebzig Bergarbeiter verbrannten 2400 Fuß unter der Erdoberfläche. Eine unabhängige Gewerkschaft berief einen Sympathiestreik ein. Sie forderte unter anderem, daß der Gewerkschaft die Überwachung der Sicherheitsmaßnahmen übertragen werde. Inzwischen hatten die Antreiberei und das System der schwarzen Listen in Jerome (Arizona) einen Streik hervorgerufen. Am 10. Juli 1917 wurden achtzig an diesem Streik beteiligte Bergarbeiter in Viehwagen verladen und von den bewaffneten Banden der Vedde Copper Company nach Kalifornien verschleppt. An der Grenze von Kalifornien wurden sie nicht durchgelassen, sondern in das Gefängnis von Prescott geworfen. Am 12. Juli 1917 wurden in Bisbee (Arizona) eintausendzweihundert streikende Bergarbeiter von zweitausend Bewaffneten, die sich als eine von der Phelps Dodge Corporation organisierte Loyalitätsliga ausstaffiert hatten, überfallen und zusammengetrieben. Von Maschinenpistolen bedroht, wurden sie in über und über mit Mist beschmutzte Viehwagen geladen, fast ohne Wasser in den Bundesstaat Neumexiko gefahren und dort in der heißen Wüste sich selbst überlassen. Erst nach achtundvierzig Stunden erhielten sie von ameri-[327:]kanischen Truppen in Columbus (Neumexiko) Nahrung und Unterkunft. Sie wurden dort festgehalten und durften drei Monate lang nicht nach Hause zurückkehren. Als die Regierung im September ihre Beköstigung einstellte, fuhren dreihundert Mexikaner nach Mexiko. Sechshundert andere kehrten nach Bisbee zurück, wo die meisten wieder aus der Stadt getrieben wurden. Schließlich wurde von der Kommission für Arbeitsfragen der USA eine Art Regelung getroffen. In Butte wurde eine Lohnerhöhung gewährt, aber die Bergarbeiter streikten weiter, bis in den Dezember. Sie versuchten, das System der „fliegenden Blätter“ abzuschaffen. Im Nordwesten wurden die Forderungen der Holzfäller schließlich durchgesetzt. Die Vereinigung der Holzproduzenten des Staates Washington gewährte am 1. Januar 1918 den Achtstundentag. Oberst Disque, der die gesamte Holzproduktion im Nordwesten für die USA-Regierung überwachte, verkündete nach einer Konferenz in der Bundeshauptstadt Washington den Achtstundentag für die Holzindustrie im Staat Oregon. Eine von der Regierung unterstützte Unternehmergewerkschaft wurde gebildet, um den IWW entgegenzuwirken. Man nannte sie die Vier L (Loyal Legion of Loggers and Lumberjacks – Loyale Legion der Flößer und Holzfäller).

Nicht nur in der Holzindustrie und im Kupferbergbau, sondern auch in der Erdölindustrie waren die IWW damit beschäftigt, die Arbeiter zu organisieren, besonders in Oklahoma. Das Zentrum ihrer Arbeit war Tulsa. Die Geschäftsleute von Tulsa bildeten eine Organisation, die „Ritter der Freiheit“, die die Tätigkeit der IWW mit einer Terrorkampagne beantworteten. Es erschienen Plakate mit der Inschrift: „Mr. IWW. Lassen Sie sich in Tulsa nicht von der Sonne bescheinen.“ Die Unterschrift lautete: Die Bürgerwehr. Am 5. November 1917 wurden elf Mann wegen Landstreicherei verhaftet. Die Verhandlung endete damit, daß der Richter sagte: „Sie sind nicht schuldig. Aber ich gebe Ihnen eine Geldstrafe von hundert Dollar. Wir leben nicht [328:] in normalen Zeiten.“ Die Männer wurden von maskierten Kerlen aus der Zelle geschleppt, aus den Händen der Polizei, die nicht den geringsten Widerstand leistete. Man band ihnen die Hände, peitschte sie aus, teerte und federte sie „im Namen der Frauen und Kinder Belgiens“. Polizisten erhielten Masken und Knüppel, damit sie sich an diesen empörenden Ausschreitungen beteiligen konnten. Die beiden Lokalzeitungen, die „Tulsa Daily World“ und der „Tulsa Democrat“, billigten diese Ausschreitungen. Mehr als fünfhundert Dollar in bar, Eigentum der Opfer, gingen in Flammen auf, als der Mob ihre Kleider verbrannte.

Unser Sommer am Strand wurde immer unerfreulicher, je mehr dieser entsetzlichen Nachrichten aus allen Teilen des Landes bei uns eintrafen. Aber der schlimmste Fall von allen – der uns am schwersten erschütterte und uns am traurigsten machte – ereignete sich am 1. August 1917. Ich erfuhr davon einen Tag später. Ich war gerade dabei, das Abendessen zuzubereiten. Mein jüngerer Bruder Tom und einer seiner Freunde, ein Deutsch-Amerikaner, der in Bronx uns gegenüber wohnte, hatten den Tag am Strand verbracht. Johnny war kurz zuvor eingezogen worden und war gekommen, um sich von uns zu verabschieden. Carlo kam am 2. August mit allen Tageszeitungen nach Hause. Damals

gab es noch nicht in jedem Raum einen Radioapparat. Er sagte: „Elizabeth, ich bringe schlechte Nachrichten. Gestern ist Frank in Butte umgebracht worden.“ „Meinst du Frank Little?“ fragte ich. „Ja“, antwortete er, „er ist gelyncht worden.“

Der Lynchmord an Frank Little

Als Carlo mir die furchtbare Nachricht brachte, daß unser Freund Frank Little gelyncht worden war, ließ ich alles auf dem Herd stehen und liegen, setzte mich hin und begann [329:] zu weinen. Unser Freund Johnny, der bald in die Uniform gesteckt werden sollte, fragte erstaunt: „Was ist denn los?“ Carlo erzählte uns die entsetzlichen Einzelheiten: – sechs maskierte Männer waren nachts in das Hotel gekommen, hatten die Tür erbrochen, Frank aus dem Bett gezerrt, ihn zu einer Eisenbahnbrücke am Stadtrand geschleppt und dort erhängt. Johnny, dieser einfache Junge aus der Arbeiterklasse, sagte traurig: „Dafür soll ich also kämpfen?“

Frank Little hatte 1916 mit uns im Eisenrevier von Mesaba gearbeitet und war mit Carlo zusammen im Gefängnis gewesen. Vorher hatte ich ihn 1909 und 1910 in Missoula und Spokane getroffen. Er war hochgewachsen und dunkel, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, ein schlanker, freundlicher Mann mit einer angenehmen Stimme. Da ihm ein Auge fehlte, sah er etwas unheimlich aus, was aber durchaus nicht seinem Wesen entsprach. Er war indianischer Herkunft und sprach von sich als von „einem wirklichen Amerikaner“ und „einem wirklichen Roten“. „Ihr anderen seid alle Einwanderer“, sagte er. Man konnte sich in allen Lagen auf ihn verlassen. Er arbeitete während des Bergarbeiterstreiks in Arizona und hatte sich dort bei einem Autounfall ein Bein gebrochen.

Zu einer Sitzung des Exekutivkomitees in Chikago kam er auf Krücken mit dem Bein im Gipsverband. Als er ankündigte, er wolle nach Butte fahren, versuchten einige seiner Kollegen, ihn davon abzubringen. Sie wußten, daß Butte ein sehr rauhes Pflaster war, und fürchteten, er könnte sich in seinem gegenwärtigen Zustand nicht behaupten. Aber er ging trotzdem und hielt mehrere leidenschaftliche Reden vor den Bergarbeitern. An seiner Leiche fand man eine Karte mit den Namen mehrerer angesehenen Kollegen der im Streik befindlichen Bergarbeiter und Elektroarbeiter und der Drohung: „Erste und letzte Warnung 3-7-77“. Die Zahlen entsprechen den Ausmaßen eines Grabes. Ich war sehr betrübt über den Tod Frank Littles. Es war das [330:] erste Mal, daß einer meiner Freunde auf eine so furchtbare und gewaltsame Art ums Leben kam. Sooft ich in den kommenden Jahren nach Butte fuhr, besuchte ich sein Grab draußen in der Ebene. Ein Stein schmückt es, den die Arbeiter von Butte dort aufgestellt haben. Neben ihm liegen die Gräber der Bergarbeiter, auch sie Opfer der Gewalt und der Habgier in dieser Kupferstadt. Zu seinem Begräbnis, dem größten, das je in Montana stattfand, zog sich eine Prozession von Tausenden weit hin. Viele finster blickende trauernde Arbeiter fragten ebenso wie unser Freund Johnny: „Sollen wir dafür kämpfen?“ Einen Monat später erschien in Chikago eine einundsechzig Seiten lange Anklageschrift der Bundesregierung gegen hundertachtundsechzig Männer und eine Frau wegen Verschwörung „mit einem gewissen Frank Little (verstorben), um die Durchführung bestimmter Gesetze der Vereinigten Staaten zu behindern und zu verzögern“. Nicht einmal nach seinem Tode ließen sie ihn in Frieden ruhen.

Der Herbst kam, und wir waren ganz froh, wieder in die Stadt zurückzukehren. Wir wußten zwar nicht, was kommen würde, waren uns aber klar, daß in der gegenwärtigen politischen Atmosphäre alles möglich war. Es drängte uns, Fred wieder zu Hause bei der Familie und in der Schule zu haben. Er hatte im Vorjahr mit der Schule begonnen. Dann war er aber an Blinddarmentzündung erkrankt. 1916 hatte eine Kinderlähmungsepidemie geherrscht, und meine Mutter und Kathie ließen das Kind nicht zur Schule gehen. Wir wohnten in der obersten Etage, und im Sommer 1916, während ich in Minnesota war, hatte er auf dem Dach gespielt und war nicht auf die Straße gekommen. Nach diesem Sommer am Strand war er aber sonnengebräunt und hatte zugenommen. Er war nun kräftig genug, in die Schule zu gehen. Er kam wieder in die 43. Grundschule am Brown Place, Ecke 135. Straße. Und nun nahmen die Ereignisse ihren Lauf. Am 29. September 1917 wurden Carlo und ich unter der Anklageschrift von Chikago gegen hundertneunundsechzig Per-[331:]sonen verhaftet. Ich war die einzige Frau. Ben Fletcher aus Philadelphia war der einzige Neger. Harry Hand, der Polizist, der jahrelang an unserer Straßenecke gestanden hatte, war befördert worden. Aber da wir ihn von Kind auf

kannten, kam er mit zwei Bundesbeamten, um mich zu verhaften. Er entschuldigte sich bei meiner Mutter: „Ich habe nichts damit zu tun, Mrs. Flynn.“ Als die Beamten irische Literatur bei uns sahen, fragten sie: „Gehört ihre Tochter auch der Sinn Fein* an?“ Meine Mutter antwortete stolz: „Nein, die Sinn Fein hier bin ich!“ Fred, der auf der Straße spielte, rannte beunruhigt auf mich zu, als er mich mit drei Fremden kommen sah. Ich sagte: „Es ist nichts, Liebling, ich muß zu einer Versammlung. Geh nur zu Mama.“ Wir gingen zur Hochbahnstation der 134. Straße, und während wir auf dem Bahnsteig warteten, stieg Carlo auf der anderen Seite aus dem Zug, der aus der Stadt kam. Ich versuchte, ihn zu ignorieren, um ihn auf diese Weise fortzuschicken, aber er eilte auf mich zu und fragte, was denn los sei. Harry Hand sagte den Bundesbeamten: „Das ist Carlo Tresca“, und so wurde auch er verhaftet.

Sie brachten uns in die Polizeistation im Rathaus und dann zum Verhör in das nahegelegene Gebäude des Justizministeriums. Aber wir weigerten uns, ohne einen Rechtsanwalt auszusagen, also brachte man uns ins Stadtgefängnis, das man zu Fuß erreichen konnte. Es war Sonnabend, und wir blieben über Sonntag in Haft. In den Sonntagszeitungen wurde mitgeteilt, daß die Kautions für uns in Chicago auf fünfundzwanzigtausend Dollar festgelegt worden sei, und in dem Bericht hieß es, daß jeder, der eine Kautions für uns zu stellen wünsche, überprüft würde. Aus den Sonntagszeitungen erfuhr ich, daß Ettore und Giovannitti und ein anderer italienischer IWW-Organisator, Baldazzi, auch verhaftet worden waren. Das alte Stadtgefängnis, 1838 [332:] erbaut und mittlerweile niedergefallen, war ein massiver Bau. Es sah wie ein mittelalterlicher Kerker aus und war durch einen Gang hoch über der Straße, die „Seufzerbrücke“ genannt, mit dem Gerichtsgebäude verbunden. Die Fenster waren schmal und hoch über unseren Köpfen angebracht.

Die Frauenabteilung war nicht sehr groß. Eine Gefängniswärterin und der Arzt waren Irene, und als sie erfuhren, daß ich James Connolly und Tom Mooney kannte, waren sie sehr freundlich zu mir. Sie erzählten mir, daß Liam Mellows, ein irischer Patriot, der später in Irland getötet wurde, gerade jetzt hier im Gefängnis saß. Daß ich Mrs. Cram kannte, die in der Presse als eventueller Bürge für mich genannt war, machte einen so starken Eindruck auf die Gefängniswärterinnen, daß sie mir noch ein zweites Kissen brachten und ich eine Zelle für mich allein bekam. Das ganze Gefängnis war feucht und übelriechend. Das Essen war so scheußlich, daß man es kaum beschreiben kann, und die Atmosphäre trübe und voll menschlichen Leids. Eine lebhaft alte Dame, die wegen großer Betrügereien in Aktienspekulationen angeklagt war, schrieb Briefe für die Analphabeten, erteilte unentgeltlich juristische Ratschläge und war allgemein hilfsbereit. Eine weinende Frau, die ihren Mann mit einem Schlachtmesser erstochen hatte, bereitete sich auf ihren Prozeß vor. Alle Insassinnen gaben ihr gute Ratschläge, wie sie sich verhalten und was sie sagen sollte. Ihre Schwester brachte ihr ein schwarzes Kleid und einen neuen schwarzen Hut, die sie im Gerichtssaal tragen sollte. Die Gefängniswärterinnen und die Häftlinge bemüht sich alle, sie so ansehnlich und mitleiderregend wie nur möglich zu machen. Jemand brachte einen Spiegel, und sie betrachtete ihr Spiegelbild. Wir alle erschrakten, als sie wieder in Tränen ausbrach und sagte: „Wenn mein Mann nur sehen könnte, wie hübsch ich aussehe.“ Wir fühlten, daß nur ein paar neue Kleider und gute Worte notwendig gewesen wären, um eine furchtbare Tragödie abzuwenden.

[333:] Als man uns dem Kommissar vorführte, geschah das in dem alten Postamt, das damals südlich vom City Hall Park lag. Carlo und ich befanden uns in einer recht interessanten und nicht gerade alltäglichen Lage. Der Staatsanwalt für diesen Bezirk war ein Mann, den wir beide persönlich kannten, Mr. Harold Content. Er war ebenso überrascht wie wir, da er für den Fall eigentlich nicht zuständig war. Mr. Content hatte früher im Büro von George Gordon Battle gearbeitet und hatte mehrere Male von Mr. Battle den Auftrag bekommen, Carlo in seinen regelmäßigen Auseinandersetzungen mit dem Postministerium wegen geringfügiger Verletzungen der Postbestimmungen zu vertreten. Radikale Zeitungen von der Art, wie Carlo sie leitete, lebten von der Hand in den Mund und mußten zuweilen eine Nummer auslassen, weil das Geld nicht reichte, oder sie brachten ein Inserat für eine Verlosung, das sie mit der Post in Konflikt brachte und ihre Portoermäßigung als Postsache zweiter

* Irische bürgerlich-nationalistische Partei, gegründet 1905, führend im Freiheitskampf 1919/1920. *Die Red.*

Klasse in Frage stellte. Als ich von einem Bundesbeamten vorgeführt wurde, sagte Mr. Content: „Führen Sie sie in mein Büro.“ Dann befahl er dem Beamten, draußen zu warten. Seine erste Frage war: „Hast du heute schon gefrühstückt, Elizabeth?“ Ich antwortete: „Frühstück konnte man das wohl kaum nennen.“ Also schickte er den Beamten über die Straße, „Frühstück für eine Person“ zu holen. Der Beamte nahm natürlich an, daß es für Mr. Content sei, und traf eine sorgfältige Auswahl, die ich mir gut schmecken ließ.

Anklage wegen „Verschwörung zwecks Aufruhr“

Während ich aß, fragte mich Mr. Content: „Was ist denn überhaupt los?“ Obwohl er Staatsanwalt war, hatte er mit diesem Fall nichts zu tun. Ich sagte ihm, was ich wußte, und das [334:] war wenig genug. Er hatte die Riesenschlagzeilen in der Presse gelesen und sagte, er könne wenigstens in der Frage der Kautio n helfen. Er versicherte verschiedenen Leuten, daß sie ohne weiteres die Kautio n für mich stellen könnten, und er nahm sie an, ohne erst in Chikago anzufragen. So war ich die erste, die wieder freikam und nun für die anderen Verhafteten Bürgen und Kautio nen verschaffen konnte, die auch anstandslos angenommen wurden. Er gab mir auch Hinweise, welche Rechtsanwälte ich gewinnen könnte. Meine Schwester hatte sich mit Louis Boudin in Verbindung gesetzt. Mr. Content sagte, er kenne Mr. Boudin und schätze ihn sehr. Ich sollte mich mit ihm darüber unterhalten, ob es ratsam wäre, einen nichtsozialistischen Rechtsanwalt zu gewinnen, um den juristischen Kampf für die Abtrennung unseres Verfahrens aufzunehmen. Mr. Boudin meinte, nachdem er meine merkwürdige Geschichte gehört hatte, das sei ein guter Gedanke. Ich versuchte, George Gordon Battle zu gewinnen, aber er konnte den Fall nicht übernehmen, weil er Vorsitzender einer Einberufungskommission war. Er empfahl mich an George W. Whiteside, der sich bereit erklärte, mich zu empfangen.

Die Männer waren noch alle im Gefängnis. Ich war schlecht gekleidet und hatte kaum noch genug Fahrgeld in meiner Tasche. Aber dafür war die Liste meiner Bürgen recht eindrucksvoll – Mrs. Cram, Dr. William J. Robinson, Amos Pinchot, Alice und Irene Lewisohn (die späteren Besitzerinnen des Grand Street Theatre) und andere. Mr. Whiteside hörte mich zuvorkommend an. Zweifellos hatte er noch nie mit einem der notorischen IWW-Leute gesprochen, und er machte dabei ein etwas unschlüssiges und neugieriges Gesicht. Er fragte, wie ich zu ihm gekommen sei, und ich antwortete ihm, Mr. Battle habe mich geschickt. Ich schlug ihm vor, Mr. Battle anzurufen, der ihn wiederum an Mr. Content verwies, mit dem er dann auch sprach. Anscheinend hatte er sich davon überzeugt, daß wir keine Landesverräter [335:] waren, und er beschloß, unseren Fall gegen ein nicht zu hohes Honorar anzunehmen. Er vertrat Tresca, Giovannitti und mich. Baldazzis Freunde hatten für ihn einen Rechtsanwalt verpflichtet, und Ettore hatte einen Rechtsanwalt in Boston, einen persönlichen Freund – John Feeney. Charles Recht vertrat Giovannitti außerdem in der Frage der Kautio n. Es war damals viel leichter als heute, Rechtsanwälte zu bekommen.

Unser nächstes Problem war, einen Verteidigungsfonds zu schaffen, um unsere Rechtsanwälte und unser Fahrgeld zu bezahlen, wenn wir nach Chikago vorgeladen wurden. Wir waren alle sehr arm. Es gab damals keine Verteidigungsorganisation. Eine Gruppe Frauen organisierte ein Sonderkomitee für mich, und wir bildeten einen allgemeinen Verteidigungsfonds für uns alle. Wir sammelten und verausgabten etwa fünftausend Dollar. Ich erinnere mich an ein Gespräch, das ich am ersten Tage nach meiner Entlassung gegen Kautio n mit Fola LaFollette, der Tochter Senator LaFollettes, führte. Sie sagte: „Ich habe kein Geld für eine Kautio n. Aber hier ist eine Kleinigkeit für allgemeine Ausgaben.“ Sie ahnte gewiß nicht, wie dankbar ich ihr damals für die fünf Dollar war!

Ettore, Giovannitti, Tresca und ich besprachen unsere juristische Strategie. Arturo war kein Pazifist – er stand auf der Seite der Alliierten. Er sagte: „Elizabeth, wenn du mich nicht aus dieser Sache herausbekommst, erscheine ich in Uniform im Gerichtssaal!“ Ich sagte: „Na schön, das wird uns bestimmt nicht schaden!“ Ich mußte lachen und fuhr fort: „Mein Leben lang haben Männer von mir verlangt, daß ich sie aus dem Gefängnis holen soll!“ Viele von denen, die jetzt unter Anklage standen, waren bereits in verschiedenen Teilen des Landes verhaftet worden, andere jedoch waren noch frei. Plötzlich schickte uns Haywood aus dem Bezirksgefängnis von Cook in Chikago eine Mitteilung, daß alle in der Anklageschrift Benannten sich bei dem zuständigen Bundespolizeibeamten stellen und

daß keiner der [336:] Verhafteten sich gegen die Auslieferung an einen anderen Bundesstaat wehren, sondern nach Chikago kommen solle. Wir waren ganz entschieden gegen eine solche Taktik, die dazu angetan war, der Regierung bei der Beschleunigung des Verfahrens zu helfen. Wir argumentierten, daß die Zeit unser bester Verbündeter sei. Die Kriegshysterie hatte ihren Höhepunkt erreicht. Ein Prozeß war gleichbedeutend mit einem Lynchmord, Hinauszögern, das fühlten wir, war das einzig Richtige. Wir schlugen vor, daß unsere IWW-Freunde in Philadelphia und Neuengland ebenso wie wir handeln sollten und daß wir so allen anderen im Lande, die wir nicht direkt erreichen konnten, ein Beispiel geben sollten. Unser Plan bestand darin, überall gegen Auslieferung und für Abtrennung des Verfahrens zu kämpfen. So hätten wir erreichen können, daß sich der Fall, der sich wie ein riesiges Schleppnetz durch das ganze Land zog, an einem Dutzend Orten verfang und durch unzählige juristische Knoten in eine heillose Verwirrung geriet.

Merkwürdigerweise kamen zwei Rechtsanwälte aus Chikago zu uns – George W. Vanderveer, der Anwalt der IWW, um uns von unserem Plan abzubringen, und Clyne, der USA-Generalstaatsanwalt für den zuständigen Bezirk, der vor Gericht die Ablehnung unseres Antrages durchsetzen wollte. Anscheinend war aber unsere juristische Position stark genug, da drei der hier Verhafteten nicht Mitglieder der IWW waren, keiner von uns während der in der Anklageschrift verzeichneten kurzen Zeitspanne vom 17. April bis zum 17. September 1917 für die IWW tätig gewesen war, keiner von uns in dieser Zeit das zentrale Büro der IWW in Chikago aufgesucht hatte und in der Anklageschrift nicht einer von uns einer offenkundigen Handlung beschuldigt wurde. Mr. Content übertrug die Führung des Verfahrens Mr. Clyne und beteiligte sich nicht an den Auseinandersetzungen. Ettore, Giovanni, Tresca und ich gewannen unseren Antrag auf Abtrennung und wurden niemals vor Gericht gestellt. [337:] Leider waren wir die einzigen, die auf diese Weise vorgingen. Sonst hätte man schon von Anfang an erreichen können, daß sich der Angriff der Regierung überall im Lande in juristischen Argumenten festfuhr. Baldazzi folgte den Anweisungen Haywoods, entließ seinen Rechtsanwalt, ging nach Chikago – und kam ins Zuchthaus. Nach mehreren Jahren wurde er vorzeitig aus der Haft entlassen und nach Italien deportiert.

Es war eine Tragödie – und meiner Ansicht nach eine vermeidbare –, daß all diese hervorragenden Leute auf diese Weise in einem Verfahren kollektiv abgeurteilt wurden, ohne wenigstens den Versuch zu machen, dagegen zu kämpfen. Besonders mußte dabei in Betracht gezogen werden, daß zu dieser Zeit die Herrschaften in den höchsten Regierungsstellen anscheinend auch geteilter Meinung darüber waren, ob eine solche Massenverfolgung empfehlenswert sei. Vanderveer schickte zwei Telegramme von New York nach Chikago, eines am 29. und das andere am 30. Januar 1918. Im ersten hieß es: „Wenn Einstellung aller übrigen Verfahren und Verzicht auf weitere Verfolgungen gewährleistet werden, ziehen Verhaftete Entlassung oder Gerichtsverhandlung in Chikago vor?“ Als daraufhin E. F. Doree nach den „Bedingungen“ für eine solche Regelung fragte, hieß es in dem zweiten Telegramm: „Keine Bedingungen, aber die Regierung würde ihre Version an die Öffentlichkeit geben. Ich bin hier zu der Auffassung gekommen, daß ich lieber kämpfen möchte, wenn weitere Schändlichkeiten verhindert werden können. Hege beste Hoffnungen für den Ausgang und glaube, der Fall gibt uns Propagandamöglichkeiten, wie sie vielleicht nie wieder kommen. Die Prinzipien, um die es geht, sind grundlegend. Warum sollen wir nicht kämpfen? Die Leute hier sind zurückhaltend. Verstehen meinen Optimismus nicht, aber sie sind mit den Plänen zur Verteidigung einverstanden und werden vielleicht in der Agitation helfen.“ Vanderveer hatte sich anscheinend von seinem Sieg im Fall Tracey in Seattle mitreißen lassen. Ed Doree tele-[338:]grafierte zurück: „Falls Einstellung des Verfahrens völlig bedingungslos, ist das Verteidigungskomitee einstimmig dafür. Zu veröffentlichende Versionen uninteressant. Welche grundlegenden Prinzipien meinen Sie?“

Haywood dagegen telegrafierte Vanderveer: „Verhandlung oder Einstellung bleibt Regierung überlassen. Kompromiß für uns unmöglich.“ Damit waren die Verhandlungen anscheinend beendet. Damals wußte ich von diesen Telegrammen und von der ganzen Diskussion nichts. Im Januar 1919, nach dem Prozeß, schickte sie mir Fred Moore mit der Bitte, bei Roger Baldwin nachzufragen, wie sich die Sache verhalte. Dieser sagte, die daran „Interessierten“ hätten schließlich die Mitteilung erhalten, die IWW „zögen den Prozeß vor“. Mr. Baldwin berichtete mir, Mr. Brooks von seiner Organisation (dem Büro

für bürgerliche Freiheiten) habe versucht, einen unbefristeten Aufschub bis nach Kriegsende zu erwirken. Fred Moore, den man seinerzeit bei diesen Verhandlungen nicht zu Rate gezogen hatte, war äußerst empört. Er sagte: „Zweifelloos berechtigte allein der Wunsch nach Propaganda nicht dazu, die ungeheuren Kosten der Gerichtsverhandlung und die Gefahr eines von der Kriegshysterie diktierten Urteils auf sich zu nehmen.“ Damit hatte er unbedingt recht. Aber die IWW steckten fest in den Fängen des extremsten linken Radikalismus. Die Ansicht Moores kam ein Jahr zu spät.

Fünfundneunzig Männer wurden im Gerichtssaal von Richter Landis verurteilt und erhielten hohe Zuchthausstrafen von zwanzig, zehn und fünf Jahren. Sie wurden in Ketten in einem Sonderzug in das Zuchthaus Leavenworth gefahren. Ihre Freilassung gegen Kautionsleistung zu erwirken, Berufung beim Obersten Gericht einzulegen und dann für ihre Entlassung aus dem Zuchthaus zu kämpfen, das war die gewaltige Aufgabe, die nun vor uns lag. Sie alle waren Helden. Verschiedene starben, andere kamen krank aus dem Zuchthaus und hatten bleibenden Schaden [339:] an ihrer Gesundheit erlitten. Einige lebten nur noch kurze Zeit nach ihrer Haftentlassung. Viele von ihnen starben im besten Alter. Das Zuchthaus lähmte nicht ihren Mut. Aber es kann den menschlichen Körper vernichten und ihm bleibenden Schaden zufügen. Das dürfen die draußen niemals vergessen.

Das Kriegsjahr 1918

Politische Verhaftungen haben schwere Auswirkungen auf die Kinder derjenigen, die so ausgesondert werden. Es ist nicht leicht, das den Kindern zu erklären, und in der Nachbarschaft und in der Schule gibt es oft genug Vorurteile. Freds Bleiben in der 43. Grundschule war aus diesem Grunde nicht von langer Dauer. Zu Hause hatte man ihm nicht erzählt, daß Carlo und ich verhaftet worden waren. Er war daran gewöhnt, daß wir kamen und wieder gingen, um an verschiedenen Orten zu sprechen, und daß wir oft längere Zeit auswärts waren. Es war auch nicht schwer, die Zeitungen von ihm fernzuhalten. Aber die Lehrerin in der Schule hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihm zu erzählen, daß seine Mutter im Gefängnis sei und daß „nur Menschen, die lügen, stehlen und morden, dorthin kommen“. Er kam in Tränen zu Kathie, die ihm alles erklärte, so gut sie konnte, und ihm versicherte, daß wir bald wieder nach Hause kommen würden.

Auf Anregung von Mrs. Vorse, die ihre eigenen Kinder dort gehabt hatte, brachte Kathie ihn in das „Seminar der Freunde“, eine Schule der Quaker am Stuyvesant Park, in der Nähe der 16. Straße (Ost). Später brachten Carlo oder ich ihn morgens hin und setzten ihn nachmittags in die Hochbahn, damit er nach Hause fahren konnte. Er fühlte sich dort sehr wohl. Viele Kinder von Kriegsgegnern waren damals seine Mitschüler, darunter die [340:] Kinder von Scott Nearing, Rabbi Judah Magnes, Jacob Panken, Norman Thomas und anderen. Er blieb dort bis zum Abschluß der Grundschule. Anschließend besuchte er die Stuyvesant-Oberschule dort in der Nähe. Die Quakerschule übte eine tiefe Wirkung auf Fred aus. Als ihn ein paar Jahre später der Abgeordnete LaGuardia fragte, ob er Lust hätte, die Militärakademie von West Point zu besuchen, antwortete er: „O nein! Ich bin gegen den Krieg!“

Gewaltakte des Pöbels und gesetzlicher Terror nahmen immer mehr zu. Sie gingen nicht von den Volksmassen aus, sondern von den Großunternehmern und den großmäuligen Berufspatrioten und Hexenjägern jener Tage – von denen die meisten schon längst wieder vergessen sind. Die Aktion richtete sich gegen die Arbeiterbewegung und alle Menschen, die den Krieg im allgemeinen, diesen Krieg im besonderen und die Kriegsprofite ablehnten. Die Zahl der Opfer wuchs an, besonders unter denen, die unterschiedslos als „Rote“ bezeichnet wurden – Anarchisten, Sozialisten, IWW-Leute und fortschrittliche Gewerkschafter. Nach der Revolution von 1917 im zaristischen Rußland, von der wir hier im einzelnen nur sehr wenig erfuhren, die aber von den Amerikanern im allgemeinen mit großer Begeisterung begrüßt wurde, begann ein Kesseltreiben gegen alle, die man als „Bolschewisten“ bezeichnen zu können glaubte. Furcht vor der „Revolution“ erfaßte die Reaktionäre in Amerika. Mit aller Macht richteten sich die Angriffe gegen die IWW. Nach dem Prozeß in Chicago folgten ähnliche in Omaha (Nebraska), Sacramento (Kalifornien), Wichita (Kansas) und Spokane (Washington). Mehrere hundert Mitglieder der IWW wurden mit Urteilen bis zu zwanzig Jahren in die Zuchthäuser geschickt. Auch auf die Führer der Sozialistischen Partei konzentrierte sich der Angriff. Dem Kongreßabgeordneten Victor L. Berger aus Wisconsin wurde das Mandat aberkannt,

und er wurde in Chicago gemeinsam mit Reverend Irwin St. John [341:] Tucker, J. Louis Engdahl und William F. Kruse unter Berufung auf das Aufrührergesetz zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Das Urteil wurde später vom Obersten Gericht rückgängig gemacht. Victor Berger wurde das Mandat als Abgeordneter wieder zuerkannt und der Gehaltsausfall vergütet.

Eugene V. Debs, der große sozialistische Redner, der oft Präsidentschaftskandidat bei den Wahlen war, wurde in Cleveland (Ohio) unter dem Spionagegesetz vor Gericht gestellt und zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hatte in Canton (Ohio) vor dem Gefängnis gesprochen, in dem sozialistische Funktionäre aus Ohio – Charles E. Ruthenberg, C. Baker und Alfred Wagenknecht (der Vater von Mrs. Helen Winter, die heute ein Opfer des Smith-Gesetzes ist) – eine Freiheitsstrafe von einem Jahr für ihre „kriegsgegnerischen Reden“ verbüßten. Ihr „Verbrechen“ bestand darin, „die Männer aufgehetzt zu haben, sich der Einberufung zu entziehen“. Debs sagte in Canton: „Tausendmal lieber möchte ich eine freie Seele im Gefängnis sein als ein Feigling und Verräter auf der Straße.“ Er sagte: „Unsere Herzen schlagen mit den Bolschewiki in Rußland“ und stellte fest, daß „die allererste Handlung der siegreichen russischen Revolution eine Proklamation des Friedens an die ganze Menschheit war“. Er fügte hinzu: „Es gibt wenig Menschen, die den Mut haben, ein Wort zugunsten der IWW zu sagen. Ich habe ihn. Ich möchte hier sagen, daß ich den IWW große Achtung entgegenbringe, weit mehr als ihren schändlichen Verleumdern.“ Er schloß seine weithallende und mutige Rede mit den Worten: „Die Welt verändert sich täglich vor unseren Augen. Die Sonne des Kapitalismus sinkt. Die Sonne des Sozialismus geht auf.“ Diese kämpferischen Worte eines friedliebenden Propheten brachten ihn in das Zuchthaus von Atlanta.

Kate Richards O’Hare, die sozialistische Rednerin – das einzige weibliche Mitglied des Nationalkomitees der Sozialistischen Partei –, wurde in Fargo (Nord-Dakota) zu fünf Jahren ver-[342:]urteilt, weil sie „abriet, der Einberufung Folge zu leisten“. Rose Pastor Stokes, die sich zeitweise auf die Seite ihres Millionärsgatten und anderer gestellt hatte und in dieser Zeit für den Krieg eingetreten und von der Sozialistischen Partei abgerückt war, hatte nach der russischen Revolution zurückgefunden und sprach wieder für die Partei. Sie wurde in Kansas City (Missouri) zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, weil sie in einem Brief an den „Kansas City Star“ eine Meldung zu einer Rede berichtete, die sie über die Regierung und über das Profitmachen gehalten hatte. Emma Goldman und Alexander Berkman, die eine Liga gegen die Einberufung gründeten, wurden wegen Verschwörung zwecks Übertretung des Einberufungsgesetzes zu zwei Jahren Haft verurteilt und nach Verbüßung ihrer Strafe nach Rußland ausgewiesen.

Mollie Steimer, neunzehn Jahre alt, und drei junge Männer wurden zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt, weil sie ein Flugblatt verteilt hatten, in dem die Intervention gegen Rußland gebrandmarkt und zu einem Generalstreik der Rüstungsarbeiter gegen die Anwendung von Waffengewalt gegen Rußland aufgerufen wurde. Dies ist der Fall, in dem Richter Holmes vom Obersten Gericht seine berühmte Minderheitserklärung über „die unbestreitbare und aktuelle Gefahr“ abgab, der sich Richter Brandeis anschloß. Sie waren nicht der Meinung, daß in diesem Falle eine solche Gefahr bestand, und drückten ihre Überzeugung aus, daß man die Angeklagten ihrer verfassungsmäßigen Rechte beraubt habe.

Dr. Marie D. Equi aus Portland (Oregon), Frauenrechtlerin und Sympathisierende der IWW, wurde unter dem Spionagegesetz zu drei Jahren verurteilt, einen Monat nachdem der Waffenstillstand den Krieg beendet hatte. Anhänger der nationalen Unabhängigkeit Irlands wurden in New York ins Zuchthaus gesperrt und Anhänger der nationalen Unabhängigkeit Indiens in Kalifornien. Das sind nur einige wenige von buchstäblich Hunderten von [343:] Fällen im ganzen Lande, in denen Männer und Frauen zu langen Zuchthausstrafen verurteilt wurden. Es waren verhältnismäßig wenige darunter, die tatsächlich prodeutsch waren. Einige wenige Deutsche, die wegen Spionage vor Gericht standen, wurden ausgewiesen.

Neben den politischen Kriegsgegnern und denen aus der Arbeiterklasse gab es auch viele Kriegsgegner aus religiöser Überzeugung: Anhänger Richter Rutherfords, Mitglieder der internationalen Bibelvereinigung, Mennoniten und andere. Einige weigerten sich, der Einberufung Folge zu leisten, andere lehnten Kampfaufträge oder Arbeit im Zuchthaus ab. „Du sollst nicht töten“ wurde zur aufrührerischen

Lehre. Mehrere hundert Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen saßen am 1. März 1919 in den Gefängnissen – vier Monate nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands. Vierundfünfzig im Ausland geborene Mitglieder der IWW wurden 1919 an Lincolns Geburtstag unter dem neuen Deportierungsgesetz vom Oktober 1918 ausgewiesen. Ich arbeitete 1918 mit dem Amerikanischen Büro für bürgerliche Freiheiten zusammen. Die IWW hatten empfohlen, mich als Verbindungsmann zwischen den IWW und dem Büro einzusetzen, weil ich die Probleme genau kannte. Ich persönlich fühlte mich zu der Aufgabe hingezogen, meine Genossen und Kollegen zu befreien, und gab mich in den folgenden sechs Jahren restlos dieser Tätigkeit hin.

Und der Waffenstillstand kam – 1918

Als am 11. November 1918 der Waffenstillstand verkündet wurde, hatten die europäischen Länder auf ihrem eigenen Boden vier Jahre lang Krieg geführt. Die Völker dort waren kriegsmüde und in revolutionärer Bewegung. Kaiserreiche waren [344:] in Rußland, Deutschland und Österreich-Ungarn zusammengebrochen. Die sozialistische Revolution in Rußland mit ihrer Losung „Frieden und Brot“ beschleunigte den allgemeinen Friedensschluß, obwohl die Alliierten, mit ihnen die USA, durch eine bewaffnete Intervention die Russen zur Fortsetzung des Krieges zwingen wollten. Als es in den USA bekannt wurde, daß amerikanische Truppen tatsächlich in Rußland und in Sibirien standen, rief das eine weit um sich greifende Opposition hervor. Besonders in Detroit und Seattle, wo die Soldaten dieser Truppen beheimatet waren, fanden Protestdemonstrationen statt, in denen ihre Rückkehr gefordert wurde. Die Soldaten und sogar ihr Befehlshaber, General Graves, wurden von den Kriegsanhängern beschuldigt, „für die Bolschewisten“ zu sein, weil sie versuchten, eine neutrale Haltung zu wahren und sich auf die Bewachung des ihnen anvertrauten alliierten Rüstungsmaterials zu beschränken. Von der Mehrzahl der Bevölkerung wurde ihre Haltung jedoch begrüßt.

Bis zum Abschluß des Waffenstillstands hatten die Vereinigten Staaten nur ein Jahr und sieben Monate aktiv mit den Waffen am Krieg teilgenommen. Sie hatten durch die große Entfernung des Landes von der Front weniger gelitten als andere Kriegsteilnehmer. Aber auch hier wurde der Frieden mit einem wahren Freudentaumel begrüßt. Das Morden hatte ein Ende. Auf der 5. Avenue in New York und in allen Hauptstraßen von Küste zu Küste kam es zu improvisierten Umzügen, wurde auf der Straße gesungen und getanzt. Fremde reichten sich die Hände, umarmten und küßten sich. Fabriken, Büros und Schulen schlossen, und die Kirchen öffneten den Betenden weit ihre Tore. Spontan wurde der Tag zum Feiertag erklärt, an dem alle teilnahmen. Es war herrlich anzusehen. Für die friedliebenden Kräfte Amerikas wurde der Waffenstillstandstag allerdings durch den Gedanken an die vielen Tausende junger Amerikaner getrübt, die wegen ihrer religiösen, politischen oder aus ihrer Zu- [345:]gehörigkeit zur Arbeiterbewegung geborenen Kriegsgegnerschaft im Zuchthaus saßen. Über achttausend Menschen waren allein wegen Umgehung des Einberufungsgesetzes verurteilt worden. Ihre Strafen waren jedoch im allgemeinen kurz. Die meisten von denen, die wir „politische Gefangene“ nannten, saßen auf Grund von Verfügungen über die Redefreiheit in Kriegszeiten im Zuchthaus – mit Urteilen bis zu zwanzig Jahren. Die Kriegsdienstverweigerer, die dem Einberufungsbefehl nicht Folge geleistet hatten, waren in Militärgefängnissen untergebracht. Es waren nahezu vierhundert, die entweder aus politischen oder aus religiösen Gründen den Kriegsdienst verweigert hatten. Auch sie waren zu schweren Strafen verurteilt worden – bis zu fünfunddreißig Jahren.

In runden Zahlen schätzten wir all jene, die bei Kriegsende im Gefängnis saßen oder ihre Strafe in allernächster Zeit antreten sollten, auf etwa eintausendfünfhundert. Für uns in der linken sozialistischen und Gewerkschaftsbewegung ebnete der Waffenstillstandstag den Weg zu einer Kampagne für eine *Amnestie für alle politischen Gefangenen der Kriegszeit*, mit der wir unverzüglich begannen. Wir forderten die Einstellung weiterer Verfolgungen unter den Gesetzen der Kriegszeit, die die Rede- und Versammlungsfreiheit eingeschränkt hatten. Wir waren dabei nicht allein. Liberale, Pazifisten, führende Geistliche, Intellektuelle und viele konservative Gewerkschaftsführer, sogar Abgeordnete und Senatoren nahmen in den nächsten fünf Jahren an dieser Bewegung für eine Amnestie teil, bis Präsident Coolidge Weihnachten 1923 die Freilassung der letzten einunddreißig politischen Gefangenen verfügte. Die Befreiung all dieser Männer und Frauen, die als politische Gefangene des ersten Weltkrieges im Kerker saßen, war ein großes Werk. Zu verdanken ist es der unermüdlichen und

hingebungsvollen Arbeit von Hunderten von Menschen im ganzen Land, ihrer ständigen Agitation, ihren Demonstrationen und den nicht nachlassenden For-[346:]derungen an alle Regierungsstellen – an den Präsidenten, an den Kongreß und all die vielen Beamten und Abteilungen, die dafür zuständig waren.

Wir hatten gekämpft, so gut wir konnten, sogar während des Krieges, und setzten während der ganzen Dauer der Kampagne für die Amnestie unseren Kampf fort, um für Debs, die Kollegen von den IWW und alle anderen den Status „politischer Gefangener“ zu fordern. Ein solcher Status war in anderen Ländern schon seit langem anerkannt, sogar in den rückständigsten und tyrannischsten absoluten Monarchien – wie im zaristischen Rußland. Um dies zu beweisen, wiesen wir im Laufe der Zeit darauf hin, daß in den alliierten Ländern folgende politische Amnestien erlassen worden waren: In Frankreich wurde im März 1920 eine Amnestie verkündet; in Italien geschah es durch eine Reihe königlicher Dekrete, mit denen am 19. Dezember 1918, einen Monat nach dem Waffenstillstand, begonnen wurde; in Großbritannien wurden alle, die aus Gewissensgründen den Kriegsdienst verweigert hatten, 1919 freigelassen, auch die politischen Kriegsdienstverweigerer, wobei erwähnt werden muß, daß dort kein Urteil höher als sechs Monate war. In Kanada und in Belgien wurden die politischen Gefangenen der Kriegszeit 1919 freigelassen.

In England wurde ein Komitee gebildet, um uns in unserer Arbeit hier zu helfen. Es nannte sich „Komitee zur Befreiung der Gefangenen des Klassenkampfes“, und zu seinen Mitgliedern gehörten George Lansbury, Herausgeber des „Daily Herald“, Tom Mann von der Gewerkschaft der Maschinenbauer, Robert Williams und Ben Smith von den Transportarbeitern und Harry Pollitt als Vertreter der Kesselbauer. Im Flugblatt dieses Komitees hieß es unter anderem:

„Wir haben auch in unserem Land gewisse Erfahrungen gemacht, daß Menschen von den Behörden verfolgt und eingekerkert wurden, weil sie Gedanken aussprachen, die von der [347:] herrschenden Klasse als eine Beeinträchtigung ihrer Interessen betrachtet werden. Der jüngste Fall ist der Albert Inkpins, des Sekretärs der Kommunistischen Partei, der für sechs Monate ins Gefängnis gesperrt wurde. Aber die Verfolgungen hier lassen sich nicht mit dem vergleichen, was unsere Brüder in Amerika gelitten haben.

Für den britischen Arbeiter, vor dem doch wenigstens der Schein der Justiz gewahrt wird, ist es schwer, die Zustände in den USA zu verstehen. Dort wird der Klassenkampf unverhüllt und mit brutaler Gewalt ausgetragen; das vertraute Kapital bedient sich aller Mittel und Methoden, legaler und illegaler, um die Arbeiter daran zu hindern, sich zu organisieren und mächtiger zu werden.

Gewerkschafter sind kaltblütig und mit Vorbedacht ermordet worden; sie werden grausam zusammengeschlagen, gebrandmarkt, geteert und gefedert, verschleppt und durch teuflische Mißhandlungen und Folterungen von den gedungenen Mordgesellen und Henkersknechten der Großunternehmer in den Irrsinn getrieben.

Der verabscheuungswürdige arbeiterfeindliche Richter Landis verurteilte fünfundneunzig Männer zu insgesamt achthundertsieben Jahren und einundzwanzig Tagen Zuchthaus und zu Geldstrafen von insgesamt 2.570.000 Dollar!!!

Was haben sie verbrochen?

Sie erzogen und organisierten die Arbeiter am Arbeitsplatz, sie kämpften für bessere Lebensbedingungen, sie waren treu und selbstlos in ihren Bemühungen für die Arbeiterklasse!

Ideen und Ideale standen vor Gericht, das zeigte die Staatsanwaltschaft ganz deutlich während aller Prozesse. Die Regierung der USA, als Vertreterin des vertrauten Kapitals, bediente sich ihres Spionagegesetzes und der Kriegshysterie, um Männer aus dem Weg zu räumen, von denen zu erwarten war, daß sie die hemmungslose Ausbeutung der Arbeiter und das Anhäufen [348:] märchenhafter Profite durch die Unternehmer hindern würden. *Zwölf dieser Männer sind Briten.*

Sam Scarlett aus Glasgow, ein altes Mitglied der Vereinigten Gewerkschaft der Maschinenbauer und einer der besten Redner der Bewegung, ist zu zwanzig Jahren verurteilt worden. Richard Brazier aus Birmingham, ein Metallarbeiter, und Charles Lambert erhielten die gleiche barbarische Strafe.

Jedes einzelne dieser Opfer bewies einen hervorragenden Mut. Sie alle nahmen ihr Urteil hin, ohne mit der Wimper zu zucken. Sogar die kapitalistische Presse mußte ihre ruhige und würdige Haltung zugeben. Einer, der eine Freiheitsstrafe von zehn Jahren erhielt, sagte lächelnd: „Der Richter spricht aber heute ein schwerverständliches Englisch; uns ist das zu hoch – in jeder Beziehung!“

Das Komitee empfahl, an das britische Außenministerium, an den amerikanischen Gesandten, an Präsident Harding und an die Labourpartei Protestadressen zu schicken.

Amnestie für alle politischen Gefangenen 1918-1923

Neben den Hunderten von Männern und Frauen, die als politische und gewerkschaftliche Gefangene in den Kriegsjahren zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt worden waren und diese am Waffenstillstandstag noch verbüßten, gab es unzählige, die noch nicht verurteilt waren oder deren Berufungsanträge bei Gerichten unterschiedlicher Instanz liefen. Für sie alle – etwa eintausendfünfhundert Sozialisten, Mitglieder der IWW, Radikale und religiöse Kriegsdienstverweigerer – die Freiheit zu erlangen, war der Zweck unserer Amnestiekampagne. Die Kommunistische Partei entstand erst ein Jahr später, aber viele der [349:] Sozialisten, um die es hier ging, gehörten dem linken Flügel der Sozialistischen Partei an, einem Vorläufer der Kommunistischen Partei. Wie wenig ahnten wir, daß sich die Aufgaben, die wir uns am Waffenstillstandstag gestellt hatten, im Laufe der nächsten beiden Jahre durch eine Unzahl neuer Angriffe hundertfach vergrößern würden – mit den Palmer-Überfällen, die überall in den Bundesstaaten Prozesse auf Grund der Gesetze gegen Anarchie und Syndikalismus auslösten; mit dem Kampf gegen die Ausweisung im Ausland geborener Arbeiter und schließlich mit den langen und tragischen sieben Jahren unermüdlicher Anstrengungen, um das Leben von Sacco und Vanzetti zu retten, die in einer abscheulichen Justizkomödie zum Tode verurteilt worden waren und schließlich in Charleston (Massachusetts) ihr unschuldiges Leben auf dem elektrischen Stuhl lassen mußten. Wir machten uns aber mutig und entschlossen an unsere unmittelbaren Aufgaben. Sie waren eine Vorbereitung für die vor uns liegenden stürmischen Tage, die das Jahr 1919 brachte.

Die einzige damals bestehende Organisation, die versuchte, mit diesen Problemen fertig zu werden, war das Büro für bürgerliche Freiheiten, das von Albert De Silver und Roger Baldwin geleitet wurde. Es handelte sich hier um ein Komitee von Einzelpersonen, das sich mit den Kriegsproblemen der Meinungs- und Gewissensfreiheit befaßte. Seine Mitglieder waren stark beschäftigte Menschen, die sich freiwillig dieser Aufgabe widmeten. Das Komitee hatte weder das Personal noch die notwendigen Einrichtungen, um in großem Rahmen Geld zu sammeln und die Arbeiterbewegung zu mobilisieren. Ich hatte versucht, eine Vereinigung zum Schutz der Freiheit mit ähnlichen fortschrittlichen Menschen zu bilden, aber sie waren alle auf anderen Gebieten zu stark in Anspruch genommen, und die Vereinigung löste sich auf. Die Geldmittel gingen an einen Unterausschuß des Büros für bürgerliche Freiheiten über, das von Charles Ervin, Heraus-[350:]geber des New-Yorker „Call“, und Scott Nearing von der Rand School geleitet wurde. Sie empfanden sehr stark, daß es notwendig war, an die Gewerkschaften heranzutreten, wenn wir unsere Amnestiekampagne wirklich flott bekommen wollten. Sie erteilten mir am 8. November 1918 eine Vollmacht, ein Delegiertenkomitee zu gründen – eine Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit. Die Betonung lag auf *Arbeiter*. Von dem Geld, das die eingegangene Organisation hinterlassen hatte, schossen sie zweihundertfünfzig Dollar vor, um neun Wochen lang mein Gehalt zu zahlen. Von dem Zeitpunkt an konnte sich die Vereinigung schon selbst erhalten.

Wir veranstalteten am 18. Dezember 1918 eine Gründungskonferenz in Forwards' Hall mit Delegierten aus einhundertdreißig Organisationen. Vertreten waren Gewerkschaftsorganisationen der Vereinigten Konfektionsarbeiter, der Bruderschaft der Maler, Dekorateure und Tapezierer, des Kürschnerverbandes, des Verbandes der Damenbekleidungsarbeiter sowie Organisationen der Sozialistischen Partei, des Lehrerverbandes, der Bruderschaft der Tischler und Zimmerleute, der IWW, des Sozialistischen Jugendverbandes, des Arbeiterkreises und viele andere. Es war eine sehr repräsentative Zusammenkunft – weit größer, als wir erwartet hatten. Am 5. Januar 1919, auf unserer nächsten Zusammenkunft, nahmen wir ein Arbeitsprogramm an, in dem „Zweck“ und „Mittel“ dargelegt wurden, mit einem Beschluß, der unser Tätigkeitsgebiet genau umriß. Fred Biedenkapp, ein

Funktionär der Bruderschaft der Metallarbeiter, wurde zum Schatzmeister gewählt, Simon Schachter, der Vertreter des Vereinigten Komitees der Kürschner, wurde Sekretär, und ich wurde offiziell zum Organisator ernannt. Später wurde Ella Bloor unser Organisator für auswärtige Arbeiten.

Fred Biedenkapp war ein Deutsch-Amerikaner. Sein Vater war ein Freund und Mitkämpfer Albert Parsons' und der deutschen Arbeiter gewesen, die 1887 in Chicago gehängt wurden. Er [351:] hatte eine verkrüppelte Hand, die Folge einer schweren Verletzung, die er in einer Maschinenfabrik erlitten hatte. Seine Gewerkschaft war ein Ableger der Vereinigung der Maschinisten. Fred war eine malerische Erscheinung. Er und Luigi Antonini, auch einer unserer Delegierten vom Verband der Damenbekleidungsarbeiter, trugen wehende schwarze Krawatten, sogenannte Anarchistenkrawatten. Fred unterzeichnete all unsere Schecks mit roter Tinte, sehr zur Belustigung der Kassierer in der Bank.

Er überließ uns ein kleines dunkles Zimmer in seinem Gewerkschaftsbüro in der Rand School, 15. Straße (Ost) 7, und dort arbeiteten wir vier Jahre. Da die Fenster vergittert waren und auf einen schmalen geschlossenen Lichtschacht blickten, war es im Büro immer dunkel und unfreundlich. Den ganzen Tag über mußte das elektrische Licht brennen. Dämpfe von einer nahegelegenen Fabrik verpesteten die Luft. Oft war es mir, als säße ich selbst im Gefängnis, und wenn die anderen herauskämen, würde auch ich wieder frei sein. 1922 zogen wir zusammen mit der Bruderschaft der Metallarbeiter nach der 10. Straße (Ost) 80, als die Rand School in Schwierigkeiten mit den Angestellten der Imbißstube geriet und eine Postenkette von Lebensmittelarbeitern vor dem Gebäude marschierte.

Unsere Verbindungen zum Büro für bürgerliche Freiheiten blieben eng und freundschaftlich. Albert De Silver, der Direktor des Büros, schrieb am 14. Januar 1919 an Biedenkapp, leider könne mein Gehalt nicht mehr von ihnen bestritten werden, da die Mittel erschöpft seien. „Sie hat eine bewundernswürdige Arbeit geleistet. Ich möchte meine Freude und Befriedigung über die erfolgreiche Gründung der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit ausdrücken und Ihnen allen viel Erfolg wünschen.“ Ein Jahr später, als alle Konten der alten Vereinigung für die Verteidigung der Freiheit endgültig abgewickelt wurden, überwies uns Roger Baldwin 227,17 Dollar zur Ver-[352:]wendung für Verteidigungszwecke. Wir waren sozusagen ein Patenkind des Büros für bürgerliche Freiheiten.

1920 wurde das Büro für bürgerliche Freiheiten aufgelöst. Sein Nachfolger wurde die Vereinigung für bürgerliche Freiheiten, die sich als ständige Organisation mit den Fragen der bürgerlichen Freiheit in den Nachkriegsjahren beschäftigte. Ihrer Einladung folgend, wurde die Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit Mitglied dieser Organisation und blieb es, bis wir die Vereinigung 1923 auflösten. Im Januar 1920 wurde ich auf Einladung von L. Hollingsworth Wood, Norman Thomas, Albert De Silver und Roger Baldwin Gründungsmitglied des Landeskomitees der Amerikanischen Vereinigung für bürgerliche Freiheiten. In den ersten Jahren ihres Bestehens arbeitete diese Organisation mutig für die bürgerlichen Freiheiten und für die Amnestie und beteiligte sich auch an der Verteidigung Tom Mooneys, der IWW-Leute, Saccos und Vanzettis und unzähliger Menschen, die ausgewiesen werden sollten. Im Landeskomitee arbeiteten mutige und bekannte Liberale jener Tage, so zum Beispiel Jane Addams, John Lovejoy Elliott, James Weldon Johnson, Oswald Garrison Villard, Vater John A. Ryan, Frank P. Walsh, Helen Keller, Vida Scudder, Frederick C. Howe, Robert Morse Lovett, Judah L. Magnes, Dr. Harry F. Ward, Mary McDowell, Rose Schneidermann und viele andere. Auf den ersten Listen dieser Organisation stand hinter meinem Namen der von William Z. Foster aus Pittsburgh (Pennsylvanien) und als nächster Name Felix Frankfurter aus Cambridge (Massachusetts).

Ich blieb zwanzig Jahre lang Mitglied und freute mich, meine Mitgliedschaft mit vielen wundervollen Menschen zu teilen. 1940 wurde ich dann wegen meiner Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei ausgeschlossen.

[353:]

Befreit eure Arbeitskameraden!

Als wir im Dezember die Arbeitervereinigung gründeten, legten wir unsere Ziele sehr genau dar. Wir wußten, daß wir sonst Schwierigkeiten haben würden, die Vereinigung zusammenzuhalten. Unsere

Absicht war es, für alle während des Krieges verurteilten politischen und gewerkschaftlichen Gefangenen zu wirken, ebenso wie für alle anderen, die vor dem Krieg wegen ihrer Mitarbeit in der Arbeiterbewegung verurteilt worden waren. Dazu gehörten Mooney und Billings, Ford und Suhr, die McNamaras, Cline und ähnliche ältere Fälle. Wir gaben also dem Begriff Amnestie eine umfassende Bedeutung und machten keinen Unterschied zwischen den von der Bundesregierung oder von den einzelnen Bundesstaaten Abgeurteilten. Zweitens beabsichtigten wir, für die Verteidigung all jener politischen und gewerkschaftlichen Angeklagten einzutreten, die entweder unter Anklage standen oder Berufung eingelegt hatten, und auch die zu verteidigen, die in der Zukunft Verfolgungen ausgesetzt sein könnten.

Wir verpflichteten uns, gegen Deportierungen wegen politischer Überzeugungen aufzutreten. Eine unserer Hauptaufgaben war es, für die Anerkennung des Status „politischer Gefangener“ – für alle Kategorien – einzutreten, so wie es in den europäischen Ländern üblich war. Schließlich forderten wir von der USA-Regierung die Wahrung der Rechte der Presse-, Rede- und Versammlungsfreiheit, die in der Verfassung der USA garantiert sind. Unsere Losung „Befreit eure Arbeitskameraden“ erschien mit einer hervorragenden Zeichnung, die Robert Minor für uns anfertigte.

Zu den „Mitteln“, die wir aufzählten, gehörten Veröffentlichungen in Zeitungen, Massenkundgebungen, Vorsprachen bei Gewerkschaften, Flugblätter, Geldsammlungen für den Verteidigungsfonds und für Kautionen und die Entwicklung einer [354:] Organisation mit der Perspektive, ein ständiges Verteidigungskomitee für das ganze Land zu schaffen, das alle bestehenden Komitees zusammenfassen sollte. Das erreichten wir 1925 in Chicago mit der Gründung einer amerikanischen Sektion der Internationalen Roten Hilfe, die in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre und in den dreißiger Jahren eine hervorragende Arbeit leistete. Wir deuteten in unseren Zielen an, daß man, falls alles andere scheitere, die Möglichkeit eines allgemeinen Proteststreiks in Erwägung ziehen solle. Wir beschloßen jedoch, aus unseren Diskussionen und aus unserer Tätigkeit alles herauszulassen, was nicht direkt mit unseren unmittelbaren Aufgaben verbunden war, da sich die Mitglieder unserer Organisation aus Delegierten verschiedener bestehender Vereinigungen zusammensetzten, die in politischen und ökonomischen Fragen sehr weit auseinandergehende Ansichten hatten. Das trug sehr dazu bei, unsere Reihen zu festigen, da jeder einzelne – vom extremsten linken Anarchisten bis zum konservativsten rechten Gewerkschaftsführer – die Ungerechtigkeit der Verfolgung seiner amerikanischen Landsleute in der Kriegszeit empfand und bereit war, für ihre Befreiung zu kämpfen. Die eingekerkerten Freunde, gleichgültig welcher Überzeugung, waren ein Band, das uns einte. Es war nicht immer leicht, in jenen stürmischen Tagen alle anderen Fragen beiseite zu lassen, aber wir erreichten es mit bemerkenswert gutem Erfolg, indem wir alle für eine gemeinsame Sache einen gemeinsamen Kampf führten.

Eine unserer ersten Arbeiten bestand darin, die Tatsachen über jeden einzelnen Fall an die Öffentlichkeit zu bringen und herauszustellen, wer die Gefangenen waren und welchen Dienst sie der Sache der Arbeiterbewegung geleistet hatten. Wir organisierten einen Briefwechsel mit den Gefangenen und diese Tätigkeit wurde durch mehrere glückliche Ehen gekrönt. Wir hatten ortsansässige Rechtsanwälte in den Städten, die in der Nähe der [355:] Zuchthäuser lagen. Diese besuchten die Gefangenen regelmäßig und prüften nach, wie sie behandelt wurden. Auf diese Weise lernten wir bald die Bedingungen hinter den grauen, abweisenden Mauern der Bundeszuchthäuser genau kennen. In gewissem Sinne, so merkwürdig das auch klingen mag, wurde das Bestehen „politischer Gefangener“ damals – in den zwanziger Jahren – stärker anerkannt als heute, über dreißig Jahre später. Vor allem zitterten die Gefängnisdirektoren noch nicht alle in sklavischer Furcht vor den Angriffen der damals noch nicht denkbaren „Zeitungsschreiberlinge“ – der Leute vom Schläge eines Walter Winchell und Westbrook Pegler mit ihren Behauptungen, die Politischen würden „in Watte gepackt“. Den heutigen politischen Gefangenen (die nicht wegen verbrecherischer Handlungen verurteilt wurden, sondern weil sie Ideen „lehren und verfechten“ – ebenso wie die damaligen politischen Gefangenen) verweigert man Rechte und Vergünstigungen, die jedem kriminellen Verbrecher zugebilligt werden, ganz zu schweigen von den Rechten der politischen Gefangenen aus der Zeit vor drei Jahrzehnten. Ein Vergleich zwischen den zwanziger und den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts ist wahrlich überraschend.

In jenen weit zurückliegenden Tagen durften die Gefangenen vielen Menschen draußen schreiben. Ich habe einen ganzen Stoß Briefe von Gefangenen jener Zeit. Mir war es gestattet, ihnen offiziell als Organisator der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit zu antworten und viele Dinge für sie zu erledigen. Wir veröffentlichten ihre Briefe und auch ihre Gedichte und anderen literarischen Werke. Heute dürfen die eingekerkerten kommunistischen Funktionäre nur ihren Familienangehörigen schreiben. Alle anderen Briefe werden vom Justizministerium zurückgehalten. Selbst die in diesen Briefen an die Familie und in den Antworten ihrer Angehörigen enthaltenen Fragen werden einer strengen Zensur unterzogen, und den [356:] Gefangenen werden Strafen angedroht, wenn Teile ihrer Briefe veröffentlicht oder öffentlich verlesen werden.

In den zwanziger Jahren durfte eine Organisation wie die unsere den Gefangenen Geld, Bücher, Weihnachtsgeschenke und andere Dinge schicken, zum Beispiel Spiele, kleine Handwebstühle und Musikinstrumente. Zu Weihnachten schickten wir große Pakete mit Unterwäsche, Wollsachen, Nüssen, Süßigkeiten usw. Heute darf kein Hilfskomitee direkte Verbindung mit den kommunistischen politischen Gefangenen aufnehmen. Jeder Verkehr ist auf die Familie beschränkt, und auch was die Familie für ihren Angehörigen tun darf, ist sehr viel enger begrenzt. Heute dürfen Rechtsanwälte die Gefangenen nur besuchen, wenn eine Verhandlung bevorsteht. In den zwanziger Jahren konnten wir durch die regelmäßigen Besuche der Rechtsanwälte für einige der Gefangenen besondere Kost durchsetzen, konnten wir den Kampf aufnehmen, um andere aus dem „Loch“ herauszubekommen; wir konnten gegen die Zuweisung von Arbeit protestieren, die für das Alter und die körperliche Verfassung des betreffenden Gefangenen ungeeignet war, und bis zu einem gewissen Grade die Bedingungen in den Zuchthäusern etwas verbessern. Die IWW-Kollegen in Leavenworth durften sich ohne Bewachung in der Kapelle versammeln, um sich mit Rechtsanwälten und anderen zu besprechen. Ich will damit nicht sagen, daß die Zustände in den zwanziger Jahren gut waren – keineswegs. Aber es wurde anerkannt, daß unsere Leute ihrer Gesinnung wegen gefangen saßen und keine gemeinen oder gefährlichen Verbrecher waren. Es gab auch ein gewisses Verständnis dafür, daß sie geistige Anregung brauchten.

Unter Präsident Harding ließ Generalstaatsanwalt Dougherty Eugene Debs nach Washington kommen, als er ihn verhören wollte. Debs weigerte sich, unter Bewachung zu reisen, und es wurde ihm gestattet, allein von Atlanta nach Washington zu fahren und in der gleichen Weise ins Zuchthaus zurückzukehren. [357:] Es liefen damals Gerüchte um, er habe ein langes Gespräch mit dem Präsidenten geführt. Heute werden politische Gefangene unterwegs wie Tiere angekettet.

Viele bekannte Menschen, darunter Gompers, der Vorsitzende der AFL, durften Debs besuchen. Einer Delegation des Parteitags der Sozialistischen Partei wurde es gestattet, ihm mitzuteilen, daß er zum Kandidaten für die Präsidentschaftswahlen 1920 ernannt worden war, und er durfte eine Erklärung über seine Annahme der Kandidatur an die Presse abgeben. Obwohl er hinter Zuchthausmauern zum Stillschweigen verurteilt war, erhielt er 920.000 Stimmen. Ich durfte zusammen mit einem Rechtsanwalt eine ganze Gruppe von Gefangenen der IWW im Zuchthaus von Leavenworth im Büro des Direktors sprechen. Wir suchten bei ihnen Informationen, die Sacco und Vanzetti von Nutzen sein konnten. Am zweiten Tag wurde mir gestattet, allein mit St. John im Büro zu sprechen. Ella Reeve Bloor besuchte als Organisatorin die Zuchthäuser im ganzen Land. Heute dürfen nur Familienmitglieder die Gefangenen besuchen. Mir gelang es, mit einem Genehmigungsschreiben eines Bundesrichters 1952 eine Besprechung mit Eugene Dennis zu erwirken, in der wir aber nur juristische Verteidigungsfragen besprechen durften. Dieser Besuch war eine Sensation im Zuchthaus, weil er den heutigen Gepflogenheiten völlig widerspricht.

Frauen im Kampf gegen den ersten Weltkrieg

Als der Kongreß am 6. April 1917 die Entscheidung traf, die Präsident Wilson ermächtigte, den Krieg zu erklären, stimmten über fünfzig Mitglieder des Kongresses dagegen. Unter ihnen befanden sich der Senator LaFollette, der sozialistische Abgeordnete Meyer London und die erste und einzige weibliche [358:] Abgeordnete jener Zeit, Jeanette Rankin aus Montana. Was auch ihre späteren politischen Mängel gewesen sein mögen, zu jener Zeit waren die fortschrittlichen Frauen sehr stolz auf sie. Das im Juli 1917 angenommene Spionagesgesetz richtete sich gegen viele Frauen. Auch die Gewaltakte

des aufgeputzten Mobs machten vor den Frauen nicht halt. Die Unterlagen des Büros für bürgerliche Freiheit enthalten zahlreiche Beispiele dafür, einige zeugen sogar von äußerster Brutalität. Mrs. Frances Bergen aus Benton (Illinois) wurde von Mitgliedern der sogenannten Loyalitätsliga auf einem Balken durch die Straßen geschleppt. Mrs. Margaret Selby aus Omaha (Nebraska) wurde brutal geschlagen. Mrs. Hanley Stafford aus Montrose (Michigan) wurde geteert und gefedert. Zwei Negerinnen aus Vicksburg (Mississippi), deren Namen in den Unterlagen nicht genannt sind, wurden geteert und gefedert, zwei weitere Frauen, Elizabeth und Margaret Paine aus Trenton (New Jersey), wurden vom Mob herausgeschleppt und gezwungen, die Fahne zu küssen. Man beschuldigte diese Frauen, aufrührerische Bemerkungen gemacht zu haben.

Mindestens neun Frauen verbüßten mehr oder weniger lange Freiheitsstrafen unter den Bundes-Ausnahmegesetzen für Kriegszeiten. Es waren tapfere Frauen, die schwer zu leiden hatten – Verhaftungen, Untersuchungshaft ohne Möglichkeit, eine Kautions zu stellen, oder mit übermäßig hohen Kautions, lange, erbitterte Gerichtsverhandlungen, Vorurteile in der Öffentlichkeit, Unterbringung in menschenunwürdigen Gefängnissen und für einige schließlich die Ausweisung. Einer der undurchsichtigsten Fälle war der eines sehr jungen und hübschen Mädchens, einer Anarchistin, Ella Antolini, die in Neuengland wegen angeblicher Antikriegstätigkeit verurteilt wurde. Andere weibliche politische Gefangene fanden sie im Frauenzuchthaus in Jefferson City (Missouri), und ihren Bemühungen gelang es, nach zweijähriger Haft ihre Freilassung zu erwirken.

[359:] Damals gab es keine Bundeszuchthäuser für Frauen, so daß die weiblichen politischen Gefangenen auf die Frauenzuchthäuser der Bundesstaaten überall im Land verteilt wurden. Drei wurden nach Jefferson City (Missouri) geschickt – Kate Richards O’Hare mit einer Strafe von fünf Jahren, Emma Goldman mit zwei Jahren und Mollie Steimer mit fünfzehn Jahren. Emma Goldmans Strafe war geringer, weil sie nicht wie die anderen unter dem Spionagegesetz abgeurteilt wurde. Sie wurde wegen Behinderung der Einberufung verurteilt, weil sie im Namen der „Liga gegen Einberufung“ gesprochen hatte. Die Versammlung im Hunts Point Palace in Bronx war überfüllt gewesen; es waren mehrere tausend Sympathisierende erschienen.

Kate Richards O’Hare war, wie ich bereits schilderte, eine bekannte und sehr gute sozialistische Rednerin. Wegen einer Rede, die sie schon an siebzig verschiedenen Orten überall im Land gehalten hatte, wurde sie am 29. Juli 1917 in Nord-Dakota verhaftet und von einem großen Bundes-Schwurgericht wegen Übertretung des Spionagegesetzes unter Anklage gestellt, weil aus Bowman (Nord-Dakota) Beschwerde gegen sie erhoben worden war. Bowman war eine Kleinstadt, in der ein erbitterter politischer Kampf zwischen der Neutralitätsliga (Farmern) und den beiden alten Parteien im Gange war. In diesem Bundesstaat, der zu achtzig Prozent von Farmern bevölkert ist, setzte sich das Schwurgericht zu achtzig Prozent aus Geschäftsleuten zusammen, die alle erbitterte Gegner der Farmerorganisation waren. Unter den Geschworenen befanden sich mehrere Bankherren.

Mrs. O’Hare wurde im Dezember 1917 schuldig gesprochen und erhielt eine Zuchthausstrafe. Sie trat sie im April 1919 an, als alle Berufungsmöglichkeiten erschöpft waren und der Krieg schon seit mehr als fünf Monaten zu Ende war. Als Richter Wade das Zuchthausurteil verkündete, las er einen Brief vom Büro des Justizministeriums in St. Louis (Missouri) vor, in dem [360:] es hieß: „Es ist uns nicht gelungen, etwas Konkretes gegen sie ausfindig zu machen, das als Verletzung eines Bundesgesetzes bezeichnet werden könnte. Für dieses Büro wäre es die größte Befriedigung, wenn sie ein lebenslangliches Urteil erhielte.“ Sie verbüßte mehr als die Hälfte ihrer Strafe, bevor ihre Freilassung erwirkt werden konnte. Sie war Mutter von vier Kindern, drei Jungen und einem Mädchen, zwischen neun und vierzehn Jahren. Einer ihrer Söhne besuchte sie im Zuchthaus und spielte dann außerhalb der Zuchthausmauern auf seiner Violine, um den Gefangenen eine Freude zu machen.

Louise Olivereau, eine Bibliothekarin aus Seattle (Washington), war Sozialistin und sympathisierte mit den IWW. Sie wurde wegen „Behinderung der Einberufung“ zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, weil sie ein kleines Flugblatt gedruckt hatte, in dem sie die jungen Leute auf ihre gesetzlichen Rechte hinsichtlich der Befreiung vom Militärdienst aufmerksam machte. Sie verbüßte zwei Jahre im Zuchthaus von Colorado Springs. Eine andere Frau aus dem Westen, die Sozialistin Mrs. Flora Foreman,

war in Oregon Lehrerin. Ihr Haus wurde von „patriotischen“ Nachbarn niedergebrannt. Sie litt an Tuberkulose und reiste nach dem Süden, um Verwandte in Texas zu besuchen. Dort wurde sie verhaftet und den ganzen Sommer 1918 im Bezirksgefängnis von Amarillo (Texas) in Einzelhaft gehalten, weil sie die Kautions von zehntausend Dollar nicht aufbringen konnte. Die übermäßige Hitze, das schlechte Essen und die Einzelhaft brachten sie dem Wahnsinn nahe. Sie hatte in einem Privatgespräch gesagt, daß sie „nicht dem Roten Kreuz angehöre, daß sie keinen Beitrag dafür entrichtet habe, und wenn sie wollten, könnten sie das dem kleinen Schulmeister in Washington sagen“. Sie wurde unter Berufung auf das Spionagegesetz schuldig gesprochen und zu fünf Jahren im Frauenzuchthaus von McAllister (Oklahoma) verurteilt. Nach zwei Jahren wurde sie auf Anweisung des Präsidenten entlassen, körperlich völlig zerrüttet. [361:] Einer der Geschworenen sagte später, daß er und seine Mitgeschworenen all den Beschuldigungen eigentlich keinen rechten Glauben geschenkt hatten, „aber sie war eine von den ‚radikalen Sozialisten‘, und wir waren der Meinung, daß man sie ruhig bis Kriegsende einsperren sollte!“

In Minnesota wurde Elizabeth Ford, Mitredakteurin einer Zeitung der Sozialistischen Arbeiterpartei in Fairhault, zu einem Jahr Haft und einer Geldstrafe von fünfhundert Dollar verurteilt, weil sie „die Einberufung diskutierte“. In Philadelphia wanderte eine andere sozialistische Frau, Dr. Elizabeth Baer, für neunzig Tage ins Gefängnis wegen eines Flugblattes gegen die Einberufung, das mit folgenden Worten begann: „Es lebe die Verfassung der Vereinigten Staaten.“ Sie hatte das Flugblatt weder geschrieben noch verteilt, aber als Funktionärin der Sozialistischen Partei wurde sie dafür verantwortlich gemacht. Die Argumente, die in dem Flugblatt dargelegt wurden, waren Auszüge aus der Rede des Sprechers des Repräsentantenhauses Champ Clark, in der er sich gegen den Erlaß des Einberufungsgesetzes aussprach. Dr. Baer wurde ihre Lizenz zur Ausübung der ärztlichen Praxis entzogen, und sie wurde praktisch aus Philadelphia vertrieben.

An der pazifischen Küste, in Portland (Oregon), wurde meine Freundin Dr. Marie D. Equi im Juni 1918 nach einer Rede im Versammlungssaal der IWW verhaftet. Sie wurde im Dezember, nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands, unter Berufung auf das Spionagegesetz vor Gericht gestellt. In ihrer Rede hatte sie die Verteidigung der verhafteten IWW-Kollegen und die Zustände in den Holzfällerlagern behandelt. Zwei Mitarbeiter des Geheimdienstes der Armee gaben zu, daß man ihnen die Aussagen, die sie vor Gericht machten, eingepaukt hatte. An die genauen Worte der Rednerin konnten sie sich zwar nicht mehr erinnern, aber sie hätten schließlich ein paar Zeilen aufgeschrieben und „sich bereit erklärt, dabei zu bleiben“. Der [362:] Staatsanwalt appellierte an die Geschworenen: „Die rote Fahne weht über Rußland, Deutschland und einem großen Teil Europas. Ich sage Ihnen, *wenn sie diese Frau nicht einsperren*, dann wird die rote Fahne über der ganzen Welt wehen!“ Dr. Equi wurde zu drei Jahren Haft und einer Geldstrafe von fünfhundert Dollar verurteilt. Auf ihrem Weg aus dem Gerichtssaal bedachte ein Detektiv des Justizministeriums namens Byron sie mit einem groben Schimpfwort und schlug ihr und einer Frau, die sich einmischte, ins Gesicht. Seine Handlungsweise wurde energisch in einer Resolution der AFL des Staates Oregon verurteilt und seine Abberufung gefordert. Dr. Equi verbüßte zehn Monate im Zuchthaus von San Quentin.

Mollie Steimer und Emma Goldman wurden nach Rußland ausgewiesen. Viele dieser Frauen, wenn nicht alle, leben heute nicht mehr. In einer großen Krise setzten sie sich unerschütterlich und treu für die Verteidigung des Friedens und der Demokratie ein.

„Das Leben hinter Gittern“

Jahrelang stand ich in Verbindung mit gefangenen Arbeitern hinter jenen Steinmauern, die „ein Gefängnis machen“. Mein erster Besuch galt einem armen, verzweiferten Schuharbeiter, Buccafori, der während eines Streiks in Brooklyn einen angreifenden Vorarbeiter in Notwehr getötet hatte und zu fünfzehn Jahren im Zuchthaus von Sing Sing verurteilt worden war. In all den Jahren seit diesem weit zurückliegenden Besuch von 1911 bis zu meinem letzten Gefängnisbesuch – im Zuchthaus von Atlanta im Sommer 1952 –, wo mir der hochgewachsene, lächelnde Eugene Dennis so ruhig, als wäre er zu Hause, über den Gefängnisgang entgegenkam, um mich zu grüßen, habe ich mein Herz der Sache der Befreiung unserer Gefangenen ver-[363:]schrieben. Viele meiner besten Freunde, große Amerikaner, die ich liebte und bewunderte, haben im Zuchthaus gesessen. Mit Recht ist gesagt

worden: „Alle Wege zur menschlichen Freiheit führen durch das Gefängnis!“ Von den vielen, die wegen ihrer politischen Überzeugung und ihrer Zugehörigkeit zur Arbeiterbewegung ins Gefängnis gingen, hat nur ein winziger Bruchteil dem Druck nicht standgehalten und ist zum Spitzel oder Achtgroschenjungen geworden wie Paul Crouch und Ben Gitlow, die ich beide im Gefängnis besuchte. Alle anderen stehen fest und aufrecht zu ihren Grundsätzen und halten ihrer Überzeugung die Treue, sogar unter den schwersten Bedingungen und nach jahrelangem Warten auf die Freiheit. Ein solcher Held war Tom Mooney.

Es wäre aber ein frommer Wunsch und ein Ausweichen vor der Wirklichkeit, wollte man annehmen, daß das Zuchthaus keine Spuren bei den politischen Gefangenen hinterlasse. Zuchthäuser sind nicht dazu bestimmt, die menschliche Würde zu wahren, sondern sie zu vernichten. Die Gesundheit aller politischen Gefangenen der zwanziger Jahre litt unter der Haft, der Enge in den überfüllten Zellen, der Nahrung, der Art der zugewiesenen Arbeit, der fehlenden geistigen Anregung usw. „Jeder Tag ist wie ein Jahr – ein Jahr mit endlos langen Tagen!“ schrieb ein Dichter im Gefängnis. Männer starben im Zuchthaus, wie der große mexikanische Patriot Flores Magón. Andere, wie Tony Martines und William Wehl, erkrankten an Tuberkulose und wurden nur eben rechtzeitig entlassen, um in der Freiheit zu sterben. J. B. McNamara starb im Zuchthaus. Tom Mooneys robuste Gesundheit und sein stämmiger Körper hatten den Strapazen nicht standgehalten, so daß er nach seiner Befreiung nur noch wenige Jahre lebte und einen großen Teil dieser Zeit im Krankenhaus verbrachte. Viele junge Leute von den IWW starben vorzeitig, im besten Alter – wie zum Beispiel Doree, St. John, Doran und viele andere. Die Regierung fürchtete so [364:] sehr, der auf Grund seines hohen Alters bereits schwache und anfällige Debs könne im Zuchthaus sterben, daß er während seiner Haftzeit in Atlanta im Krankenrevier gehalten wurde.

Schlechtes, ungenügendes und zuwenig abwechslungsreiches Essen war die brennendste Beschwerde in allen zivilen und militärischen Bundesgefängnissen in den zwanziger Jahren. Korruption und Veruntreuung von Lebensmittelvorräten der Zuchthäuser führten dazu, daß die Ernährung der Gefangenen knapp und mangelhaft war. Als ich in der altmodischen Straßenbahn von Leavenworth abfuhr, sah ich, wie die Beamten nach Dienstschiuß schwer beladen das Gebäude verließen. Jeder trug mehrere Laibe duftendes, frisch gebackenes Brot. Man fragte sich, ob es den Gefangenen auch so gut gehe! Es kam in den Zuchthäusern zu Tumulten über das Essen, so zum Beispiel, als die Männer in Leavenworth tagein, tagaus Pastinakenwurzeln zu essen bekamen. Was in der Freiheit ein schmackhaftes Gericht sein kann, wurde diesen Gefangenen zu einem Fluch. Ich hörte, wie vier von ihnen „nein, danke!“ sagten, als ihnen meine Mutter nach ihrer Befreiung beim Festessen zum Erntedankfest Pastinakenwurzeln anbot. Meine Mutter war sehr erstaunt darüber, bis ihr einer der Männer erklärte, warum sie dieses Gemüse nicht einmal mehr sehen konnten. Dann sagte sie: „Ich verstehe“, und trug sie wieder hinaus.

Es kam auch zu Tumulten, wenn Männern schwere Arbeit zugewiesen wurde, die für sie nicht geeignet war. Rassenverfolgungen wurden von den Zuchthausbeamten gefördert, ein entsetzliches Aufhetzen einer Rasse gegen die andere, das heute sehr viel schwerer zu erreichen wäre. Im Militärgefängnis Fort Leavenworth wurden Südstaatler aufgehetzt, die in verhältnismäßig geringer Zahl dort eingelieferten hilflosen Neger anzufallen. Sie brachen ihnen die Arme, schlugen ihnen die Zähne aus und ließen ihre Opfer bewußtlos liegen. Im zivilen Zuchthaus von Leavenworth dagegen bewaffneten die Wachmann-[365:]schaften eine Gruppe gefangener Neger und zwang sie, die IWW-Häftlinge anzufallen. Im Juni 1920 erhielten wir einen Brief von einem entlassenen IWW-Gefangenen über „das Leben hinter Gittern“, in dem er die brutale Behandlung schilderte, die ihnen in Leavenworth zuteil wurde, nachdem mehrere Tumulte im Speisesaal im Jahre 1919 den IWW in die Schuhe geschoben worden waren.

Der Briefschreiber, E. J. Coshen, wurde vom 25. November 1919 bis zum 28. Mai 1920 in Einzelhaft gehalten, davon einundvierzig Tage bei Wasser und Brot. Er wurde mit den Handgelenken an die Gitterstäbe der inneren Zellentür gefesselt. Er durfte weder lesen noch schreiben, noch rauchen und wurde völlig isoliert gehalten. „Die ganze Zeit meiner Einzelhaft“, schrieb er, „sechs Monate und ein paar Tage, brannte in dem Loch, in das man mich geworfen hatte, Tag und Nacht eine elektrische Lampe und warf ihren Lichtkegel in den sonst dunklen Bau – keine Erholung für das Auge, sondern

dazu bestimmt, einen Nervenzusammenbruch herbeizuführen. Meine Augen gewöhnen sich jetzt schnell wieder an Menschen und Sonnenstrahlen – ebenso wie mein Magen an normales Essen und meine Lungen an frische Luft.“

Viele Jahre später, im zweiten Weltkrieg – einem Krieg anderer Art, einem gerechten Krieg gegen den Faschismus –, sprach ich auf einer Massenversammlung der Kommunistischen Partei in einer Stadt an der pazifischen Küste. Zwei große, hübsche, blonde Mädchen in ihrer Arbeitskleidung kamen auf mich zu, um mit mir zu sprechen, ehe sie in einer nahegelegenen Schiffswerft zur Arbeit gingen. Es waren die Töchter dieses Mannes. Sie sagten, er sei nun alt und nicht bei bester Gesundheit, aber sonst wohlauf, und er lasse Gurley grüßen.

Im Januar 1919 traten die 3700 Gefangenen im Militärgefängnis Fort Leavenworth wegen der knappen und schlechten Nahrung in den Streik. Sie kreuzten die Arme und weigerten sich zu [366:] arbeiten. Ihre Forderungen wurden dem Kommandanten durch zwei Kriegsdienstverweigerer vorgetragen, einer von ihnen ein Journalist aus Chicago. Der Kommandant erklärte sich bereit, nach Washington zu fahren und ihre Forderungen vorzutragen, besonders ihre Forderung nach einer Amnestie – nach Herabsetzung aller Strafen auf das in Friedenszeiten übliche Maß. Er wollte für besseres Essen sorgen, weniger Insassen als bisher in jeder Zelle unterbringen, größere Vergünstigungen für das Schreiben von Briefen einräumen, die Besuchsstunden verlängern, Spaziergänge und Spiele auf dem Gefängnishof gestatten und für die Beseitigung der Wanzen sorgen (das war vor den Tagen des DDT!). Bestrafte Gefangene wurden aus dem „Loch“ herausgelassen. Der Kommandant fuhr tatsächlich nach Washington, und das Ergebnis dieser Reise war eine Verkürzung der Strafen und eine ganze Anzahl von Haftentlassungen, nicht nur für Kriegsdienstverweigerer, sondern für viele gewöhnliche Militärgefangene, die Strafen wegen kleinerer Vergehen in der Armee verbüßten.

Am traurigsten war das Schicksal der Kriegsdienstverweigerer, die religiösen Sekten angehörten, zum Beispiel der Mennoniten, von denen einige wegen ihres kompromißlosen Widerstands gegen den Krieg zu zwanzig Jahren verurteilt wurden. Als sie sich weigerten, die Uniform anzuziehen, wurden sie mit den Handgelenken an die Gitterstäbe gefesselt, so hoch, daß sie mit den Füßen kaum den Boden berühren konnten. Sie schliefen auf dem kalten Zementboden ohne Decken. Zwei von ihnen, Joseph und Michael Hofer, starben an der unmenschlichen Behandlung im Militärgefängnis von Leavenworth. Die mennonitische Kolonie in Süd-Dakota, der sie angehörten, siedelte nach der Verhaftung und dem Tod dieser beiden jungen Männer geschlossen nach Kanada über. Die Leichen der beiden wurden nach Hause geschickt, in die Uniformen gekleidet, die zu tragen sie sich im Leben geweigert hatten. Das rief starke Proteste hervor, [367:] besonders in religiösen Kreisen, sogar bei jenen, die das Gebot „Du sollst nicht töten!“ nicht so wörtlich nahmen wie diese einfachen Mennoniten.

Die Palmer-Überfälle

Im Oktober 1918 verabschiedete der Kongreß ein sogenanntes Deportationsgesetz. Es ist der Vorläufer aller heutigen Unterdrückungsgesetze – des Smith-Gesetzes, des McCarran-Gesetzes und des McCarran-Walter-Gesetzes. Dieses Gesetz verfügte die Ausweisung von im Ausland geborenen Anarchisten oder Gegnern einer zentralisierten Regierung und von im Ausland Geborenen, die den gewaltsamen Sturz der Regierung wünschen oder propagieren oder einer Organisation angehören, die dies propagiert. Wir hatten ebenso wie heute einen Generalstaatsanwalt, der überall „Rote“ witterte, in den Schulen, bei Tanzvergnügen, im Theater, in den Gewerkschaften, unter dem Bett – überall. (Damals nannte man alle Roten „Bolschewisten“.) Heute ist er tot. Sein Name war A. Mitchell Palmer. Hoffen wir, daß in der Nähe seines Grabes keine roten Rosen blühen, die seinen Schlaf stören könnten. Er wäre heute ganz vergessen, wenn nicht ein beschämendes Vorkommnis in der Geschichte Amerikas seinen Namen trüge – die Palmer-Überfälle.

Er hatte einen jungen Gehilfen, rundgesichtig, stiernackig, der sich vor Eifer fast überschlug. Er hieß J. Edgar Hoover und litt nicht nur an derselben Krankheit wie sein Vorgesetzter, A. Mitchell Palmer, sondern war sogar besonders heftig und für das ganze Leben mit ihr behaftet.

Zu dieser Zeit richtete sich die Fahndungsabteilung des Justizministeriums, damals unter Leitung von William J. Flynn, einen neuen Apparat ein, die „Unterabteilung für Radikale“, die von [368:] diesem

jungen, unbekannt, aber ehrgeizigen Rotenjäger – Mr. Hoover – geleitet wurde. Sie übernahm eine fertige Kartei, von der behauptet wurde, sie umfasse 200.000 Karten all jener Personen, die unmittelbar oder entfernt mit der „ultraradikalen Bewegung“ in Verbindung standen.

Hoover arbeitete mit Hochdruck an der Erweiterung dieser Kartei, und böse Zungen behaupten, er habe nach der Wahl von Franklin D. Roosevelt schleunigst die Karten von Eleanor Roosevelt, Frances Perkins, Harry Hopkins und anderen Anhängern des New Deal* entfernen müssen. Mit der Machtübernahme einer von der Republikanischen Partei gestützten Regierung sind viele dieser Karten wahrscheinlich wieder eingefügt worden. Eines Tages wird eine wahrhaft fortschrittliche Volksregierung die Archive öffnen und dieses Spitzelsystem eines Polizeistaates, das so lange in unserem Lande gedeihen konnte, vor den prüfenden Augen der Öffentlichkeit enthüllen. Manch einer wird dann erstaunt feststellen, daß auch er in dieser Kartei steht. Man kann nicht eine Liste von Hunderttausenden aufstellen, die einfach nur „Kommunisten“ sind – das ist klar. Später rühmten sich diese Leute, sie hätten Spitzel in alle Arbeiterorganisationen und -versammlungen geschickt, um Material zu sammeln und darauf zu achten, was Männer und Frauen sagten und taten, besonders bei Streiks. Damit bereiteten sie eine Reihe von „Versuchsüberfällen“ vor, die am 7. November 1919 stattfanden, als in vielen Versammlungen der zweite Jahrestag der russischen Revolution gefeiert wurde.

Diese Überfälle, die in achtzehn Städten verübt wurden, richteten sich besonders gegen den Verband der russischen Arbeiter. Redner, Lehrer, Studenten, Gäste in den Restaurants, Spieler in Billardlokalen wurden mit verbundenen Köpfen, blauunterlaufenen Augen und blutbefleckter Kleidung zusammengetrieben [369:] und ins Gefängnis gesperrt. Die „New York Times“ nannte diese Anschläge „ein Merkmal der neuen aggressiven Haltung der Bundesbeamten gegen Rote oder vermutliche Rote“. Schreibmaschinen, Klaviere, Schreibtische, Bücherregale und Archive wurden zertrümmert. Das war Mr. Palmers Generalprobe.

Der Höhepunkt der Aktionen von 1919 war die Ausweisung von zweihundertneunundvierzig Personen, die auf das Transportschiff „Buford“ geladen wurden. Zu ihnen gehörten Emma Goldman und Alexander Berkman. Die meisten waren Mitglieder des Verbandes russischer Arbeiter, deren offen zugegebene Absicht, die tyrannische Zarenregierung zu stürzen, von ihren Anklägern so zurechtgebogen wurde, als beabsichtigten sie den Sturz aller Regierungen. Die „Buford“ stach kurz vor Weihnachten 1919 in See, mit versiegelten Befehlen, die vom Kapitän erst auf See geöffnet werden durften. Familien wurden auseinandergerissen, Frauen und Kinder blieben mittellos zurück. Nach dieser brutalen und unmenschlichen Tat waren Palmer und Hoover bereit, einen wirklichen großen Coup zu starten – er wurde unter dem Namen „Palmer-Überfälle“ bekannt.

Am 2. Januar 1920 vollbrachten sie ihr Meisterstück. Ohne Warnung und ohne Haftbefehl wurden brutale Überfälle auf Versammlungen, Büros und Wohnungen in etwa siebzig Städten von einem Ende der Vereinigten Staaten zum anderen verübt. Berichten zufolge wurden in dieser Nacht etwa zehntausend Männer und Frauen verhaftet, davon annähernd siebenhundert in New York. Einige wurden aus den Betten gezerrt. Polizeiangen waren beauftragt worden, dafür zu sorgen, daß an diesem Abend Versammlungen einberufen würden, „um die Verhaftungen zu erleichtern“. Die Beamten hatten Anweisung, gleich nach dem Überfall dem Stellvertretenden Generalstaatsanwalt J. Edgar Hoover zu telegrafieren, die Zahl der Verhafteten anzugeben, telefonisch von besonders wichtigen Verhaftungen Mitteilung zu machen und einen eingehenden Bericht mit [370:] der Post nachzuschicken. Im Ausland Geborene sollten festgenommen und später ausgewiesen werden. Bürger der Vereinigten Staaten sollten den Behörden der Bundesstaaten zur Aburteilung übergeben werden. Wieder brachte das Schleppnetz Musiker, die zum Tanz aufspielten, Billardspieler und Gäste aus den Arbeiterlokalen ein. Unter den Opfern gab es viele Mitglieder der Vereinigten Konfektionsarbeiter und des Verbandes der Damenbekleidungsarbeiter. Die Gefangenen wurden zu Hunderten auf Ellis Island in New York, auf Deer Island in Boston, in Fort Wayne (Michigan) und an anderen Orten festgehalten.

* Das Wirtschaftsprogramm, das Franklin D. Roosevelt nach seinem Amtsantritt im Jahre 1933 durchführte. Die Red.

Bevor die von Palmer entfesselte Deportationsorgie ihren Höhepunkt erreichte und schließlich unter dem Druck der öffentlichen Meinung endete, wurden fünfhundert sogenannte Fremde, im Ausland geborene Arbeiter, von ihren Heimen und Familien gerissen und ausgewiesen – einige davon gingen in ihrer alten Heimat in den sicheren Tod. Louis F. Post, der stellvertretende Arbeitsminister, machte 1547 Ausweisungsbefehle rückgängig und wich auch von seinem grundsätzlichen Auftreten gegen die Gesetzlosigkeit Palmers nicht ab, als ein Verfahren gegen ihn eingeleitet wurde. Das Verfahren endete ergebnislos.

Es kam zu gewaltigen Protesten gegen die Palmer-Überfälle. Francis Fisher Kane, der Staatsanwalt für Philadelphia, legte aus Protest sein Amt nieder. Bundesrichter George W. Anderson wandte sich in Boston energisch gegen diesen Anschlag auf die bürgerlichen Rechte. Im Mai 1920 erschien eine von zwölf angesehenen Juristen unterzeichnete Broschüre mit dem Titel „Bericht über die ungesetzlichen Praktiken des Justizministeriums“. Zu den Unterzeichnern gehörten die Professoren Frankfurter, Pound, Freund und Chafee sowie Mr. Kane, Frank P. Walsh und Jackson H. Ralston, Rechtsberater der AFL. Der Bericht setzte sich in scharfen Worten mit diesen Überfällen auseinander und stellte fest, daß sie ein Hohn auf die Verfassung und jedes gesetzliche Vorgehen seien.

[371:] Als Generalstaatsanwalt Harlan F. Stone 1924 das Justizministerium reorganisierte, kritisierte er diese Überfälle und entschied, daß sich das FBI nicht mit politischen Meinungen zu befassen habe. Zu der Zeit sagte J. Edgar Hoover, der um jeden Preis sein Gesicht und sein Amt wahren wollte: „*Die Tätigkeit der Kommunisten und Ultraradikalen stellt bis heute noch keine Verletzung der Bundesgesetze dar, und demzufolge hat das Justizministerium theoretisch nicht das Recht, eine solche Tätigkeit zu untersuchen, da kein tatsächlicher Rechtsbruch vorliegt.*“ Somit gab er also zu, daß die Palmer-Überfälle in jeder Hinsicht ungesetzlich waren.

Charles E. Ruthenberg, „meistverhafteter Mann in Amerika“

Wie ich bereits sagte, ging ein tiefer Riß durch die Reihen der Sozialistischen Partei, schon in ihren frühesten Tagen. Dem linken Flügel gehörten vor allem Arbeiter an, die Organisatoren der Industriegewerkschaften, die Anhänger von Haywood, Debs und Ruthenberg. Ich lernte Charles E. Ruthenberg kennen, als er ein führender Funktionär der Sozialistischen Partei in Ohio war. Er war damals etwa dreißig Jahre alt, hochgewachsen, schlank, blond und blauäugig. In Privatgesprächen ruhig und zuvorkommend, war er in Versammlungen ein leidenschaftlicher Redner, der zuzuschlagen verstand. Besonders wirkungsvoll sprach er auf Kundgebungen im Freien. Er kam in Cleveland (Ohio) als Sohn einer deutschen lutheranischen Arbeiterfamilie zur Welt. 1909 wurde er dort Mitglied der Sozialistischen Partei, in der er sofort sehr aktiv tätig war. Er verlor seine Stellung als Buchhalter bei der Prince & Biderman Company, weil er an einer Organisationskampagne des Verbands der Damenbekleidungsarbeiter teilgenommen hatte.

[372:] Er war in den nächsten zehn Jahren Schriftführer und Organisator des Zentralkomitees der Sozialistischen Partei Clevelands, gleichzeitig ein aktiver Mitarbeiter bei allen Wahlkampagnen und alljährlicher Kandidat der Sozialisten. 1910 kandidierte er für das Amt des Schatzmeisters im Bundesstaat, 1911, 1915, 1917 und 1919 war er Kandidat für das Amt des Bürgermeisters von Cleveland, 1916 und 1918 kandidierte er für den Kongreß. 1913 wurde er Redakteur des „Cleveland Socialist“. Er war ein außergewöhnlich fähiger Organisator, der die Sozialistische Partei Clevelands so ausbaute, daß sie zahlenmäßig stärker war als die Sozialistische Partei im ganzen Lande nach der Spaltung von 1919.

Ruthenberg bekannte sich schon seit 1912 zum linken Flügel. Er verteidigte William D. Haywood auf dem Parteitag der Sozialistischen Partei und wandte sich energisch gegen seinen Ausschluß aus dem Nationalkomitee der Partei. Als der erste Weltkrieg begann, übernahm Ruthenberg die Führung der kriegsgegnerischen Kräfte im Mittleren Westen. Dabei kristallisierte sich der linke Flügel – der schon seit langem als eine Strömung in der Sozialistischen Partei bestand – auch organisatorisch heraus. Ruthenberg führte die kriegsgegnerischen Kräfte auf dem Parteitag von St. Louis im Jahre 1917. Um die Antikriegsresolution entbrannte ein scharfer Kampf. Als ich während der Affaire von Everett in Seattle war, sprach ich mit Kate Sadler, einer sozialistischen Rednerin im Nordwesten der Vereinigten Staaten, die gerade vom Parteitag zurückgekehrt war. Sie erzählte, daß sie und Ruthenberg in der

Redaktionskommission zusammengearbeitet hätten. Sie seien beide für eine energische Haltung, für eine vorbehaltlose Opposition gegen den Krieg, der seinem Charakter nach ein imperialistischer Krieg sei, eingetreten. Schließlich unterstützten nur fünf Delegierte die kriegsfreundliche Position John Spargos, während hundertzweiundsiebzig Delegierte dagegen stimmten. Nach der Kriegserklärung [373:] verließ eine ganze Schar kriegsfreundlicher „Sozialisten“ die Partei, unter ihnen John Spargo, J. G. Phelps Stokes, William Walling und Robert Hunter.

Nach der Kriegserklärung unternahm die offizielle Führung der Sozialistischen Partei nichts, um die Resolution in die Tat umzusetzen. Debs, Kate O'Hare und Ruthenberg nahmen sich ihrer an und erfüllten sie mit Leben, während die Hillquit-Berger-Führung ihr Bestes tat, um sie abzuwürgen. Ruthenberg sprach überall in Ohio auf Antikriegskundgebungen, die gewaltige Menschenmengen anzogen. Schließlich wurde er 1918 zusammen mit Alfred Wagenknecht verhaftet und zu zehn Monaten im Zuchthaus von Canton (Ohio) verurteilt. Während sie im Zuchthaus saßen, gaben ihre Frauen die Zeitung heraus.

Das Ende des ersten Weltkrieges brachte eine Periode aktiver Kämpfe der amerikanischen Arbeiter und von seiten der Unternehmer brutale Reaktion und Unterdrückung. Über eine Million Arbeiter nahmen an Streiks teil – in der Stahlproduktion, im Kohlenbergbau, bei den Eisenbahnen, in der Textil- und in der Bekleidungsindustrie. In Seattle kam es zu einem sensationellen Generalstreik, der die ganze Stadt lahmlegte. Boston erlebte einen Streik der Polizisten, der von Gouverneur Calvin Coolidge gebrochen wurde. Der 1. Mai 1919 brachte in vielen Städten brutale Angriffe der Polizei – besonders in New York, Cleveland und Boston. Charles Ruthenberg, zu der Zeit Vorsitzender der Sozialistischen Partei in Ohio, trat als Redner der Kundgebung auf dem Hauptplatz von Cleveland auf. Rowdies sprengten die Demonstration, Polizei schlug auf die Demonstranten ein, Truppen und Panzerwagen waren einsatzbereit. Drei Menschen wurden getötet, darunter ein Kind. Ruthenberg, Tom Clifford, Veteran der sozialistischen Bewegung Ohios, und andere wurden verhaftet und wie seinerzeit die Redner vom Haymarket wegen „konstruktiver Verschwörung“ unter Mordanklage gestellt. Die Anklage wurde später fallengelassen. In den nächsten acht Jahren, [374:] bis zu seinem Tod im Jahre 1927, war Ruthenberg einer der am meisten verfolgten und verhafteten Männer unseres Landes.

Ruthenberg war furchtlos und klar in seinem Verständnis und seiner Verteidigung der sozialistischen Revolution von 1917 in Rußland, die den Kapitalismus gestürzt und für das russische Volk den Krieg beendet hatte. Im Frühjahr 1919 wurde in der Sozialistischen Partei eine Abstimmung eingeleitet, um zu entscheiden, ob Delegierte zum Gründungskongreß der Kommunistischen Internationale in Moskau entsandt werden sollten. Die überwiegende Mehrheit stimmte für die Entsendung von Delegierten, aber die Funktionäre der Sozialistischen Partei umgingen den Beschluß.

Im Juni 1919 wurde eine Konferenz des linken Flügels in New York einberufen, an der auch Ruthenberg teilnahm. Als diese Konferenz noch im Gange war, wurde vom sogenannten Lusk-Komitee – einem Vorläufer der heutigen Pluge-, Jenner- und McCarthy-Kommunistenjägerkomitees – ein Überfall auf das Büro des linken Flügels in der 29. Straße (West) in New York verübt.

Dieses von Senator Lusk (New York) geführte Komitee wurde offiziell als „Kongreßausschuß des Staates New York zur Untersuchung aufrührerischer Betätigung“ bezeichnet. Da Lusk befürchtete, die Rotenjäger der Bundesregierung könnten den ganzen Ruhm vor der Öffentlichkeit einheimen, begann der Ausschuß im Juni 1919 eine ganze Reihe von Überfällen auf die Rand School, das Büro des linken Flügels der Sozialistischen Partei und das Büro der IWW. Auch die von Ludwig K. Martens geleitete Vertretung der Sowjetregierung wurde überfallen. Martens war der Vertreter der Sowjetregierung in den USA, der im März 1919 dem Außenministerium sein Beglaubigungsschreiben vorgelegt hatte.

Auf der Konferenz des linken Flügels war Ruthenberg Mitglied der Manifest- und Programmkommission und wurde in den [375:] Landesauschuß gewählt. Das Manifest der Konferenz wurde in der neuen Zeitung des linken Flügels abgedruckt, die 1918 unter dem Namen „The Revolutionary Age“ (Das revolutionäre Zeitalter) zu erscheinen begann. Nach der Konferenz war Ruthenberg wieder aus New York abgereist. In seinem späteren Prozeß wurde klar erwiesen, daß er den endgültigen Entwurf

des Manifests nicht gesehen hatte. Aber er und Isaac Ferguson, ein Rechtsanwalt, wurden auf Betreiben des Lusk-Komitees unter Berufung auf das Gesetz für anarchistische Verbrechen im Bundesstaat New York unter Anklage gestellt und in Chicago verhaftet. Sie wurden im Dezember 1919 nach New York zurückgebracht.

Inzwischen war am 30. August 1919 ein Außerordentlicher Parteitag der Sozialistischen Partei in Chicago zusammengetreten. Es war sofort offenkundig, daß die Mehrheit der Delegierten dem linken Flügel angehörte. Aber die Funktionäre des zentralen Büros, die den Parteitag leiteten, erkannten ihre Mandate nicht an, riefen die Polizei herbei und wiesen eine große Delegiertengruppe aus dem Saal. Diese suchte sich einen anderen Saal und gründete die Kommunistische Arbeiterpartei. Einen Tag später verließ eine weitere Gruppe die Sozialistische Partei und gründete die Kommunistische Partei. Diese beiden Parteien schlossen sich Anfang 1920 zur Vereinigten Kommunistischen Partei mit C. E. Ruthenberg als Sekretär zusammen.

Eine große Gruppe jener, die an der Konferenz des linken Flügels im Juni 1919 oder an den Parteitagen in Chicago teilgenommen hatten, wurde im Bundesstaat New York unter Anklage gestellt, darunter Jim Larkin, Harry Winitsky und Benjamin Gitlow (heute als Spitzel und Achtgroschenjunge verrufen). Das Gesetz, auf das sich die Anklage stützte, wurde 1902 nach der Ermordung von Präsident McKinley erlassen und ist auch heute noch gültig. Es verbietet die Propagierung von Gewaltanwendung, die Propagierung des Sturzes der Regierung und [376:] der Ermordung von Staatsbeamten. Alle wurden schuldig gesprochen und zu einer Zuchthausstrafe von fünf bis zehn Jahren in Sing Sing verurteilt. Ruthenberg und Ferguson verbüßten zwei Jahre und wurden dann von Richter Cardozo auf Grund eines Revisionsantrages, der von Ferguson vorbereitet und verteidigt wurde, gegen Kautionsentlassung entlassen. Während der Verhandlungen stellte Staatsanwalt O'Rourke den Geschworenen vor, „daß diese Männer beabsichtigten, unser schönes Amerika in einen roten Rubin für die Krone des Bolschewisten Lenin zu verwandeln“. Gitlow wurde von Clarence Darrow verteidigt, Winitsky von einem bekannten Verteidiger aus New York, William O'Fallon, während sich Larkin selbst verteidigte. Das Ergebnis war bei allen das gleiche – Verurteilung.

Neben den kommunistischen Funktionären, die ins Zuchthaus geschickt wurden, verurteilte man auch zwei IWW-Kollegen, beides Finnen, einer von ihnen Sekretär der finnischen IWW-Organisation in Bronx, Gus Alonen und Carl Paivo. Die Ortsorganisation der IWW, der beide angehörten, wurde durch heftige antikommunistische Auseinandersetzungen zerrissen. Alonen und Paivo wurden beschuldigt, „Kommunisten“ zu sein und die Organisation sprengen zu wollen. Ihre Gegner hatten ein umfangreiches Material zusammengestellt, das sämtliche „Beweise“ für ihre kommunistischen Sympathien und Bindungen erbrachte. Dieses Material wurde einer höheren Leitung zugestellt – einem zentralen Büro aller Ortsorganisationen der IWW, das seinen Sitz in der Innenstadt hatte. Als das Lusk-Komitee das Büro überfiel, geriet auch das Material in seinen Besitz. Die Staatsanwaltschaft baute ihre Anklage darauf auf, und die beiden Männer wurden zu einer Zuchthausstrafe von vier bis acht Jahren verurteilt. Carl Paivo wurde später Kommunist. Unter dem McCarran-Gesetz wurde er zwecks Deportierung verhaftet und mehrere Monate auf Ellis Island festgehalten. Er starb kurz nach seiner Entlassung im Jahre 1954.

[377:] Paul Marko, der ins Zuchthaus kam, weil er kommunistische Flugblätter verteilt hatte, wurde dort geisteskrank. Zwei lettische Frauen, Anna Leisman und Minnie Kolnin, wurden in das Frauenzuchthaus in Auburn gesperrt, weil sie Flugblätter zum 1. Mai verteilt hatten. Mrs. Leisman wurde im Januar 1923. Bei strengem Frost in den Kleidern, die sie bei ihrer Einlieferung im Juli getragen hatte, aus dem Zuchthaus entlassen. Sie durfte nicht warten, bis sie von ihren Angehörigen mit warmer Kleidung abgeholt wurde. Sie zog sich eine Lungenentzündung zu, an der sie verstarb.

All diese Fälle im Bundesstaat New York, mit Ausnahme des Falles Gitlow, endeten mit einer Begnadigung, die vom Gouverneur Al Smith ausgesprochen wurde, als er 1923 sein Amt übernahm. Er sagte: „Ich bin der Meinung, die Sicherheit des Staates wird unbestreitbar durch ein solches Urteil aus einem solchen Grunde beeinträchtigt.“ Mit der Verhandlung gegen Gitlow wollte man die Verfassungsmäßigkeit des Gesetzes beweisen, und als das Oberste Gericht der Vereinigten Staaten das

Urteil aufrechterhielt, wurde auch er von Gouverneur Smith begnadigt. Die Verhandlung gegen Ruthenberg und Ferguson, die sich gegen Kaution auf freiem Fuß befanden, wurde durch das Eingreifen des Gouverneurs gegenstandslos. Aber Ruthenberg war im August 1922 schon wieder verhaftet worden, diesmal in Bridgman (Michigan), als der Parteitag der Kommunistischen Partei von FBI-Agenten überfallen wurde.

Die Amerikanische Legion greift an – Centralia, 1919

Während des ersten Weltkrieges herrschten in unserem Land Gesetzlosigkeit und Gewalt, so wie ich es hier beschrieben habe. Nach der Beendigung des Krieges war es nicht anders, nur [378:] daß die Anführer jetzt ehemalige Soldaten waren, die von Heimatkriegern, Unternehmern und ihren gedungenen Subjekten, aufgehetzt wurden. Es kam zu zahlreichen Gewaltakten in den Jahren 1918 und 1919. Die Rand School in New York wurde von einem Mob Soldaten und Matrosen angegriffen, die die amerikanische Flagge vom Gebäude herabrissen. Die Räume der sozialistischen Tageszeitung von New York, des „Call“, wurden kurz und klein geschlagen. Die Mitarbeiter wurden hinausgejagt und durch eine Gasse bewaffneter Männer hindurchgeprügelt. Bei einer Demonstration am Memorial Day* wurde 1918 das Büro der IWW in Centralia (Washington) von Demonstranten überfallen, die Archive und sämtliche Literatur auf offener Straße verbrannt und die Einrichtung zertrümmert oder gestohlen. Alle, die im Büro gewesen waren, wurden geschlagen, festgenommen und aus der Stadt getrieben. Der Gouverneur, der Bürgermeister, der Polizeichef und eine Kompanie der Nationalgarde marschierten mit in der Demonstration. Die Gewaltakte wurden vom Vorsitzenden des Unternehmerverbandes geleitet. Das Büro sah nach dem Überfall aus wie ein Gebäude, das der Krieg zerstört hat. Aber die IWW, die sich nicht abschrecken ließen, eröffneten ein neues Lokal. Sie waren entschlossen, sich und ihr Büro gegen neue gesetzlose Angriffe zu verteidigen.

Schon während des Krieges waren zahlreiche Versuche unternommen worden, die IWW-Industriegerwerkschaft der Holzarbeiter zu zerschlagen, besonders in der Zeit des großen Streiks von 1917 für den Achtstundentag und nach diesem Streik. In Yakima, Ellensburg und anderen Städten, in denen sich die Holzindustrie konzentrierte, waren Männer geschlagen und auf lange Zeit ins Gefängnis gesperrt worden. Immer und immer wieder griff man zum Strick, zu Teer und Federn und zum Knüppel. Die Eastern Railway and Lumber Company besaß [379:] einen großen Teil der Wälder, Sägemühlen, Eisenbahnen und Banken in der Umgebung von Centralia. Generaldirektor dieses Unternehmens und gleichzeitig Präsident der Unternehmerversammlung des Bundesstaates Washington war F. B. Hubbard. Die Amerikanische Legion war in Centralia nach dem Krieg gegründet worden und spielte eine besonders große Rolle in der Kampagne zur Zerschlagung der IWW und zur Verhaftung ihrer Mitglieder.

Ein Blinder, Tom Lassiter, verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit einem kleinen Zeitungsstand in Centralia. Unter den Zeitungen, die er verkaufte, befand sich auch die Gewerkschaftszeitung „Union Record“ aus Seattle und die IWW-Zeitung „The Industrial Worker“. Im Juni 1919 wurde die Zeitungsbude aufgebrochen und der gesamte Inhalt verbrannt. Der Besitzer erhielt eine Aufforderung, die Stadt zu verlassen, die mit der Unterschrift „USA-Soldaten, -Matrosen und -Marineinfanteristen“ versehen war. Als er sich weigerte, der Aufforderung nachzukommen, wurde er ergriffen, zusammengeschlagen und jenseits der Bezirksgrenze in einen Straßengraben geworfen. Als er trotzdem nach Centralia zurückkehrte, wurde er unter dem Gesetz gegen Aufruhr und Syndikalismus verhaftet. Sein Rechtsanwalt, Elmer Smith, versuchte vergeblich, die Bestrafung der Urheber derartiger Schändlichkeiten durchzusetzen. Das war ein weiterer Ansporn für die gesetzlosen Elemente in Centralia.

Die Unternehmerorganisation hetzte ihre Mitglieder ständig zu Aktionen auf. Sie veröffentlichte regelmäßig Bulletins mit Losungen wie den folgenden: „Aktive Verfolgung der IWW“, „Hängt die Bolschewisten“, „Ins Gefängnis mit den IWW“, „Macht Schluß mit den IWW“, „Ein Dutzend Russen müßten aus unserer Gemeinde verschwinden“, „Treibt die Radikalen aus der Stadt oder laßt den Strick in Centralia in Aktion treten“ und ähnliche. Eine Bürgerschutzliga wurde organisiert, die Ver-

* Gedenktag zur Erinnerung an die im Sezessionskrieg für die Nordstaaten Gefallenen, der 30. Mai. *Die Red.*

sammlungen einberief, um sich darüber zu unterhalten, wie man [380:] das „IWW-Problem“ behandeln solle. Die Polizei, die „Elche“ und die Legion nahmen an diesen Diskussionen teil. Ein Geheimkomitee, ähnlich wie die Bürgerschutzkomitees des alten Westens, wurde gebildet. Es sickerte durch, daß ein Überfall auf das Lokal der IWW geplant sei, und man beriet darüber im Gewerkschaftsausschuß des Bezirks Lewis. Einige Mitglieder des Ausschusses warnten die IWW. Diese gaben ein Flugblatt heraus, „An die Bürger Centralias müssen wir appellieren“, in dem sie die Drohungen und Beschuldigungen, die gegen sie erhoben worden waren, aufzählten. „Unser einziges Verbrechen ist die Solidarität, die Loyalität zur Arbeiterklasse und unser Eintreten für Gerechtigkeit für die Unterdrückten.“

Auf einer Versammlung der Legion am 6. November wurde die Marschroute der Parade zum Waffenstillstandstag festgelegt. Es wurde beschlossen, die Teilnehmer am Büro der IWW vorbeizuführen, vor dem Büro haltzumachen, einen schnellen Angriff zu verüben und weiterzumarschieren. Es wurde auch beschlossen, daß die Teilnehmer Uniformen tragen sollten. Die Marschroute wurde bekanntgegeben. Walter Grimms, der Verantwortliche für die Legion, trat an die Stelle des Kommandeurs der Parade, William Scales, der gegen den Überfall war. Grimms war ein Veteran der amerikanischen Armee, die in Sibirien stand. Er hatte die „amerikanischen Bolschewisten – die IWW“ in einer Rede am Labor Day angegriffen. Elmer Smith, der Rechtsanwalt der IWW, teilte seinen Klienten mit: „Verteidigt euer Büro, wenn ihr wollt – das Gesetz gibt euch das Recht dazu.“ Dieser Bemerkung wegen wurde er später unter Mordanklage gestellt.

Der Jahrestag des Waffenstillstands, der 11. November 1919, war der Tag der Parade. Einige der Teilnehmer hatten Stricke mitgebracht. Auf das Kommando „Los!“ stürzten sich die Legionäre von Centralia unter der Führung Grimms' auf das Büro. Als sie die Türen und Fenster zertrümmerten, wurden vom Büro [381:] aus Schüsse auf sie abgegeben. Auch von dem nahegelegenen Berghang kamen Schüsse. Grimms, an der Spitze der Eindringlinge, wurde verwundet. Er starb später im Krankenhaus. Der Inhaber einer Drogerie in Centralia, Arthur McElfresh, wurde erschossen. Der Schuß war von Wesley Everest, einem Mitglied der IWW und Veteranen des ersten Weltkrieges, abgegeben worden. Fünf der IWW-Leute, die im Büro zurückgeblieben waren, suchten Schutz in einem unbebauten Eiskasten im Hintergrund. Sie blieben dort, bis sie entdeckt und verhaftet wurden.

Everest floh aus der Hintertür, der Mob hinter ihm her. Er schoß erneut, als sie ihn beinahe eingeholt hatten, und tötete Dan Hubbard, einen Veteranen und Neffen des Holzbarons, der die ganze Verschwörung angezettelt und den Plan, „es die Männer in Uniform tun zu lassen“, ausgeheckt hatte. Everest wurde getreten und geschlagen. Man legte ihm einen Strick um den Hals und zerrte ihn bewußtlos ins Gefängnis. In der Nacht wurde er aus dem Gefängnis geschleppt, verstümmelt und erhängt. Seinen hängenden Körper benutzten die Mörder als Zielscheibe und gaben Schuß auf Schuß darauf ab. Am nächsten Tag wurde die Leiche in das Gefängnis zurückgebracht und unter die Gefangenen geworfen. Später wurde sie wieder hinausgetragen und heimlich an einer unbekannt Stelle verscharrt, damit, wie die Behörden sagten, die IWW keine Aufnahmen davon machen könnten. Die Männer im Gefängnis wurden gefoltert, um ihnen „Geständnisse“ zu entreißen. Einer von ihnen, Loren Roberts, verlor den Verstand. In Centralia herrschte ein Terrorregime gegen die Arbeiter. Ein Reporter der Nachrichtenagentur Associated Press mußte Hals über Kopf die Stadt verlassen, ohne seinen Koffer und seine Schreibmaschine, weil er einen Bericht hinausgeschickt hatte, in dem die verdammenden Worte eines Dr. Bickford zitiert waren, daß erst nach verübtem Überfall das Schießen begonnen hatte. Das war die erste Nachricht, die über die Schießerei in die Außenwelt drang.

[382:] Rechtsanwälte der Holztruste traten als Sonderankläger auf dem Prozeß in Montesano, der Bezirkshauptstadt von Grays Harbor, auf. Eine Verlegung des Gerichtsortes war genehmigt worden, aber das änderte wenig an der Sache. Man drohte, die Angeklagten, falls sie freigesprochen werden sollten, nicht lebend aus dem Bezirk hinauszulassen. Die Angeklagten wurden vom Arbeiteranwalt George W. Vanderveer geschickt verteidigt. Zwei Angeklagte, Elmer Smith und Mike Sheehan, wurden freigesprochen. Loren Roberts wurde für geisteskrank erklärt. Fünf Männer wurden des direkten Mordes an Legionär Grimms schuldig gesprochen. Britt Smith, O. C. Bland, James McNery, Bert Bland, Ray Becker, Eugene Barnett und John Lamb wurden des indirekten Mordes schuldig gesprochen. Sie

wurden zu Freiheitsstrafen von fünfundzwanzig bis vierzig Jahren im Zuchthaus von Walla Walla verurteilt. Von dem Mob, der das Büro angegriffen, Wesley Everest ermordet und Roberts zum Wahnsinn getrieben hatte, wurde nicht einer bestraft. Ein Arbeitergeschworenengericht, das sich aus sechs Arbeitern der AFL-Gewerkschaften von Tacoma (Washington) zusammensetzte, versammelte sich dort am 15. März 1920 im Labor Temple und verkündete sein Urteil. Es stellte die Unschuld der Angeklagten fest und kam zu der Schlußfolgerung, daß die Geschäftsleute von Centralia eine Verschwörung angezettelt hatten, um das Büro zu überfallen, daß der Überfall auf das Büro eine ungesetzliche Handlung gewesen war und daß Warren Grimms an diesem Überfall teilgenommen hatte.

Während des Prozesses war das Gerichtsgebäude von Soldaten umgeben, die ihr Lager auf dem Rasen aufgeschlagen hatten. Die Geschworenen gaben später zu, daß sie durch diese Atmosphäre eingeschüchtert worden waren. Im Gerichtsgebäude wimmelte es von uniformierten Legionären aus allen umliegenden Orten. Sie waren jetzt zwar alle private Bürger, aber sie schlugen unter dem Kommando ehemaliger Offiziere ihre bewaffnete Lager auf. Rechtsanwalt Elmer Smith, der bis zu seinem Tode Anfang der dreißiger Jahre an diesem Fall arbeitete, erhielt zwei Jahre nach dem Prozeß von sechs der Geschworenen eidesstattliche Erklärungen, in denen sie ihre Besorgnis bekundeten und feststellten, sie hätten, wenn ihnen die Einzelheiten des Überfalls in ihrer Gesamtheit bekanntgewesen wären, für Freispruch gestimmt. Tatsächlich empfahlen die Geschworenen Milde, aber diese Empfehlung wurde vom Richter nicht beachtet.

Einige rechtlich denkende Elemente in der Legion sagten auch ihre Meinung. Edward Bassett, ein Veteran der Kämpfe in Übersee, Kommandeur der Veteranenorganisation in Butte (Montana), gab vor dem Prozeß eine öffentliche Erklärung ab, in der er feststellte, daß die Mitglieder der IWW im Recht waren, als sie ihr Büro verteidigten. Die Legionäre hätten sich mit Schande bedeckt, als sie sich einem solchen Mob zugesellten. Zehn Jahre später, im Jahre 1929, gab das Propagandakomitee von Centralia ein vierseitiges Flugblatt unter dem Titel „Der Fall von Centralia“ heraus. Der Herausgeber war ein Legionär der Ortsorganisation der Amerikanischen Legion in Hoquiam (Washington) – der ehemalige Hauptmann der USA-Armee Edward Patrick Call. Er rief die Bevölkerung auf, „ein großes Unrecht wiedergutzumachen“ und vom Gouverneur die Freilassung der „acht unschuldigen Arbeiter, die das zehnte Jahr ihrer Haft beginnen“, zu fordern. Er sagte: „Eine kurze Zusammenfassung des Falles von Centralia ergibt, daß die Legionäre von Centralia von den örtlichen Geschäftsleuten mißbraucht wurden, um die IWW zu vertreiben. Am Waffenstillstandstag 1919 wurde das Büro der Arbeiter überfallen, bevor die Arbeiter zu ihrer Selbstverteidigung einen Schuß abgaben. Ein Justizverbrechen größten Ausmaßes folgte, und der Prozeß in Montesano trägt alle Merkmale eines versuchten ‚Lynchmordes‘.“

Noch jahrelang wurden Versammlungen zugunsten der Opfer [384:] von Centralia abgehalten. Unsere Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit in New York gab 1919 Flugblätter heraus und sammelte Geld für die Verteidigung der Verhafteten von Centralia. Eine Spende von fünfhundert Dollar kam vom Komitee der Vereinigten Konfektionsarbeiter. Im März 1929 sprach ich mit Elmer Smith im Civic Auditorium in Seattle. Ich erinnere mich, daß ich sagte: „Angenommen, die IWW hätten ein Büro der Legion überfallen und die Legionäre hätten ihre Angreifer niedergeschossen. Stellen Sie sich nur vor, wie man die Legionäre als Helden gepriesen hätte!“ Elmer Smith starb kurze Zeit später an Krebs. Rechtsanwalt Irwin Goodman aus Portland (Oregon), ein mutiger Verteidiger der bürgerlichen Freiheiten, übernahm den juristischen Kampf. Roberts war als Geisteskranker aus der Haft entlassen worden. Fünf andere erhielten 1936 nach siebzehnjähriger ungerechtfertigter Haft Bewährungsfrist, und die anderen, die eine Bewährungsfrist ablehnten, wurden kurze Zeit darauf aus der Haft entlassen. Die Legion errichtete Grimms in herausfordernder Weise ein Denkmal, aber die Wahrheit setzte sich durch, und was sich in Centralia zutrug, ist heute allgemein als der Mord am ehemaligen Soldaten Wesley Everest und als ein Justizverbrechen an acht unschuldigen Arbeitern bekannt.

Gesetze gegen Aufruhr und Syndikalismus

Es ist schwer, das Bild der langen Jahre hartnäckiger und brutaler Reaktion von 1917 bis 1927 zu rekonstruieren. Buchstäblich Hunderte von Arbeitern – Männern und Frauen – wurden festgenommen,

geschlagen, schikaniert, ins Gefängnis gesperrt oder ausgewiesen. Inmitten der sich überstürzenden Ereignisse, eines entsetzlicher als das andere, war es wie ein [385:] schwerer Alpdruck, Tag und Nacht in einem Verteidigungsbüro zu arbeiten. Ich wohnte in Bronx, kam früh in unser Büro und arbeitete dort bis zum späten Abend oder sprach abends auf Versammlungen. Ich sah wenig von meiner Familie, meinem Kind und meinem Mann. Ich erinnere mich, wie ich am Weihnachtsabend 1919 über den schneebedeckten Union Square ging, zusammen mit Isaac Shorr, dem Anwalt, der viele zur Deportierung vorgesehene Russen verteidigte, und wie mir plötzlich zum Bewußtsein kam, daß ich eigentlich zu Hause sein und meinem Kind den Strumpf füllen müßte, statt jetzt auf eine Versammlung zu gehen. Dann wieder an einem anderen Weihnachtstag, ich glaube, es war im folgenden Jahr, saß ich zusammen mit meiner Familie beim Weihnachtsessen, das immer sehr festlich begangen wurde, obwohl keiner von uns religiös war. Plötzlich klingelte das Telefon. Die Frau William Wehls, eines der damals in Leavenworth eingekerkerten IWW-Kollegen, bat mich, sofort zu kommen. Sie hatte Nachricht erhalten, daß ihr Mann ernstlich an Tuberkulose erkrankt war und am nächsten Tag entlassen werden sollte. Sie brauchte Geld, um sofort zu ihm zu fahren.

Ich holte tief Atem, bevor ich in das Eßzimmer zurückkehrte, um den anderen zu sagen, daß ich fortgehen müsse. „Das ist unerhört!“ schrie Carlo, und alle gaben ihm Recht, außer meiner Mutter, die sagte: „Nein, Elizabeth kann nichts dafür. Es ist ihre Arbeit!“ Ich ging also und machte mir große Sorgen, daß ein solcher Zwischenfall meinen Sohn gegen mich einnehmen und ihm meine Arbeit verhaßt machen könnte. Aber meine Schwester Kathie und meine Mutter erklärten ihm alles, so daß er immer das Gefühl hatte, ich leiste eine gute und nützliche Arbeit. Je älter er wurde, um so stolzer war er auf mich. Meine Freundin Elsa brauchte Geld, und wir verschafften es ihr. Sie brachte ihren Mann nach Arizona, wo er kurze Zeit später starb.

[386:] Rückblickend nimmt diese Zeit genaue Umriss an. Kennzeichnend für sie waren die Revolutionen überall in der Welt und bei uns eine Kapitalistenklasse, die entweder von wahnsinniger Furcht befallen war (das schlagendste Beispiel dafür war A. Mitchell Palmer) oder kaltblütig das Schreckgespenst der Revolution benutzte, um die amerikanische Arbeiterbewegung zu zerschlagen. „Revolution“ nannte man es, wenn in Brooklyn die Friseure streikten, wenn die Vereinigten Konfektionsarbeiter versuchten, ihre Berufskollegen in Rochester (New York) zu organisieren, und „Revolution“ war auch der große Stahlarbeiterstreik in Pittsburgh. Die AFL in Chicago sagte zu jener Zeit ganz richtig: „Die Überfälle gegen die ‚Roten‘ sind Bestandteil einer gewaltigen Verschwörung der Unternehmer, um die organisierte Arbeiterbewegung zu zerschlagen.“

Diese Überfälle und die darauffolgenden Deportationen und Prozesse stützten sich in vielen Bundesstaaten auf die Gesetze gegen Aufruhr und Syndikalismus, wenn man sich auch im Staat New York und einigen anderen Bundesstaaten auf ältere Gesetze berief. In Tennessee bediente man sich eines Aufruhrgesetzes, das aus der Zeit des Bürgerkrieges stammte. In New Jersey war 1908 ein ähnliches Gesetz verabschiedet worden. 1916, während des ersten Weltkrieges, wurde in Australien ein „Gesetz gegen rechtswidrige Vereinigungen“ verabschiedet, das sich ausdrücklich gegen die IWW und ihre Antikriegskampagne richtete. Die westlichen Bundesstaaten der USA hatten nichts Eiligeres zu tun, als diesem Beispiel zu folgen. Idaho und Minnesota erließen 1917 Gesetze gegen Aufruhr und Syndikalismus nach dem Streik im Eisenrevier von Mesaba und in den Holzfällerlagern. 1918 folgten Montana, Nord-Dakota und Washington nach dem Blutbad von Everett. Kalifornien erließ ein solches Gesetz 1919. Schließlich hatten sechszwanzig Bundesstaaten ähnliche Gesetze.

Der Bundesstaat Washington hob das Gesetz 1937 wieder auf, [387:] aber in den meisten Bundesstaaten bestehen sie heute noch. Selbst wenn sie im allgemeinen nicht angewandt werden, liegen sie doch wie schlafende Schlangen im Hintergrund und können jederzeit wieder wirksam gemacht werden, wenn die Reaktion im Sattel ist oder die Arbeiterklasse marschiert. Während des ersten Weltkrieges und sogar noch später, bis zum offiziellen Friedensschluß, hatte man das Bundes-Spionagegesetz benutzt, um Sozialisten und IWW-Leute zu verfolgen. Nach Friedensschluß setzte man die wütenden Angriffe unter Ausnutzung dieser neuen bundesstaatlichen Gesetze fort, die dazu bestimmt waren, den Geist des Spionagegesetzes beim amerikanischen Volk am Leben zu halten. Die IWW waren die ersten Opfer der Gesetze gegen Aufruhr und Syndikalismus, aber das Gesetz bezog sich nicht namentlich auf

Mitglieder dieser Organisation, wie das beim australischen Gesetz der Fall war. So war es möglich, nach 1919 auch die Verfolgung der Kommunisten auf der ganzen Linie aufzunehmen. Diese Bestimmungen waren Vorläufer des heutigen Smith-Gesetzes. Sie waren letzten Endes Gesetze gegen die Redefreiheit. Ebenso wie das Smith-Gesetz richteten sie sich in erster Linie gegen Äußerungen – Lehren und Propagieren, in schriftlicher oder mündlicher Form – und gegen Organisationen, die *Ideen* über politische und gesellschaftliche Veränderungen verbreiten. Das „Gewaltsame“ wurde damals – ebenso wie heute – durch Interpretationen von Spitzeln in die Artikel und Bücher hineingelesen, obwohl es in den zwanziger Jahren noch nicht so viele Publikationen wie in den fünfziger Jahren gab, aus denen man zitieren konnte. Die Staatsanwaltschaft interessierte sich nicht für die tatsächliche Gewaltanwendung, denn dazu hätte es offenkundiger Gewaltakte als Beweismaterial bedurft.

Vom juristischen Standpunkt aus gab es genügend Gesetze, die sich mit Gewaltanwendung beschäftigten, so daß die Gesetze gegen Aufruhr und Syndikalismus eigentlich überflüssig waren. [388:] Ihr wahrer Zweck bestand darin, die Schaffung von politischen und gewerkschaftlichen Organisationen und die Diskussion lebenswichtiger Probleme des Volkes zu hintertreiben. Diese Gesetze waren die Grundlage für die Verhaftung von elfhundert Menschen. Es würde schwerhalten, einen Begriff davon zu geben, wieviel menschliches Leid den kämpferischen amerikanischen Arbeitern in diesem Jahrzehnt zugefügt wurde, welche seelischen Qualen sie erduldeten, wieviel Menschen ihre Freiheit verloren, wieviel Familien auseinandergerissen wurden und wieviel Geld für die Verteidigung aufgebracht werden mußte.

Allein der Staat Kalifornien verausgabte für gerichtliche Verfolgungen unter dem Gesetz gegen Aufruhr und Syndikalismus eine Million Dollar. Er hatte zwei aufeinander eingespielte Spitzel gedungen – Diamond und Coutts –, die von Ort zu Ort reisten und als Zeugen gegen die Arbeiter auftraten. Eine Zeitung in Sacramento, „Bee“, sagte 1919 von den IWW: „Es wäre Zeitverschwendung, sie zu verhaften und vor Gericht zu stellen. Am besten erschießt man sie, und zwar lieber heute als morgen. Je eher, desto besser, selbst wenn keine Zeit bleibt, ihnen geistlichen Trost und Beistand zukommen zu lassen.“ Ein Fall gegen die [IWW in Kalifornien war seltsam dramatisch. Der Angeklagte, W. I. Fruit, war eingezogen worden und frühzeitig an die Front in Frankreich gekommen. Dann hatte er in der Besatzungsarmee in Deutschland gedient. Er hatte regelmäßig Geldspenden an die Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit geschickt, „um die Kollegen zu verteidigen“. Als er zurückkehrte, marschierte er in der Siegesparade, die zu Ehren der Heimkehr von General Pershing veranstaltet wurde. Anschließend kam er in unser Büro, ein freundlicher junger Mensch, den es drängte, an die Arbeit zu gehen. Er ließ seine Uniform mit allem Drum und Dran bei uns liegen und machte sich davon, um die IWW aufzusuchen.

[389:] Als er nach Kalifornien zurückkehrte, fand er so viele seiner ehemaligen Kollegen im Gefängnis, daß er Sekretär des Verteidigungskomitees wurde. Es dauerte nicht lange, bis er unter Berufung auf die schändliche Busick-Verfügung verhaftet wurde, der zufolge die Mitgliedschaft bei den IWW Grund genug war, um ohne Gerichtsverhandlung eingesperrt zu werden (auch ein Vorläufer der modernen Verfahrensweise gegen die Kommunisten). Der nächste Brief, den ich von diesem Veteranen erhielt, der gekämpft hatte, um „die Welt zu einem Hort der Demokratie zu machen“, kam aus dem Zuchthaus von San Quentin. Er schrieb humorvoll: „Ja, Gurley, nun bin ich also endlich zu Hause!“

Ein anderer Fall in Kalifornien in Ausnutzung dieses Gesetzes war die Verhandlung gegen Anita Whitney. Sie war Mitglied der Sozialistischen Partei von Oakland, und ihre Gruppe, die dem linken Flügel angehörte, hatte 1919 den Übertritt in die Kommunistische Partei beschlossen. Sie sprach im Namen der neuen Organisation auf einer Versammlung. Über dem Klavier im Versammlungsraum hatte man eine amerikanische Fahne drapiert. Als die Verhandlung gegen sie stattfand, wurde den Geschworenen gegenüber viel Wesens davon gemacht. Man nannte es eine „Entweihung der Fahne“. Sie wurde schuldig gesprochen und verurteilt. Ihr Fall und der Fall Gitlow in New York wurden als Musterprozesse vor das Oberste Gericht gebracht, um die Verfassungsmäßigkeit dieser Gesetze auf die Probe zu stellen. Miss Whitney wurde vom Gouverneur von Kalifornien begnadigt. Eine andere Gruppe wurde in ähnlicher Form vom Gouverneur von Illinois begnadigt. Zu diesem Zeitpunkt begannen diese Gesetze allerdings unter dem Druck der öffentlichen Meinung und der Kampagnen

gegen sie ihre Gültigkeit zu verlieren. Aber noch 1924 waren hundertundfünf Mitglieder der IWW in den Zuchthäusern San Quentin und Folsom eingekerkert, während dreiundfünfzig noch auf ihren Prozeß warteten. [390:] In diesem Jahr steigerte ein brutaler Überfall auf das Büro der IWW in San Pedro die Empörung bis zur Siedehitze. Männer wurden geteert und gefedert und Frauen und Kinder mit kochendem Kaffee verbrüht. Diese bundesstaatlichen Gesetze sollten, wie wir später sehen werden, im Klassenkampf der dreißiger Jahre in Kalifornien und an anderen Orten zu neuem Leben erwachen.

„511“, Treffpunkt vieler Gesinnungen

In unserer Familie herrschten die verschiedenartigsten Interessen, die sich jedoch in ihrem Wesen nicht feindlich gegenüberstanden, und unsere Wohnung in der „511“ wurde zum Treffpunkt vieler interessanter Menschen, die auf verschiedenen politischen und sozialen Gebieten tätig waren. Mein Vater war nach wie vor Mitglied der Sozialistischen Partei, meine Mutter stand in Verbindung mit der Irischen Fortschrittsliga und war eine glühende Verfechterin der Irischen Republik und des Frauenwahlrechts. Carlo war Anarchist. Meine Schwester Kathie, zwei Jahre jünger als ich, war jetzt dank ihrer Beharrlichkeit und zähen Arbeit Grundschullehrerin geworden. Sie studierte an der Columbia-Universität und bereitete sich an der Fakultät für Kunst und Literatur auf ihre Prüfung vor. Es ist ein Wunder, wie sie in einem so verrückten Haushalt überhaupt studieren konnte. Mein Bruder Tom hatte Optiker gelernt und war Mitglied der Gewerkschaft. Meine jüngere Schwester Bina hatte die Schule beendet und war Mitglied der Keltischen Theatergruppe, die Synge, Yeats und Stücke von Lady Gregory spielte. Fred besuchte nach wie vor die Schule der Quaker.

Ich war aus ganzem Herzen Mitglied der IWW, aber meine Tätigkeit in der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit brachte mich in Verbindung mit Sozialisten, Anarchisten, [391:] Gewerkschaftern, Kommunisten, Frauenrechtlerinnen, Pazifisten, Liberalen, für nationale Unabhängigkeit kämpfenden Indern und Iren und offiziellen Vertretern der Sowjetunion und der Irischen Republik. Viele Gruppen versammelten sich in unserem Büro, darunter die Freunde der Freiheit für Indien, eine Gesellschaft für technische Hilfe für die Sowjetunion und andere. Später zogen sie in eigene Büros. Den Indern lag viel daran, mit der irischen Bewegung in Verbindung zu kommen. Ich schickte sie zu Dr. Gertrude Kelly, einer sehr fähigen Chirurgin, die für die Irische Republik eintrat. Im Westen New Yorks gibt es einen kleinen Park, den Bürgermeister LaGuardia nach ihr benannte. Ich hatte nicht wieder von meinen indischen Freunden gehört, als, siehe da, am Tag des Heiligen Patrick plötzlich eine ganze Gruppe von ihnen mitten in dem traditionellen Umzug die 5. Avenue entlangmarschierte. Ihre bunten Turbane und ihr malerisches Aussehen erregten großes Aufsehen. Noch nie hatte es das gegeben, daß andere als nur die Iren an dieser geheiligten Veranstaltung teilnehmen durften. Aber die Empörung gegen England war groß, und Dr. Kelly hatte es durchsetzen können. Weil ich den IWW angehörte, waren meine Beziehungen zu den in Amerika ansässigen Iren zuweilen etwas gespannt. Aber die Iren aus dem alten Land waren nicht so engstirnig. Ich fand viele Freunde unter ihnen. Kathleen O'Brennan war eine lebhaft kleine Irin, die nach Amerika gekommen war, um für die Sache der irischen Freiheit zu sprechen. Als sie aber nach Portland (Oregon) kam, nahm sie den Kampf für Dr. Equi auf, deren Mutter Irin war. Dr. Equi hatte viel getan, um die Sache Irlands finanziell zu unterstützen. Miss O'Brennan ließ sich von den konservativen Iren nicht davon abbringen, „Doc“ zu verteidigen, und sie arbeitete mutig, zusammen mit einer Rechtsanwältin, Helen Hay Greeley.

Mrs. Hannah Sheey Skeffington kam mit ihrem kleinen Sohn nach Amerika, der etwa so alt war wie Fred. Ihr Mann war [392:] während des Osteraufstands 1916 getötet worden. Er war Sozialist und Pazifist gewesen und wurde niedergeschossen, als er die Verwundeten versorgte. Erst als der Krieg vorbei war, durfte sie Irland verlassen. Sie unternahm sofort eine Versamlungsreise durch unser Land. Hin und wieder ließ sie ihren Sohn Owen bei meiner Mutter. Richter Daniel F. Cohalan, der in irischen Kreisen als ein großes Tier galt, warnte sie davor, mit Margaret Sanger (deren Mädchennamen Higgins war) und mit mir zu verkehren. Dr. Patrick McCarten, zwischen 1917 und 1920 offizieller Abgesandter der Irischen Republik in den Vereinigten Staaten, besuchte uns in Bronx. Unsere Freundschaft mit James Connolly war in Irland gut bekannt, und die Iren, die herüberkamen, besuchten uns. Jim Larkin brachte Dr. McCarten zu meiner Mutter. Er war als Matrose verkleidet in das Land gekommen.

Als Larkin verhaftet wurde, interessierte ich mich ganz besonders für seinen Fall und half, Geld für seine Kaution und für die Verteidigung aufzubringen. Obwohl er 1919 in Chicago als Delegierter an der Gründungskonferenz der Kommunistischen Partei teilgenommen hatte, war er ein Bürger der Irischen Republik, der gegen seinen Willen in den Vereinigten Staaten festgehalten wurde und in sein eigenes Land zurückkehren wollte. Ein besonderes irisch-amerikanisches Komitee wurde für seine Verteidigung gebildet. Ich ging mit, als das Komitee eine Delegation zum alten Waldorf-Astoria entsandte, wo der Präsident der Irischen Republik, Eamon De Valera, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Wir machten seinen Vertreter darauf aufmerksam, daß die irischen Arbeiter Jim Larkin bewunderten und verehrten und daß man es De Valera schwer zur Last legen würde, wenn man es zuließe, daß Larkin in einem amerikanischen Gefängnis verbliebe, nur weil es an ein paar tausend Dollar für die Kaution fehlte. Die Abordnung suchte auch John Devoy, den Herausgeber des „Gaelic American“ auf.

[393:] Larkin machte aus dem Gefängnis heraus immer wieder geltend, daß er ebensogut wie Liam Mellows und Dr. McCarten berechtigt sei, die Hilfe der irischen Republikaner zu erhalten. Diese beiden waren 1917 verhaftet worden, und man hatte die Kaution für sie gezahlt. Sie hatten sich wegen illegaler Einreise in das Land zu verantworten. Diesem Druck ist es zu verdanken, daß durch einen freundlich gesinnten irischen Gastwirt, Barney O'Toole, irische Hilfgelder für Larkins Kaution aufgebracht wurden. Das alles wurde aber streng geheimgehalten, denn die selbstzufriedenen irisch-amerikanischen Politiker, die um die irisch-republikanische Sache herumschwirrten, hätten sich höchst energisch gegen die Unterstützung des Agitators Larkin verwahrt, der sie in seinen Reden nicht schonte und keine Gelegenheit versäumte, seiner Verachtung für sie Ausdruck zu geben.

Gelegenheit dafür ergab sich später im Zuchthaus von Sing Sing am Tage des Heiligen Patrick. Man beschloß, diesen Tag zu feiern, und Jim wurde es gestattet, die Rede zu halten. Er war Katholik, ging regelmäßig in die Kirche und sprach mit der größten Ehrfurcht vom guten Heiligen Patrick. Die irischen Gefängniswärter, die überall im Saal standen, waren hochofren über seine Worte, bis er davon erzählte, wie der Heilige Patrick alle Schlangen aus Irland vertrieb. „Und wo sind sie hingegangen?“ donnerte Larkin. „Sie kamen nach Amerika und wurden Politiker, Polizisten, Detektive – und Gefängniswärter!“ Die Gefangenen klatschten Beifall, daß die Wände bebten, und die Feier wurde Hals über Kopf abgebrochen.

Ich ging mit meinen Schwestern einmal zu einer Gesellschaft, die in einer irischen Wohnung für Liam Mellows gegeben wurde. Er war gleichzeitig mit mir im New-Yorker Stadtgefängnis eingesperrt gewesen, und mir lag viel daran, ihn kennenzulernen. Als ich erwähnte, daß ich mit ihm im gleichen Gefängnis gesessen hatte, fragte einer der Gäste höchst peinlich berührt: „Warum haben Sie denn im Gefängnis gesessen?“ Bevor ich [394:] antworten konnte, sagte Mellows: „Wissen Sie denn nicht, daß es auch hier einen Kampf für Frieden und Freiheit gibt?“ Ich hatte meinen Sohn an dem Abend mitgenommen. Unter den Gästen waren auch zwei frostig aussehende Damen in mittlerem Alter, die beiden Miss Kelley, die schließlich eine Preisfrage stellten: „Welcher Miss Flynn gehört denn der kleine Junge?“ Meine Schwester Bina antwortete: „Pst – sagen Sie es nicht weiter! Wir wissen es selbst nicht!“

Eines meiner ersten Erlebnisse mit einem irischen Nationalisten hatte ich bei einem Besuch, den Carlo Tresca und ich 1914 in der Redaktion der „Irish World“ abstatteten. Wir sprachen dort mit ihrem berühmten Herausgeber, Patrick Ford, der damals schon ein alter Mann war. Carlo wollte sich das Klischee von einer Szene aus dem Streik in Homestead bei ihm ausleihen, die in der Zeitung erschienen war. Als wir uns als Leiter des damals gerade beendeten Streiks von Paterson vorstellten, brummte er etwas wie „IWW. – ach so! Anarchisten – direkte Aktion, stimmt's?“ Mein Vater, der ihn sehr bewunderte, hatte mir im Laufe der Jahre oft genug von ihm erzählt. Ich konnte mich nicht zurückhalten und sagte: „Nun ja, Mr. Ford, mein Vater erzählt oft, wie er als Junge Geld sammelte und an Ihre Zeitung für den ‚Dynamitfonds‘ schickte, um das britische Parlament in die Luft zu jagen.“ Seine Augen begannen zu funkeln, und er sagte: „Schön! Schön! Vielleicht habt ihr recht. Das Klischee könnt ihr haben.“

Die Irische Republik und die Sowjetrepublik

So merkwürdig es heute auch scheinen mag, so gab es doch eine starke natürliche Verwandtschaft zwischen der Irischen Republik, die ursprünglich während des Osteraufstands 1916 [395:] proklamiert wurde, und der Sowjetrepublik der Arbeiter, Soldaten und Matrosen, die im November 1917 an die Macht gelangte. James Connollys letzte Worte an seine Tochter vor seiner Hinrichtung 1916 lauteten: „Die Sozialisten werden niemals verstehen, warum ich hier bin. Sie werden alle vergessen, daß ich Ire bin.“ Das war durchaus zutreffend für einige Iren, die den Aufstand für einen Wahnsinn hielten. Aber noch ehe zwei Jahre vergangen waren, stürzte eine machtvolle Revolution den russischen Imperialismus, einen Alliierten des britischen Imperialismus, der Connolly und seine Gefährten hatte hinrichten lassen. Der sozialistische Führer dieser Revolution, W. I. Lenin, verstand Connolly. Im Herbst 1916 wies er Karl Radek scharf zurecht, der den irischen Aufstand als einen „Putsch“ bezeichnet hatte. Diese Bezeichnung, so sagte Lenin, könne nicht auf die jahrhundertealte irische nationale Bewegung angewendet werden. Lenin sagte weiterhin, das Unglück der Iren bestehe darin, daß sie sich vorzeitig erhoben, als die europäische Revolte des Proletariats noch nicht herangereift war. Er erinnerte daran, wie Karl Marx schon 1867 die britischen Arbeiter aufgerufen hatte, für das Feniertum – die irische Freiheitsbewegung jener Zeit – zu demonstrieren.

Die Irisch-Republikanische Bruderschaft, die regierende Macht der Irischen Republik, beschloß, einen Abgesandten nach Rußland zu schicken, um die gegenseitige Anerkennung zu besprechen. Dr. Patrick McCarten wurde für diese Mission ausgewählt und kam 1917 in die USA mit der Absicht, von hier aus weiterzufahren. Aber es kam zu einer ganzen Reihe von Unterbrechungen und neuen Ereignissen, und erst drei Jahre später konnte er schließlich die Reise antreten. Als er 1917 die Ausreise versuchte, wurde er in Halifax festgenommen, in die USA zurückgeschickt und hier ins Gefängnis gesperrt. Gegen Kautions entlassen, war er nunmehr gezwungen, in den USA zu bleiben. Er trat also offiziell seinen Posten als Abgesandter der [396:] Irischen Republik an und stellte sich an die Spitze der Irisch-Republikanischen Bewegung hier. Eine seiner ersten offiziellen Handlungen war ein Protest gegen die Einberufung irischer Staatsbürger, die in den USA ansässig waren, da auch England gezwungen worden war, Irland aus dem Geltungsbereich seines Einberufungsgesetzes herauszulassen.

Als im April 1917 der Krieg erklärt war, wurden sofort die Zeitungen „Gaelic American“, „Irish World“ und „Irish Press“ verboten. Jeremiah O’Leary, der leidenschaftliche Führer der Amerikanischen Gesellschaft für Wahrheit, wurde des Hochverrats beschuldigt und seine satirische Zeitung „The Bull“ verboten. Einige der älteren irischen Vereinigungen, wie der Alte Orden der Hibernier, stellten ihre Tätigkeit während des Krieges ein. Aber es entstanden neue, wie die Freunde der Freiheit Irlands und die Irische Fortschrittsliga. Die Vereinigung amerikanischer Dichter sagte sich von dem angesehenen irischen Dichter Padraic Colum los. Trotz aller Schwierigkeiten verbreiteten die Iren ihre Presse, hielten Versammlungen gegen den Krieg ab und demonstrierten für die Irische Republik. 1919 nahmen das Repräsentantenhaus und auch der Senat Resolutionen an, in denen die Friedenskonferenz in Versailles dringend ersucht wurde, Irlands Forderung nach Selbstbestimmung positiv zu entscheiden. Aber Woodrow Wilson kümmerte sich nicht darum.

Die geheime Einreise Eamon De Valeras im Juni 1919 gab der irischen Bewegung und ihren amerikanischen Sympathisierenden einen neuen Aufschwung. De Valera schlug seinen Sitz im alten Waldorf-Astoria in der 34. Straße auf, und täglich versammelten sich Bewunderer, wenn die große Gestalt des Präsidenten der Irischen Republik die 5. Avenue entlangschritt. Die Ausschreibung einer Anleihe von zehn Millionen Dollar für die Irische Republik war ein großer Erfolg. Die Kampagne für die Anleihe wurde vom Arbeiteranwalt Frank P. Walsh geleitet. [397:] 1920 wurde die Lage in Irland verzweifelt. Der Oberbürgermeister von Cork, McCurtain, wurde von britischen Soldaten ermordet, von denen sechzigtausend Mann in Irland stationiert waren. Um den Ernst der Lage in eindrucksvoller Weise zu unterstreichen, marschierten sechzig irisch-amerikanische Frauen vor der britischen Botschaft auf, warnten vor dem bevorstehenden Blutbad und forderten vom Kongreß die Aufhebung aller Abkommen mit England und die Anerkennung der Irischen Republik. Verschiedene dieser Frauen wurden auf Antrag des Außenministers Bainbridge Colby wegen Verunglimpfung des britischen

Gesandten verhaftet. Am nächsten Tag mußte der Außenminister aber diesen Antrag zurückziehen, als die Demonstrierenden auf ihren Plakaten Auszüge aus seiner eigenen Rede im Jahre 1916 brachten, in der er England wegen der Hinrichtungen nach dem Osteraufstand verurteilt hatte. Diese Demonstrationen trugen dazu bei, England zu einer gewissen Zurückhaltung in Irland zu zwingen.

Eine Kommission zur Enthüllung britischer Greuelthaten wurde in den USA von rechtlich denkenden Amerikanern gebildet. Zu ihnen gehörten Jane Addams, die Senatoren Norris und Walsh und James Maurer von der AFL-Organisation im Staat Pennsylvanien. Aus Irland kamen Zeugen, darunter Mrs. Terence McSweeney, die Witwe des Oberbürgermeisters von Cork, der im August 1920 verhaftet worden war und im Gefängnis von Brixton in England am 25. Oktober an den Folgen eines Hungerstreiks starb. Sein Tod hatte in der ganzen Welt Empörung hervorgerufen.

Dr. McCarten entzweite sich nach 1921 mit De Valera. Das Zerwürfnis drehte sich um den Waffenstillstand und das Abkommen zwischen De Valera und Lloyd George, die zu der schändlichen Teilung Irlands in den Irischen Freistaat und Nordirland führten und das Land in einen furchtbaren, zwei Jahre währenden Bürgerkrieg zwischen den Kräften des Freistaates [398:] und den Anhängern der Republik stürzten. Liam Mellows wurde im Dezember 1922 im Mountjoy-Gefängnis auf Befehl des Freistaates erschossen.

Seine Freunde in Amerika, die ihn als einen tapferen Kämpfer für die Freiheit Irlands kannten, waren äußerst bestürzt. Der Bruderstreit zwischen jenen, die im Gefängnis und im Exil zusammengestanden hatten, zerfraß die irische Bewegung von innen heraus wie ein Krebsgeschwür. Selbst als schließlich wieder Frieden war, zeigte die Tatsache, daß England die Herrschaft über die sechs nördlichen Bezirke behielt, wie wenig von nationaler Unabhängigkeit die Rede sein konnte. Die Lage in Irland zu der Zeit und bis auf den heutigen Tag entspricht keineswegs den Erwartungen der irischen Bevölkerung und ihrer Angehörigen überall in der Welt. Die Bevölkerung dieses merkwürdig geburtenarmen Landes ist in den letzten drei Jahrzehnten erschreckend zurückgegangen. Die Entwicklung in Industrie und Landwirtschaft ist durch die Isolierung Irlands von anderen, fortschrittlichen Ländern zurückgehalten worden. Die Zensur hat seine Presse und Literatur zum Schweigen verdammt. Das schöpferische Geistesleben wird so stark gehemmt, daß die besten Söhne Irlands, wie zum Beispiel Sean O'Casey, in einem selbstgewählten Exil Unterschlupf suchten. Viele junge Leute haben das Land verlassen, um in England und anderen Ländern zu leben. Ein starrer und puritanischer Staat nach den Vorstellungen des fanatisch katholischen Mathematikprofessors De Valera hat die menschliche Freiheit eingeengt und will jede Lebensfreude vernichten. Die Gleichberechtigung der Frau, die durch frühere Proklamationen Connollys garantiert war, wurde aus der Verfassung von 1937 gestrichen, was Mrs. Skeffington zu einer Protestkampagne veranlaßte. James Connolly hätte mit Verachtung De Valeras Freundschaft mit Franco und sein offizielles Beileidschreiben zum Tode Hitlers zurückgewiesen. Eine freie Republik der Werktätigen war Connollys Ideal.

[399:]

Die Legende von Woodrow Wilson und dem Frauenwahlrecht

Es ist kein Wunder, daß Woodrow Wilson noch vor dem Ende seiner zweiten Amtsperiode zusammenbrach. Er äußerte stets wortreich und freigebig zu allen Fragen seinen Standpunkt als ein „Liberaler“, aber seine traurigen Taten strafte seine Worte Lügen. Am schlechtesten war es dabei um die Losungen „Selbstbestimmung“ und „Macht die Welt zu einem Hort der Demokratie“ bestellt. Immer wieder hatte er es mit Demonstrationen zu tun, die Frieden, „Hände weg von Rußland“, Freiheit für Irland, Amnestie für politische Gefangene und schließlich, als eine nicht eben unwichtige Frage, das Frauenwahlrecht forderten. In seiner Amtszeit fand der große Stahlarbeiterstreik von 1919 statt. Seine Pläne, dem Völkerbund beizutreten, wurden vom Senat zunichte gemacht. Mitglieder seiner Regierung traten aus Protest über verschiedene Streitfragen zurück: ein Außenminister über die Frage des Krieges; ein Leiter des Hafenzollamtes von New York über die Frage des Wahlrechts. Diese Frage hat ihm das Leben wahrscheinlich am schwersten gemacht.

Der erste Weltkrieg brachte im Leben der amerikanischen Frauen radikale Veränderungen. Er räumte gründlich mit dem Begriff der „Dame“ auf. Der Mangel an Arbeitskräften war groß, und besonders dringend wurden gelernte Arbeiter gebraucht. Ende 1918 arbeiteten fast drei Millionen Frauen in der Lebensmittel-, Textil- und Kriegsindustrie. Die Frauen erhielten Zugang zu Berufen, die bisher als „Männerarbeit“ galten. Sie arbeiteten als Straßenbahnschaffnerinnen und wurden zum erstenmal als Funkerinnen ausgebildet. Frauen meldeten sich als Kraftfahrerinnen für die Armee und trugen zum erstenmal Uniformen. „Farmerettes“ in Pumphosen zogen aus der Stadt auf die Farmen. Frauen leisteten Wohlfahrtsarbeit, verkauften [400:] Kriegsanleihebescheinigungen, richteten Kantinen für die Truppen ein und wurden Krankenschwestern. Tausende traten aus der Abgeschlossenheit ihres Heims in das öffentliche Leben. Viele arbeiteten auch nach Kriegsende weiter, entweder aus Not oder weil sie Gefallen daran gefunden hatten.

Den Erfordernissen des Krieges entsprechend, mußte das Arbeitsministerium schließlich eine Unterabteilung „Frauen in der Produktion“ unter Mary Van Kleeck einrichten. Später, im Jahre 1920, wurde daraus das Frauenbüro. Angemessene Arbeitsbedingungen und eine Gesetzgebung zum Schutz der Frauen waren eine dringende Notwendigkeit. Immer stärker wurden die Forderungen nach gleichen Möglichkeiten in den qualifizierten und akademischen Berufen und immer stärker auch die Abneigung, sich wieder in den Haushalt drängen zu lassen. All das verstärkte noch die Forderungen der Frauen nach dem Wahlrecht. Reiche Frauen und Arbeiterinnen, Intellektuelle und Frauen aus der Landwirtschaft, Sozialistinnen und unpolitische Frauen – sie alle forderten dringend das Wahlrecht. Es war eine echte Massenbewegung, besonders nach dem ersten Weltkrieg, eine einzigartige Solidarität um eine gemeinsame Forderung.

Tapfere Frauen wie Elizabeth Cady Stanton und Susan B. Anthony waren die ersten Vorkämpferinnen. Sie wurden verleumdet und verhöhnt, mußten Gewalt und sogar Verhaftungen über sich ergehen lassen, weil sie wählen wollten. Später leiteten Frauen wie Dr. Anna Shaw und Carrie Chapman Catt die Amerikanische Vereinigung für das Frauenwahlrecht, die „gegen die Lethargie der Frauen und die Opposition der Männer“ kämpfte. Aber um das Jahr 1916 tauchte eine jüngere, kühnere und kämpferischere Gruppe auf, die nicht mehr damit zufrieden war, das Frauenwahlrecht langsam, Bundesstaat um Bundesstaat, durchzusetzen, sondern für eine Verfassungsänderung kämpfte. Diese Gruppe rief 1916 die Frauenpartei ins Leben. Aufgabe dieser Partei war es, in allen Bundesstaaten, in denen das Frauen-[401:]wahlrecht bereits bestand, die Frauen zu mobilisieren, damit sie ihre Stimme nur den Parteien und Kandidaten gäben, die sich für das Frauenwahlrecht im ganzen Land einsetzen würden. 1916 finanzierten wohlhabende Suffragetten einen Sonderzug, mit dem sie durch das Land reisten und für das Frauenwahlrecht agitierten. Sie unterstützten in ihrer Kampagne nicht direkt Charles Evans Hughes, den Kandidaten der Republikanischen Partei, aber ihre Losung richtete sich gegen Wilson: „Stimmt gegen Wilson! Er hielt uns aus dem Wahlrecht heraus!“ Viele stimmten für Eugene V. Debs, der damals im Zuchthaus saß.

Wilson hatte schon 1913 sein Amt angetreten, ohne sich zum Frauenwahlrecht zu äußern. Am Tage seiner Amtseinstellung demonstrierten zehntausend Frauen zu ihm, die das Wahlrecht forderten. Seine erste Ansprache an den Kongreß löste eine neue Frauendemonstration aus. An dem Tag, dem 7. April 1913, wurde der nach der Frauenrechtlerin Susan B. Anthony benannte Neunzehnte Zusatzartikel zur Verfassung dem Repräsentantenhaus und dem Senat vorgelegt. Sieben Jahre mußten die Frauen einen organisierten Kampf führen, um seine Annahme und Ratifizierung endlich durchzusetzen. Die Frauen fühlten ganz richtig, daß es Wilson möglich gewesen wäre, die Sache zu beschleunigen.

Die Taktik der Frauenpartei verursachte scharfe Meinungsverschiedenheiten in den Reihen der Frauenrechtlerinnen. Der Sonderzug, der bald den Beinamen „Goldener Sonderzug“ erhielt, führte zu Spaltungen. Dr. Marie Equi, meine Freundin aus Portland, und andere Frauen, die dazu beigetragen hatten, das Frauenwahlrecht in Oregon durchzusetzen, waren gegen ein solches Zurschaustellen von Reaktion und Reichtum im Namen des Frauenwahlrechts. Als der Sonderzug in Portland ankam, empfing sie ihn mit einem Plakat, auf dem neben den Namen verschiedener reicher Spender die Frage stand: „Welche Gans legte das goldene Ei?“ Die Frauen versuchten damals vergeblich, [402:] die Verhaftung Dr. Equis durchzusetzen. Wilson war äußerst erbittert über diese Frauen, die in der Wahlkampagne gegen ihn

auftraten. Aber als er später aufgefordert wurde, sein Begnadigungsrecht zugunsten Dr. Equis geltend zu machen, erinnerte er sich nicht daran, wie sie damals aufgetreten war, und ließ sie ins Zuchthaus von San Quentin gehen.

Die Frauenpartei demonstrierte von Januar 1917 bis zum 19. März 1919 fast ununterbrochen. Die Frauen demonstrierten vor dem Weißen Haus und vor dem Kapitol, waren bei Militärparaden zugegen und versäumten keine Gelegenheit, Wilson würdig zu empfangen, wenn er von einer seiner Europareisen zurückkehrte oder wenn er abreiste. Sie bedrängten ihn in Washington, Boston und New York. Bisher hatten nur die Iren eine solche Taktik versucht. Später wurde Präsident Harding in ähnlicher Form von einem „Kinderkreuzzug für Amnestie“ bedrängt. In Transparenten für das Wahlrecht wandte man sich an ausländische Besucher, und Präsident Wilsons Reden für „Freiheit“ und „Demokratie“ in der Heimat und im Ausland wurden von den Suffragetten in einem „Wachfeuer der Freiheit“ verbrannt. Viele Frauen, junge und alte, wurden verhaftet, weigerten sich, Geldstrafen zu zahlen, und wurden in ein unbeschreiblich übles Arbeitshaus, „Occoquan“, gesteckt. Unter ihnen befanden sich Frauen von hohen Regierungsbeamten. Die Männer gingen zu Wilson und machten ihm die Hölle heiß. Ihre Frauen seien als Gäste im Weißen Haus gewesen! In Freiheit gesetzt, nahmen die Frauen ihre Tätigkeit erst recht wieder auf. Ihre Transparente wurden zerfetzt, sie selbst wurden von Rowdies geschlagen, unter denen sich auch Soldaten und Matrosen befanden. Die Polizei stand dabei und rührte keinen Finger. Sie kämpften um ihre Anerkennung als politische Gefangene und traten aus Protest gegen die Zustände im Gefängnis in den Hungerstreik. Man versuchte, ihnen gewaltsam Nahrung zuzuführen, und drohte, sie ins Irrenhaus zu sperren. Frauen wurden [403:] auf dem Marktplatz von Boston verhaftet, wo sie eine der Reden Wilsons verbrannten, andere wieder wurden vor der Metropolitan-Oper in New York festgenommen, wo Wilson eine Rede hielt. Sie alle bestiegen nach ihrer Haftentlassung einen „Gefängnis-Sonderzug“ und fuhren durch das Land. Die Sympathie und Unterstützung für die Frauen wurde in der Öffentlichkeit immer größer.

Was diese mutigen Frauen erduldeten, war gewiß keine Kleinigkeit. Am 19. Mai 1919 endlich berief Präsident Wilson eine Sondersitzung des Kongresses ein. Der Zusatzartikel wurde von beiden Häusern angenommen und den Bundesstaaten zur Ratifizierung weitergeleitet. Endlich hatte der widerwillige Präsident diese beiden schon so lange notwendigen Abstimmungen herbeigeführt, nachdem sein Ruf als Staatsmann durch die lange Verzögerung schwere Einbuße erlitten hatte. Die Republikanische und die Demokratische Partei bemühten sich nun eifrig um die Ratifizierung, um den Frauen die Teilnahme an den Wahlen im November 1920 zu ermöglichen. Die Vereinigten Staaten hinkten hinter mehr als zwanzig anderen Ländern her, die den Frauen bereits das Wahlrecht zugebilligt hatten. Zu den ersten dieser Länder gehörten Australien, Neuseeland, Finnland, die Sowjetunion, England und Schweden.

Die Frauenrechtlerinnen vereinigten sich auch nach dem Siege nicht. 1920 kamen etwa einundfünfzig Prozent der wahlberechtigten Frauen zu den Wahlurnen. Bei der nächsten Wahl waren es einundsechzig Prozent. Viele der Frauenrechtlerinnen schlossen sich der Landesliga für das Frauenwahlrecht an, die 1919 von Mrs. Catt gegründet wurde. Diese Liga ist eine vorzügliche Organisation, die seither dafür eingetreten ist, die wahlberechtigten Frauen zu erziehen und zu veranlassen, von ihrem Wahlrecht Gebrauch zu machen. Andere blieben bei der Frauenpartei, die sich auf eine Kampagne um einen „Zusatzartikel für Gleichberechtigung“ konzentrierte – in gewisser Hin-[404:]sicht eine irreführende Bezeichnung. Das Frauenbüro, alle führenden Arbeiterorganisationen und viele Frauenorganisationen, beispielsweise die Gewerkschaftsliga der Frauen, treten dagegen auf. Diese Losung ist bisher erfolglos geblieben, weil die Gefahr besteht, daß ein solcher Zusatzartikel die gesamte Arbeitsgesetzgebung zum Schutz der Frau und andere notwendige Gesetze zum Schutz der Mutter zunichte machen würde. Versuche, einen Kompromiß zu erwirken, der die bestehenden gesetzlichen Ungleichheiten und Benachteiligungen beseitigt, gleichzeitig aber die genannten notwendigen Gesetze aufrechterhält, blieben bis jetzt ohne Erfolg. Nach der Erringung des Wahlrechts hörten die Frauen auf, sich in ihrer Eigenschaft als Frauen zusammenzuschließen. Sie verteilten sich auf die bestehenden politischen Parteien und Organisationen, die ihren Auffassungen und Interessen entsprachen. Das gemeinsame Problem des *Friedens* könnte, so glaube ich wenigstens, die Frauen, mit wenigen Ausnahmen, wieder vereinen.

„Einheitsfront“ in den zwanziger Jahren

Ich erinnere mich nicht, daß wir den Begriff „Einheitsfront“ schon in den zwanziger Jahren gebraucht hätten. Das kam erst viel später. Aber es zeigte sich ganz deutlich, daß die radikalen und fortschrittlichen Bewegungen damals weitgehend nach diesem Prinzip arbeiteten. Männer und Frauen, die sich für das Frauenwahlrecht einsetzten, unterzeichneten auch Aufrufe für finanzielle Hilfe für die IWW, nahmen an Abordnungen der irischen Bewegung und der Bewegung für Amnestie teil und arbeiteten in der Friedensbewegung. Es gab keine starren und festen Grenzen zwischen einer guten Aktion für die Freiheit und einer anderen, und es herrschte keine solche Furcht vor Repres-[405:]salien wie heute. Die Menschen fürchteten nicht, sie könnten einer Sache schaden, weil sie sich auch für eine andere einsetzten. Ich staune heute oft, wie weit und verschiedenartig meine Verbindungen und Freundschaften in jenen Tagen waren. So lernte ich zum Beispiel 1915, zur Zeit des Kampfes für die Redefreiheit in Paterson, über den ich bereits schrieb, eine ganze Reihe von Frauenrechtlerinnen kennen, und doch stand ich damals schon ebenso weit links wie heute.

Von einer einzigartigen Gruppe in New York wurde ich einmal eingeladen, über die Tätigkeit der IWW zur Organisierung der Arbeiterinnen in der Textilindustrie zu sprechen. Es war ein Frauenklub, „Heterodoxy“ genannt, der alle vierzehn Tage zu einem Mittagessen zusammenkam. Die Vorsitzende war Marie Jenny Howe, die ich in Cleveland bei Tom L. Johnson kennengelernt hatte. Der Klub vermied jedes Aufsehen in der Öffentlichkeit, pflegte aber, wie auch der Name besagte, freie und offene Diskussionen über alle Themen. Ich wurde nach meiner Rede aufgefordert, Mitglied zu werden. Die Redner waren immer Frauen, unter anderen Helen Keller, Margaret Sanger, Mrs. Malmberg, die finnische Friedenskämpferin, sowie Bessie Beaty und Louise Bryant nach ihrer Rückkehr aus Rußland, Mrs. Skeffington aus Irland und andere interessante Gäste aus dem Ausland.

Die Themen beschäftigten sich hauptsächlich mit den Frauen und ihren Errungenschaften. Alle Mitglieder waren glühende Suffragetten, einige davon sogar recht radikale Frauenrechtlerinnen. Es waren alles Frauen, die selbst etwas vorstellten, die auf vielen und sehr verschiedenen Gebieten tätig waren. Keine gehörte dazu, weil vielleicht ihr Mann oder ihr Vater berühmt war. Durch die „Heterodoxy“ lernte ich einige der angesehensten Frauen jener Zeit kennen. Zu den Mitgliedern gehörten Mary Shaw, Fola LaFollette, die Schauspielerinnen Margaret Wycherly und Beatrice Forbes-Robertson, die Schriftstellerinnen Mary [406:] Heaton Vorse, Alice Duer Miller, Zona Gale, Inez Haynes Irwin und Mary Austin, die Wissenschaftlerinnen Elsie Clews Parsons und Leta Hollingsworth, die Pädagogin Elizabeth Irwin, die Redakteurin Katherine Leckie, die Dekorateurin Amy Mali Hicks, die Künstlerin Lou Rogers, die führenden Frauenrechtlerinnen Doris Stevens, Paula Jacobi und andere. Eine Negerin, Grace Mayo Johnson (die ihren Mann, den angesehenen Negerführer James Weldon Johnson, in seiner vielseitigen Tätigkeit für die Negerbevölkerung unterstützte), war ebenfalls Mitglied. Sie arbeitete zusammen mit ihrem Mann im Landesverband zur Förderung der Farbigen.

Dieser Klub blieb bis zum Ende der dreißiger Jahre bestehen. Dann schmolz er aber immer mehr zusammen, weil viele der älteren Mitglieder starben. Schließlich wurde er aufgelöst. Ich kann mich nur an eine unangenehme Episode während des ersten Weltkrieges erinnern, als einige überpatriotische Frauen an den kriegsfeindlichen Auffassungen Anstoß nahmen, die auf unseren Zusammenkünften frei geäußert wurden, und außerdem verlangten, Rose Pastor Stokes und ich sollten nach unserer Verhaftung ausgeschlossen werden. Als der Klub dieses Ansinnen ablehnte, traten sie aus. Ich hatte bis dahin fast ausschließlich unter Männern gearbeitet, und die für die IWW charakteristische Ablehnung der Politik hatte mich von politischen Bewegungen ferngehalten. Es war für meine Weiterbildung und für die Erweiterung meines Gesichtskreises gut, all diese ausgezeichneten Mitglieder der „Heterodoxy“ kennenzulernen und ihre Interessen zu teilen. Ich wurde mir des Wertes der Frauen und ihrer vielen Errungenschaften bewußt. Meine Mutter, die sehr stolz auf die Frauen war, freute sich über diesen Verkehr.

Um die gleiche Zeit wurde ich eine frühzeitige „Einheitsfront“-Sympathisierende und Mitarbeiterin der amerikanischen Kommunisten. Dieses Verhältnis erwuchs aus meiner Freundschaft zu vielen ihrer führenden Funktionäre und meiner Zusammen-[407:]arbeit mit ihnen, als sie vor dem Parteitag

von 1919 noch den linken Flügel der Sozialistischen Partei bildeten. Ich erinnere mich, daß ich mit John Reed und Jim Larkin sprach, als sie im Herbst 1919 gerade vom Gründungsparteitag aus Chicago kamen. John sagte begeistert: „Gurley, jetzt haben wir sie – eine wirkliche amerikanische sozialistische Partei der Arbeiterklasse, endlich!“ (John kehrte nach Sowjetrußland zurück und starb dort im Oktober 1920 an Typhus.) Viele Sozialisten, die Gründungsmitglieder der Kommunistischen Partei wurden, waren Delegierte der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit, die nach den Lusk- und Palmer-Überfällen auch ihre Verteidigung übernahm. Delegierte beider Parteien kamen in unser Büro, um sich über juristische Fragen bei der Behandlung dieser Fälle zu unterhalten. Zu diesen frühen Kommunisten, mit denen ich arbeitete, gehörten Ella Reeve Bloor, Rose Pastor Stokes, Robert Minor, John Ballam, Alfred Wagenknecht, Rose Baron, Carl Brodsky, Irving Potash, Harry Winitsky und Jim Larkin.

Ich gehörte meiner Überzeugung nach noch immer zu den IWW und zögerte, mich einer politischen Partei anzuschließen, obwohl sich durch die Revolution in Rußland und meine Verbindung mit den Frauenrechtlerinnen und den Kommunisten ein Umschwung in meinen Auffassungen vollzog. Ich war immer vollauf damit beschäftigt, für die Verteidigung *aller* politischen Gefangenen, unabhängig von ihrer Überzeugung, zu sorgen. Von jeder Gruppe, die wir unterstützten, erhielten wir Anerkennung, und mir war es oft, als übte ich die Funktion einer Brücke aus, als baute ich an einer Einheitsfront für die gemeinsame Verteidigung. Zuweilen wurde ich in die inneren Konflikte verschiedener Gruppen hineingezogen, sogar im Zuchthaus.

Als man Jim Larkin aus Sing Sing in das Zuchthaus von Dannemora überführte, um dem ständigen Besucherstrom und dem öffentlichen Aufsehen um ihn ein Ende zu machen, verschaffte [408:] ich mir die Erlaubnis, ihn zu besuchen. Es war ein einsamer Ort in der Nähe der kanadischen Grenze. Aber als ich schließlich ankam, verweigerte man mir ohne weitere Erklärung den Zutritt. Einer der Gefängniswärter erzählte mir, eine junge Reporterin sei am Tag zuvor hiergewesen. Da man sie nicht kannte und auch nicht wußte, daß sie von der New-Yorker Zeitung „Call“ kam, führte man sie durch die Anstalt. Sie sah, wie die Männer hereinschritten, und erkannte unter ihnen Jim Larkin. Daraufhin sagte sie plötzlich, sie sei Agnes Smedley, eine persönliche Bekannte von Larkin, und sie wolle ihn sprechen. Sie konnte einen guten Bericht schreiben, aber ich hatte eine lange, beschwerliche Reise umsonst gemacht. Der freundliche Gefängniswärter versprach mir, Jim Larkin mitzuteilen, daß ich hiergewesen sei. Später erfuhr ich von Jim, daß er die Botschaft erhalten hatte.

Ich besuchte Harry Winitsky in Sing Sing – er war ein sehr dicker, lustiger junger Mensch, der sich im Zuchthaus verliebte. Er lernte eine junge Dame kennen, eine Konzertsängerin, die des öfteren kam, um für die Insassen zu singen. Nach seiner Entlassung heiratete er sie. Ich unternahm auch eine Reise in das Zuchthaus von Auburn, um Benjamin Gitlow zu besuchen, der ebenfalls aus Sing Sing abtransportiert worden war. Er war von Beruf Zuschneider und seit seiner Jugend Sozialist. Seine Mutter, Kate Gitlow, war äußerst aktiv und liebte ihren Sohn sehr. Es war schwer, mit ihm in ein Gespräch zu kommen – er war ein stiller, ziemlich steifer Mensch. Als Jim Larkin 1922 auf Befehl des Gouverneurs Al Smith, der seine Inhaftierung als Verletzung der bürgerlichen Freiheiten bezeichnete, entlassen wurde, besuchte er mich im Büro der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit in der 10. Straße (Ost). Wir sollten am gleichen Abend beide auf einer Versammlung in der Bryant Hall sprechen. Er sagte: „Elizabeth, ich werde mich über diesen Menschen Gitlow beschweren. Er benimmt sich nicht gut im [409:] Gefängnis. Er kennt keine Solidarität.“ Ich war bestürzt. Ich wußte, Jim ließ sich oft von starken persönlichen Zuneigungen und Abneigungen leiten, und außerdem betrachtete er das Verhalten und die Moral aller Amerikaner äußerst kritisch. Gitlow war damals ein angesehener kommunistischer Funktionär und blieb es auch noch eine ganze Reihe von Jahren. Ich drängte Jim, nichts dergleichen zu sagen. Er solle zu seinem Parteikomitee gehen, wenn er Beschwerden vorzubringen hätte, aber daran denken, daß Gitlow ein politischer Gefangener sei. Seine Eltern würden auf der Versammlung bestimmt in der ersten Reihe sitzen. Ich ging voller Furcht und Sorge, was Jim wohl sagen würde. Aber obwohl er eine lange Rede hielt, so lang, daß ich nicht mehr sprach, sagte er kein kritisches Wort über Gitlow. Ich war äußerst erleichtert, daß es mir gelungen war, ihn davon abzubringen. Aber als Gitlow der Hauptspitzel gegen die Kommunisten für das Dies-

Komitee wurde, das Komitee für unamerikanische Betätigung in den dreißiger Jahren, erinnerte ich mich an die frühere Einschätzung Jim Larkins. Harry Winitzky starb unmittelbar nach den Aussagen Gitlows an einem Herzschlag, ein eigenartiges Zusammentreffen, oder vielleicht auch das Ergebnis davon. Wer weiß es?

Unser Büro war ein interessanter Ort. Viele Besucher kamen. Ich erinnere mich an ein „Wunderkind“ namens Sidius, ein mathematisches Genie, aber ein einsames und recht verlassenes und hilfloses Wesen. Er war während der Maikundgebung 1919 auf dem Marktplatz von Boston verhaftet worden, und seine Eltern, ein Professorenehepaar, hatten ihn verstoßen. Er fand Wärme und Kameradschaft in unserem Büro und war rührend dankbar dafür. Er pflegte meinem Sohn Fred an unserem Arbeitstisch bei der Lösung seiner algebraischen und geometrischen Aufgaben zu helfen. Ein anderer Besucher war ein grauhaariger, wohlhabend aussehender, rundlicher Mann in mittleren Jahren, der später Bürgermeister von Massillon (Ohio) wurde, wie ich [410:] mich erinnere. Es war General Jacob S. Coxey, der Führer der berühmten Coxey-Armee aus dem Jahre 1894, der die Arbeitslosen der westlichen Staaten zusammengefaßt hatte und mit ihnen in die Hauptstadt Washington marschiert war, um dem Kongreß ihre Beschwerden vorzulegen. Als er den Versuch machte, am 1. Mai mit ihnen in der Nähe des Kapitols zu demonstrieren, wurde er verhaftet. Aber noch als er im Gefängnis saß, wurde er als Kandidat für den Kongreß von Ohio aufgestellt.

Ein anderer Besucher, der gelegentlich hereinkam, war ein Bekannter von mir, ein Seemann von den IWW, „Jimmy“. Als er in Rußland war, so erzählte er mir, war John Reed mit ihm zu Lenin gegangen, der ihn fragte, wann es wohl in den USA zu einer Revolution kommen würde. Jimmy antwortete: „Nicht so bald“, woraufhin ihn Lenin interessiert fragte, welchen Grund er für eine solche Antwort habe. Zu John gewandt, sagte er: „Ich freue mich, einen richtigen amerikanischen Arbeiter kennenzulernen.“ Jimmy sagte von Lenin: „Er ist ein kluger Mann. Er will die Wahrheit wissen – nicht irgendwelchen Unsinn.“

Als Amerika zum erstenmal von Lenin hörte

Als die Welt die Nachricht von der russischen sozialistischen Revolution im November 1917 erhielt, hörten die amerikanischen Arbeiter zum erstenmal den Namen Lenin im Zusammenhang mit dem großen Ereignis in der Geschichte der Menschheit – dem Beginn des Sozialismus. Wir lernten auch einige neue Wörter – die im Handumdrehen ein Bestandteil unseres Sprachschatzes wurden, darunter die Wörter „Bolschewiki“ und „Sowjet“. Selbst diejenigen von uns, die Linkssozialisten und Mitglieder der IWW waren, wußten so gut wie nichts von der russischen sozialistischen Bewegung, wenn wir auch eine [411:] große Sympathie für ihren langen, qualvollen Kampf zum Sturz der blutigen Zarenherrschaft hegten. Über Nacht wurde „Bolschewik“ zu einem landläufigen Wort, sogar bei jenen, die nicht wußten, daß es lediglich „Anhänger der Mehrheit“ bedeutete und auf eine Spaltung in der Sozialdemokratischen Partei Rußlands zurückzuführen war. „Ich bin ein Bolschewik vom Scheitel bis zur Sohle!“ sagte Eugene V. Debs, der große amerikanische Sozialist. „Verdammte Bolschewisten!“ brüllten die Unternehmer die kämpferischen Arbeiter und Gewerkschaftsorganisatoren an. Alle Streikenden waren natürlich gleich „Bolschewisten“.

Die russisch sprechenden Menschen unter uns wußten, was „Bolschewik“ bedeutete, und auch „Sowjet“, das russische Wort für Rat. Aber für uns war auch dieses Wort neu, obwohl es seinen Ursprung in der erfolglosen russischen Revolution von 1905 hatte, als seinerzeit „Sowjets der Arbeiterdeputierten“ von den Arbeitern der Fabriken und Werke gewählt worden waren. Sie waren zunächst in Moskau und St. Petersburg entstanden und hatten sich auf viele Städte ausgedehnt. Sie deuteten auf eine ungewohnte und neuartige Struktur hin, die für die Arbeiter überall eine große Anziehungskraft hatte und sie begierig machte, alles darüber zu erfahren.

Amerikanische Zeitungskorrespondenten strömten von allen Kriegsfronten Europas nach Sowjetrußland. Einer von ihnen, Isaac McBride, überschritt mit einer weißen Fahne und seinem Handkoffer die Grenze, weil er so begierig war, eine Revolution aus nächster Nähe zu erleben. Alles, was wir in der linken Bewegung durch die Presse von dort hörten, ließ Begeisterung in uns aufflammen. Im vierten Jahr des blutigen europäischen Krieges war die erste Handlung der jungen Sowjetmacht, auf dem II.

Sowjetkongreß ein Dekret über den Frieden zu erlassen, das einen gerechten und demokratischen Frieden, den sofortigen Waffenstillstand und die Abschaffung aller Geheimabkommen forderte. Später veröffentlichte die Sowjetregierung die [412:] Geheimabkommen der zaristischen Regierung. Die zweite Handlung der Sowjets war die Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden, an den Bodenschätzen, Wäldern und Gewässern. Es wäre schwer, heute zu beschreiben, wie diese Nachricht in der Außenwelt einschlug – die Bestürzung der Militaristen, Imperialisten und Kapitalisten, kurz, der herrschenden Klasse der Welt, und die Erregung und Befriedigung bei den Armen und Bescheidenen, den Niedergedrückten und Schwerbeladenen aller Länder.

Neugier und der brennende Wunsch, zu wissen, was in Sowjetrußland vorging, bewegte überall in der Welt die sozialistische und die Arbeiterbewegung. Ich erinnere mich an eine kleine Broschüre von Lenin, vielleicht die erste, die hier veröffentlicht wurde. Sie hieß „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht“. Sie wurde 1918 von der Rand School of Social Science herausgebracht. Im Vorwort sagte Alexander Trachtenberg, damals Forschungsdirektor dieser Schule, einige bedeutungsvolle Worte über Lenin: „Die sowjetische Revolution hat für ihn nichts Romantisches. Entscheidend ist, inwieweit die Arbeiter gewillt und bereit sind, den Aufbau einer neuen Ordnung zu begreifen, die nicht ein Kartenhaus sein soll, sondern ein gewaltiges Gebäude, das fest auf dem Fundament einer gesunden Wirtschaft ruht.“ Das ist nun bald vierzig Jahre her. Fast eine Million Exemplare dieser Broschüre wurden damals verkauft.

Die Bücherflut begann 1918 mit „Zehn Tage, die die Welt erschütterten“ von John Reed. Darauf folgte „Sechs rote Monate im roten Rußland“ von seiner Frau, Louise Bryant. Ein Exposé über die Korruption am zaristischen Hof und über den Einfluß des ausschweifenden Mönches Rasputin wurde unter dem Titel „Der letzte Romanow“ von M. Rivet, dem Korrespondenten der Pariser „Temps“, geschrieben. Henry Brailsford, der Korrespondent des Londoner „Daily Herald“, schrieb „Durch die Blockade“. Albert Rhys Williams, Kriegskorrespondent für die [413:] amerikanische Zeitschrift „Outlook“, ging 1917 nach Rußland. Er schrieb „Durch die russische Revolution“ und später „Das russische Land“ und „Die Sowjets“, außerdem „Lenin – der Mann und sein Werk“ und „76 Fragen und Antworten“ über das Sowjetsystem, alles begeisterte Schilderungen des neuen Rußlands. Er hielt überall in den USA Vorträge über das, was er dort gesehen hatte. Richard Washburn Childs, amerikanischer Gesandter in Italien unter Präsident Wilson, schrieb „Das politische Rußland“. All diese Bücher wurden von bekannten Verlegern herausgegeben.

Etwas später schrieb Arthur Ransome, Kriegskorrespondent des „Manchester Guardian“, „Rußland 1919“ und „Krise in Rußland“ (1921). William Z. Foster reiste 1921 nach Sowjetrußland und schrieb eine Reihe von Artikeln für die Arbeiterpresse hier, die später als Buch unter dem Titel „Die russische Revolution“ herausgegeben wurden. Journalisten und andere veröffentlichten Interviews mit Lenin – darunter H. G. Wells aus London, Oberst Raymond Robbins vom Amerikanischen Roten Kreuz, Bessie Beaty vom „Chronicle“ aus San Franzisko und Lincoln Steffens, der sagte: „Ich habe die Zukunft gesehen, und sie funktioniert.“ Gewerkschaftsdelegationen aus allen Ländern besuchten das Land und schrieben ausführliche Berichte. Der in Rußland geborene Sidney Hillman, Vorsitzender der Vereinigten Konfektionsarbeiter, fuhr 1921 nach Sowjetrußland, sprach mit Lenin und organisierte Hilfsaktionen für das neue Land der Arbeiter. 250.000 Dollar wurden unter den Mitgliedern seiner Gewerkschaft gesammelt, und ein „Hilfsschiff der Vereinigten Konfektionsarbeiter“, die „S.S. Margus“, wurde mit Weizen, Milch, Kleidung und Medikamenten beladen auf die Reise geschickt. Nach seiner Rückkehr arbeitete Hillman ein Projekt zur Ausrüstung von Konfektionsbetrieben in der Sowjetunion aus. Als Gegenleistung übertrug die Sowjetregierung den beiden Banken der Vereinigten Konfektionsarbeiter die [414:] alleinige Konzession, Geldüberweisungen in die Sowjetunion vorzunehmen. In fünf Jahren, von 1923 bis 1928, gingen Geldüberweisungen im Wert von mehr als achtzehn Millionen Dollar über diese Banken. Natürlich war Hillman kein Kommunist, aber Lenins praktische Pläne zum Aufbau einer neuen Welt hatten ihn stark beeindruckt.

Eine offizielle britische Gewerkschaftsdelegation von zehn Mann fuhr 1924 in die Sowjetunion und 1925 eine Delegation von sechs britischen Gewerkschafterinnen. Beide brachten umfangreiche Berichte zurück und unterstrichen die Notwendigkeit der Anerkennung und Zusammenarbeit. Der

Bericht der Frauendelegation schloß mit folgenden Worten: „Kein ehrlicher Beobachter des heutigen Sowjetrußlands kann auch nur einen Augenblick zweifeln, daß in Rußland ein großes und aufrichtiges Experiment einer Regierung der Arbeiterklasse durchgeführt wird.“ 1927 trat schließlich eine Gewerkschaftsdelegation aus den USA die Reise an. Ihre Mitglieder waren: James Maurer, Vorsitzender der AFL im Bundesstaat Pennsylvanien; John Brophy, ehemaliger Vorsitzender des zweiten Bezirks der Vereinigten Bergarbeiter Amerikas; James W. Fitzpatrick, Vorsitzender der Schauspieler und Künstler; Frank Palmer, Herausgeber des „Labor Advocate“ in Kolorado und Albert E. Coyle von den Lokomotivführern. Als Berater, technische und redaktionelle Mitarbeiter begleiteten sie Stuart Chase, Robert Dunn, Rexford Tugwell, Professor Arthur Fisher und Paul Douglas. Sie gaben nach ihrer Rückkehr einen erschöpfenden und recht positiven Bericht heraus.

Später gab die „Vanguard Press“ eine Reihe von Studien über die Sowjetunion heraus, die von Professor Jerome Davis von der Yale-Universität redaktionell bearbeitet wurden. Die Themen waren recht verschiedenartig und behandelten unter anderem Probleme der Frauen, das Leben auf dem Lande, Religion, Gesundheit, Kunst und Kultur. Eine dieser Abhandlungen, [415:] von Roger Baldwin, behandelte das Thema „Bürgerliche Freiheiten in der Sowjetunion“. (In meinem Exemplar, das mir der Verfasser 1929 gab, steht die Widmung: „An Elizabeth Flynn, die weit besser als ich die Bedeutung der Freiheit für die Arbeiter kennt.“) All das zeigt, wie groß bei uns in den zwanziger Jahren das Interesse und wie dringend der Wunsch war, etwas über die Sowjetunion zu wissen. Die Menschen hatten keine Furcht, ihre Sympathie und Freundschaft für das neue System auszusprechen, und man nannte sie auch nicht gleich „ausländische Agenten“, wenn sie es taten. Das kam erst viel später.

Einige der ersten Übersetzungen von Lenins Schriften kamen aus Großbritannien zu uns. Ich habe ein Exemplar seiner „Aprilthesen“ (1917) aus Glasgow, von der Socialist Labour Press herausgegeben. Von einem Freund dort erhielt ich außerdem „Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky“ von W. I. Lenin in einer Ausgabe der Sozialistischen Partei Großbritanniens. Anfang der zwanziger Jahre begannen auch bei uns Broschüren Lenins zu erscheinen. Ich erinnere mich, wie Robert Minor einmal kam, sämtliche Taschen mit Exemplaren von „Staat und Revolution“ vollgestopft, und sie begeistert an uns alle verteilte. Ein anderes Werk, das eine große Wirkung auf diejenigen unter uns ausübte, die man „Syndikalisten“ nannte, war „Der ‚linke Radikalismus‘, die Kinderkrankheit im Kommunismus“, besonders die Kapitel: „Sollen Revolutionäre in reaktionären Gewerkschaften arbeiten?“ und „Soll man sich an den bürgerlichen Parlamenten beteiligen?“ Die Antwort Lenins auf diese beiden Fragen lautete „Ja“, und das rief lebhaftige Diskussionen hervor, besonders in Kreisen der IWW und der Linksozialisten. Viele wurden dadurch veranlaßt, sich der Kommunistischen Partei anzuschließen.

Etwas später wurde ein schon vorher geschriebenes Werk aus dem Jahre 1916, „Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus“, ins Englische übersetzt. Hier, im russischen Vor-[416:]wort, sprach Lenin von der Notwendigkeit, die wenigen unumgänglichen Bemerkungen über Politik „mit der größten Vorsicht zu formulieren, in Andeutungen, *gewissermaßen durch die Blume zu sprechen, in jener verfluchten Sprache*, zu der der Zarismus alle Revolutionäre nötigte ...“ Ich machte mir damals keine besonderen Gedanken darüber. Ich wußte, daß sich irische Lieder wie „Dark Rosaleen“ und „Kathleen-ni-Houlihan“ auf Irland bezogen und daß „Spanish ale will give you hope!“ (Spanisches Bier bringt Hoffnung) bedeutete, daß Spanien den Revolutionären helfen werde. In allen unterdrückten Ländern mußten solche Redewendungen benutzt werden. Wie wenig dachte ich damals daran, daß der Ausdruck „durch die Blume sprechen“ mehr als dreißig Jahre später in einem Bundesgericht am Foley Square in New York, vom Renegaten und Spitzel Louis Budenz verzerrt und entstellt, dazu benutzt werden würde, unter dem Smith-Gesetz für Gedankenkontrolle angeklagte Kommunisten, darunter auch mich, zu verurteilen.

William Z. Foster, Führer der Arbeiterklasse

Wenn ich die Palmer-Überfälle, die Massendeportierungen und die gerichtlichen Verfolgungen unter den Syndikalistengesetzen nach dem ersten Weltkrieg schildere, wäre es ein schwerer Fehler, nicht auch die andere Seite zu sehen – den hervorragenden Kampfgeist der amerikanischen Arbeiter zu

dieser Zeit. Neben den genannten Unterdrückungsmaßnahmen der Regierung war auch das Großkapital im ganzen Lande bemüht, mit den bösartigsten Mitteln die Gewerkschaften zu bekämpfen und eine Kampagne für „offene Betriebe“* und Unternehmer-[417:]gewerkschaften aufzuziehen. Den Unternehmern paßten die Errungenschaften nicht, die sich die Arbeiter in der Kriegszeit erkämpft hatten, und sie waren entschlossen, sie zunichte zu machen. Die Lebenshaltungskosten waren während des Krieges und in den Nachkriegsjahren außerordentlich hoch, und dadurch verschlechterte sich die Lage der Arbeiter noch mehr. 1919 und Anfang der zwanziger Jahre trugen die amerikanischen Arbeiter gewaltige, heldenhafte Kämpfe aus. In diesen Kämpfen trat ein neuer Führer der Arbeiter auf den Plan – ein großer Organisator und Stratege –, William Z. Foster. Als Delegierter der Chicagoer Organisation der AFL hatte er sich dafür ausgesprochen, die Kriegsjahre auszunutzen, um Millionen unorganisierte Arbeiter der Grundindustrien für die AFL zu gewinnen, aber die AFL-Führer wollten von seinen Plänen nichts wissen.

Zusammen mit einigen Kollegen, darunter Jack Johnstone und John R. Fitzpatrick von der Chicagoer Organisation der AFL, bewies Foster auf eine äußerst dramatische Art, daß es möglich war. Er hatte bei endlos langer Arbeitszeit in den Wagenschuppen von Swift & Company gearbeitet, und doch konnte er sich 1915 nicht einmal einen Mantel kaufen. Er kannte das Los der Arbeiter in den Schlachthöfen. Ein Vizepräsident von Armour hatte kurz zuvor eine Abordnung der Arbeiter beleidigt, als sie zu ihm kam, um über die niedrigen Löhne, den langen Arbeitstag und über die gefährlichen und unhygienischen Arbeitsbedingungen in den Antreiberbuden der Schlachthöfe zu protestieren. „Sagen Sie Ihren Gewerkschaftsfreunden, daß die organisierten Arbeiter niemals etwas von dieser Gesellschaft erhalten werden, es sei denn, sie haben die Macht, es sich zu nehmen.“ Bill Foster, ein ausgebeuteter Schlachthofarbeiter, der zum Organisator der Arbeiter geworden war, vergaß diese zynischen Worte niemals. Er holte zum Schlag gegen die Großen Fünf – Armour, Swift, Morris, Cudahy und Wilson – aus, die [418:] 1917 vierzig Millionen Dollar verdienten. Er begann, ihre Arbeiter gewerkschaftlich zu organisieren.

Viele der Arbeiter waren Einwanderer, viele auch Neger. Zum erstenmal wurden zwanzigtausend Neger an der Seite ihrer weißen Gewerkschaftskollegen organisiert. Das war ein nie dagewesenes historisches Ereignis. Die IWW hatten mit der Organisation der Neger keinen großen Erfolg gehabt, obwohl einige wenige in den Holzfällerlagern Louisianas und im Hafen von Philadelphia organisiert worden waren. Aber in der Textil- und Holzindustrie im Westen, wo die IWW stark in Erscheinung traten, waren Negerarbeiter noch nicht sehr zahlreich. Hier war also nun wirklich der Anfang gemacht worden, Neger und Weiße gemeinsam in den Grundindustrien zu organisieren. Als Kollegen entlassen wurden, weil sie der Gewerkschaft beigetreten waren, entschieden sich im ganzen Land die Arbeiter der Schlachthöfe hundertprozentig in einer Urabstimmung für den Streik. Sie waren bereit und gewillt, die Arbeit niederzulegen. Angesichts der kriegsbedingten gewaltigen Nachfrage nach Lebensmitteln konnten sich die Besitzer der fleischverarbeitenden Industrie keinen Streik leisten.

Die Schlichtungskommission der Bundesregierung griff ein und erbot sich, die Angelegenheit zu regeln. Drei Wochen lang veröffentlichten die Gewerkschaften Enthüllungen über die entsetzlichen Arbeitsbedingungen in dieser Industrie. Es hatte sich wenig geändert, seit Upton Sinclair vor einem Jahrzehnt sein Buch „Der Sumpf“ geschrieben hatte. Foster beschrieb diese Enthüllungen als eine „endlose Aufzählung von Hunger, erschöpfender Arbeit, Krankheit, Verstümmelung, Unwissenheit, Trunksucht, Irrsinn, Verzweiflung und Tod“. Eine Arbeiterin sagte aus, daß sie einen Hut besessen habe, als sie aus Polen kam. Aber der sei schon lange abgetragen, und einen neuen hätte sie sich nie kaufen können. Im Dezember 1917 kam der erste Sieg. Die Kommission bewilligte das Recht auf gewerkschaftliche [419:] Organisation, zehn Prozent Lohnerhöhung, Anerkennung der Dienstjahre, keine Diskriminierung, Abschaffung der willkürlichen Entlassungen und Einrichtung hygienischer Speise-, Ankleide- und Waschräume.

Ein weiterer Sieg folgte im März 1918, als Richter Altschuler, Kriegsadministrator für die fleischverarbeitende Industrie, fünfundachtzig Prozent der zusätzlichen Forderungen der Arbeiter erfüllte. Dazu

* Betriebe, in denen auch gewerkschaftlich nicht organisierte Arbeiter tätig sind. *Die Red.*

gehörten Lohnerhöhungen zwischen zehn und fünfundzwanzig Prozent, der Achtstundentag ohne Lohneinbuße, Zuschläge für Überstunden, gleicher Lohn für Männer und Frauen, fünf garantierte Arbeitstage in der Woche und eine bezahlte Mittagspause. Selbst heute wären das recht ansehnliche Errungenschaften. Dazu kam noch, daß diese Vereinbarung rückwirkend abgeschlossen wurde. 125.000 Chikagoer Arbeiter erhielten sechs Millionen Dollar an Nachzahlungen – und nun konnten sich die Arbeiter der fleischverarbeitenden Industrie auch einmal einen Mantel oder einen Hut kaufen. Dieser Sieg erfüllte die gesamte Arbeiterbewegung mit Begeisterung und Mut. Er stellte eine Vorbereitung für die Kämpfe der Nachkriegszeit dar. Der größte dieser Kämpfe sollte 1919/20 von William Z. Foster geführt werden.

Während Bill Foster sich noch die Schlichtungsverhandlungen für die fleischverarbeitende Industrie anhörte, hatte er schon einen Plan zur Organisation von Gewerkschaften in der Stahlindustrie fertig in der Tasche. Die Stahlindustrie war die Hochburg der Gewerkschaftsfeinde. Vertreter von fünfzehn Gewerkschaften wurden von der Chikagoer Organisation der AFL zusammengerufen. Samuel Gompers, der Vorsitzende der AFL, sagte skeptisch: „Nun, Kollege Foster, was schlagen Sie vor?“ Widerwillig erklärten sich die anwesenden Gewerkschaftsvertreter bereit, an einer gemeinsam geführten Kampagne teilzunehmen, und bewilligten eine geradezu lächerliche Summe von je hundert Dollar. Foster wurde zum ehrenamtlichen Sekretär des [420:] Landesausschusses zur Organisation der Eisen- und Stahlarbeiter ernannt. Glücklicherweise zahlte ihm seine eigene Gewerkschaft, die der Eisenbahnschaffner, sein Gehalt als Organisator. Er stellte mit berechtigter Erbitterung fest: „Man bekommt fast den Eindruck, wir hätten uns vorgenommen, ein Dutzend Erdnußbuden zu organisieren und nicht eine halbe Million Arbeiter.“ Gompers sprach auf keiner einzigen Versammlung der Stahlarbeiter. Schließlich trat er als Vorsitzender des Ausschusses zurück und ernannte John Fitzpatrick zu seinem Nachfolger.

Aber Foster ließ sich nicht so leicht abschrecken. Er glaubte an die Arbeiter. Viele Jahre später sagte er in seiner Broschüre „Die gewerkschaftliche Organisation der Stahlindustrie“, die er schrieb, um dem CIO auf diesem Gebiet zu helfen: „Ich gehörte nie zu jenen, die die Organisation der Arbeiter als eine so ungeheuer schwierige Aufgabe betrachteten. Es kommt immer nur darauf an, die geeigneten Mitarbeiter und Organisationsmethoden zu finden, und die nach Freiheit dürstenden Arbeiter, ob gelernt oder ungelernt, ob Mann oder Frau, ob schwarz oder weiß, werden reagieren, fast so natürlich und unvermeidlich, wie das Wasser bergab strömt.“ Er bewies die Richtigkeit seiner Worte erneut in der größten Schlüsselindustrie des Landes – der Stahlindustrie. Die „New Republic“ nannte es ein „Wunder an Organisation“. Das „Journal of Political Economy“ rühmte seine „bemerkenswerte Fähigkeit“. Er machte sich also in der Stahlindustrie an die Arbeit.

Das Jahr 1919 und der große Stahlarbeiterstreik

Richter Gary, der anmaßende Präsident der US Steel Corporation, versuchte, der von Bill Foster geführten Organisationskampagne unter den Stahlarbeitern die Spitze abzu-[421:]brechen. Er befahl, überall im Lande den Achtstundentag in der Stahlindustrie einzuführen, und nannte diese Maßnahme verächtlich: „Gebt ihnen eine Tasse Reis mehr!“ Am 1. Oktober 1918 zog Foster mit seiner Organisationsengruppe in das Herz der Stahlindustrie ein – nach Pittsburgh, der „Eisenstadt“. Um Pittsburgh herum liegen mehrere Orte, die damals völlig von den Unternehmern beherrscht wurden – Aliquippa, Ambridge, Duquesne, McKeesport, Clairton, Homestead, Donora, Johnstown, Youngstown und andere. Es war eine harte Arbeit. Im Laufe der Kampagne wurden dreißigtausend Arbeiter auf die Straße gesetzt. Der Ku Klux Klan erschien auf der Bildfläche, und das Spitzelsystem grassierte. Rede- und Versammlungsfreiheit gab es nicht, und die Arbeiter wurden in einer Art industrieller Leibeigenschaft gehalten. Gewerkschaftsorganisatoren wurden eingesperrt und zusammengeschlagen. Foster, Mutter Jones und andere wurden verhaftet und aus der Stadt getrieben. Bürgermeister Crawford von Duquesne, von den Arbeitern „Kröte“ genannt, erklärte, als er hörte, daß Rabbi Stephan Wise aus New York auf einer Protestversammlung für die Redefreiheitsprechen sollte: „Nicht einmal Jesus Christus dürfte hier für die AFL sprechen!“

Von der Kampagne wurden dreiunddreißig nationale Gruppen erfaßt. Viele der Einwanderer waren direkt von Ellis Island in dieses Industriegefängnis gebracht worden. Ebenso wie bei unseren

Textilarbeiterstreiks der IWW ein paar Jahre früher war die Vielzahl der Sprachen ein gewaltiges Problem für die Organisatoren, sowohl auf den Versammlungen als auch für die Bereitstellung von Literatur. Ebenso wie Haywood lehrte Foster seine Organisatoren, eine einfache, nicht mit Fachausdrücken überladene Sprache zu gebrauchen, langsam und deutlich zu sprechen und die Hauptgedanken zu wiederholen. Viele fremdsprachige Arbeiter begannen auf diesen Versammlungen englisch zu lernen – ein Nebenprodukt des Streiks zugunsten der „Amerikanisierung“.

[422:] Eine wahre Hetztirade wurde gegen Foster losgelassen. Der Untersuchungsausschuß des Senats beschäftigte sich nicht mit den vielen berechtigten Forderungen und den geradezu unbeschreiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen der Stahlarbeiter, die zum Teil in elenden Baracken zusammengepfercht hausten. Ebensowenig interessierte er sich für die Brutalität der Kohle- und Eisenpolizei (später von Gouverneur Pinchot abgeschafft) oder für die Verletzung aller verfassungsmäßig garantierten Rechte. Dem Ausschuß kam es nur darauf an, Foster als den Chef aller „Roten“ Amerikas hinzustellen, der den Streik dazu benutzen wolle, eine Revolution anzufangen. Seine ehemalige Tätigkeit als Mitglied der IWW und als Syndikalist sowie alle seine Schriften wurden in furchterregenden Schlagzeilen herausgestellt. Man beschuldigte ihn, ein „Bolschewist“ zu sein – damals der letzte Schrei im Wortschatz der „Roten“fresser.

Aber Bill Foster ging entschlossen seinen Weg weiter, ruhig und systematisch, wie es seine Art war. Im Juni 1919 waren 100.000 Arbeiter gewerkschaftlich organisiert, und Richter Gary wurde die Forderung nach Kollektivverhandlungen vorgelegt. Er beachtete den Brief der Arbeiter nicht. In einer Urabstimmung entschieden sich achtundneunzig Prozent der Arbeiter für den Streik. Am 22. September verließen etwa 304.000 Beschäftigte die Stahlwerke. Am 30. September hatten bereits 367.000 in fünfzig Städten und zehn Bundesstaaten die Arbeit niedergelegt. Die gigantische Industrie lag still, die Feuer erloschen, die Hochöfen dröhnten nicht mehr, der Feuerschein, der sonst den Himmel meilenweit erleuchtet hatte, verblaßte; kein Gas und kein Rauch vergifteten mehr die Atmosphäre. Die große, lebenspendende Kraft – die Arbeiter – hatten die Riesenwerke verlassen.

Eine wahre Terrorwelle ergoß sich über die Streikenden. Das Gebiet der Stahlindustrie wurde von Polizei, Hilfssheriffs, [423:] bundesstaatlicher Miliz und, unter deren Schutz, von eingeschleusten Streikbrechern überschwemmt. Es wurde verboten, Streikpostenketten zu bilden, und Arbeiter, die versuchten, sich als Streikposten zu betätigen, wurden verhaftet und zusammengeschlagen. Zweiundzwanzig Arbeiter verloren in diesem großen Kampf das Leben. In den vier Streikmonaten wurden weder Gewerkschafts- noch Massenversammlungen zugelassen. Die Arbeiter zeigten eine bewunderungswürdige Geschlossenheit, solange es überhaupt menschenmöglich war, und erhielten die solidarische Unterstützung anderer Arbeiter überall im Lande. Besonders bemerkenswert war der Beitrag der Arbeiter der Nadelindustrie in New York, die ihren Kollegen von der Stahlindustrie 180.000 Dollar schickten.

Aber Terror, Hunger und die Gleichgültigkeit – wenn nicht sogar Sabotage – der offiziellen AFL-Führung unter Gompers machten all diese heldenhaften Anstrengungen schließlich zunichte. Und dennoch, wie es bei sogenannten verlorenen Streiks oft der Fall ist, war er den Unternehmern teuer zu stehen gekommen und hatte sie gezwungen, den Zwölfstundentag und die Siebentagewoche abzuschaffen und auch in der Frage der Löhne und Arbeitsbedingungen viele Veränderungen zu treffen, die von den Arbeitern als ein Ergebnis ihrer Kämpfe eingeschätzt wurden. Mit dem nun erbrachten Beweis, daß der große Polyp Stahl mit Erfolg gewerkschaftlich organisiert werden konnte, hatten die Stahlarbeiter einen großen moralischen Sieg errungen. Fünfzehn Jahre später beendete der CIO das Werk, das Bill Foster 1918 so unerschrocken in Angriff genommen hatte. Philip Murray sagte, als er Vorsitzender der Vereinigten Stahlarbeiter (CIO) war: „Es gibt einen Kommunisten, für den meine Tür stets offensteht zum Dank für alles, was er für die Stahlarbeiter tat – Bill Foster!“

Während 1919 der große Streik der Stahlarbeiter im Gange war, beteiligten sich mehr als vier Millionen amerikanische Ar-[424:]beiter auch an anderen Streikkämpfen. Ein Generalstreik fand in Seattle statt und einer in Winnipeg (Kanada). Dann fand der sogenannte „ungesetzliche Streik“ der zweihunderttausend Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten statt, der von ihren Gewerkschaftsfunktionären nicht

gebilligt worden war. Trotz einer zeitweiligen Zwangsverfügung streikten gleichzeitig mit den Stahlarbeitern über eine Million Bergarbeiter in den Kohlengruben. Unter dem Banner der Vereinigten Textilarbeiter legten die Textilarbeiter von Lawrence erneut die Arbeit nieder und gewannen die Achtundvierzigstundenwoche. Auch die Konfektionsarbeiter und Seeleute waren 1919 in Bewegung. Kämpferisch, hartnäckig und ausdauernd verteidigte die Arbeiterklasse nach dem ersten Weltkrieg ihre Rechte. Blut floß in diesen großen Kämpfen, und heldenhafte Männer und Frauen mußten ihr Leben hingeben.

Eine dieser Frauen war Mrs. Fannie Sellins. Ihr Mädchenname war Mooney. Als sie in St. Louis begann, die Bekleidungsarbeiter in der AFL zu organisieren, war sie Witwe und hatte vier Kinder zu ernähren. Sie arbeitete mit großem Erfolg und wurde den Vereinigten Bergarbeitern von Amerika zur Verfügung gestellt, um in die Kohlenstädte zu gehen und in aller Stille in den Wohnungen der Arbeiter zu organisieren, besonders in den Städten, wo die männlichen Organisatoren zusammengeschlagen und aus der Stadt getrieben worden waren. Die Umgebung von New Kensington (Pennsylvanien) war ein solches Gebiet. Am 22. August wurde sie in Natrona, in der Nähe von Breckenridge (Pennsylvanien) im Bezirk Allegheny brutal ermordet. Dort war ein Streik der Bergarbeiter in der Grube der Allegheny Steel Company im Gange. Ein Dutzend bewaffneter Männer, Hilfspolizisten genannt, in Wirklichkeit aber von den Grubengesellschaften bezahlt, waren im Streikgebiet stationiert. Sie versuchten mit Drohungen und brutaler Gewalt, die Streikpostenkette der Bergarbeiter zu durchbrechen. Sie haßten Mrs. [425:] Sellins ganz besonders, weil sie von den Bergarbeitern freigestellt worden war, um bei der Organisation der Stahlarbeiter zu helfen.

William Z. Foster bezeichnete sie als eine der besten Gewerkschaftsorganisatorinnen, die er je kennengelernt habe. Er sagte: „Fannie Sellins zeichnete sich ganz besonders als Organisatorin während des großen Stahlarbeiterstreiks von 1919 aus. Sie war eine der besten in unserer Organisatorengruppe. In New Kensington brachte sie fünfzehntausend bis zwanzigtausend Stahlarbeiter auf die Beine. Von allen achtzig Industriezentren war dies das einzige, wo die Arbeiter sich sofort organisierten. Fannie Sellins hatte ein außerordentliches Vertrauen in die Kraft der Arbeiter, und sie ging zu ihnen, um sie für die Gewerkschaft zu gewinnen. Sie wurde ermordet, weil sie Tausende von Stahlarbeitern organisierte. Sie ergriff die Initiative und arbeitete unbeirrt inmitten des Terrors.“

An einem heißen Nachmittag im August wurde Mrs. Sellins nach Natrona gerufen. Ein Streikender, ein Kriegsteilnehmer, war verhaftet worden. Als sie kam, hatten Hilfspolizisten ihre Waffen auf eine erregte Gruppe von Männern, Frauen und Kindern gerichtet. Sie fühlte, daß etwas in der Luft lag, und versuchte, die Kinder aus dem Weg zu schaffen, hinter die Zäune der nahegelegenen Höfe. Die Hilfspolizisten eröffneten das Feuer, töteten einen Streikenden, den sechzigjährigen unbewaffneten Joseph Starzeleski, und schossen Mrs. Sellins in den Rücken. Als sie fiel, jagten sie ihr noch mehrere Schüsse durch den Körper. Einer der Hilfspolizisten setzte sich ihren Hut auf, tanzte damit auf der Straße umher und rief: „Jetzt bin ich Fannie Sellins!“ Die beiden Opfer liegen nebeneinander in einem gemeinsamen Grab unter einem schönen Stein, der von der Gewerkschaft aufgestellt wurde. Die Inschrift darauf lautet: „Der Sache der Arbeiterklasse ewig treu.“ Er wurde von Philip Murray und anderen Organisatoren der Vereinigten Bergarbeiter Amerikas gespendet. Jedes Jahr veranstalten die Arbeiter dieser Gegend eine Gedenkfeier für Fannie Sellins, eine aus der gewaltigen Zahl der Märtyrer, die für die Arbeiterklasse starben.

Der Kinderkreuzzug

Zum dramatischen Höhepunkt der Amnestiebewegung in den zwanziger Jahren gestaltete sich ganz unerwartet das Schicksal einiger weniger in tiefster Not und Verlassenheit lebender Familien in Oklahoma und Arkansas. Sie wurden der Mittelpunkt des „Kinderkreuzzuges“, der in die Hauptstadt der Vereinigten Staaten zog; gewiß ein langer Weg für Hinterwäldler, die sich niemals weiter als ein paar Meilen von ihren kleinen Farmen entfernt hatten. Der Gedanke einer lebenden Petition, die nicht auf die lange Bank geschoben oder in den Papierkorb geworfen werden konnte, entstand bei der wendigen und entschlossenen Kate Richards O'Hare. Sie hatte gerade eine Strafe von zwei Jahren im Zuchthaus von Jefferson City (Missouri) wegen einer Antikriegsrede verbüßt.

Damals war ein Frauenkomitee für die Befreiung von Kate O'Hare im Gebäude der Rand School in New York gebildet worden. Sekretärin des Komitees war eine talentierte und redengewandte sozialistische Negerin, Helen Holman. Den unermüdlichen Bemühungen dieser sozialistischen Frauen war es zu verdanken, daß die Strafe, zu der Kate Richards O'Hare verurteilt worden war, von fünf auf zwei Jahre herabgesetzt wurde.

Als sozialistische Agitatorin, die von St. Louis aus ihre Versammlungsreisen unternahm, war Kate O'Hare oft in den Südwesten gekommen und kannte das öde, harte Leben der Pächter und ihrer Frauen und Kinder. Nun saßen die Führer dieser [427:] Leute im Zuchthaus von Leavenworth, weil sie sich gegen den Krieg ausgesprochen und sich der Einberufung widersetzt hatten. Einige von ihnen waren Sozialisten, alle aber Mitglieder einer Organisation, die sich „Vereinigungen der Arbeiterklasse“ nannte. Ihre Antikriegsbewegung wurde als die „grüne Kornrebellion“ bekannt. Mit ihren Jagdflinten waren sie in die Berge gegangen und hatten sich verbarrikadiert, um sich der Einberufung zu entziehen.

Die Familien, die diese politischen Gefangenen zurückgelassen hatten, lebten in größter Not. Sie hatten nicht das Geld, um ihre Männer im Zuchthaus zu besuchen. Kate war auf das äußerste empört, als sie die Geschichte von Stanley Clarks Frau hörte. Clark war ein sozialistischer Rechtsanwalt, dessen einziges „Verbrechen“ darin bestand, Geld für die Familien der Bergarbeiter von Bisbee gesammelt zu haben, die 1917 während eines Streiks in die Wüste verschleppt worden waren. Mrs. Clark hatte daraufhin eidesstattliche Erklärungen gesammelt, mit denen sie beweisen wollte, daß ihr Mann für den Krieg sei. Sie schickte das ganze Material nach Washington, erhielt aber niemals eine Antwort. Kate beschloß nun, alle Familien aus diesem Teil des Landes zusammenzurufen, mit ihnen auf Umwegen nach Washington zu ziehen und sie unterwegs in jeder Stadt ihre Geschichte erzählen zu lassen. Der Kreuzzug verließ St. Louis am 16. April 1922 und kam am 29. April in Washington an. Dort blieben die Familien bis zum 19. Juli.

Mehrere Familien von IWW-Mitgliedern schlossen sich unterwegs an, so daß es schließlich dreiunddreißig waren, als sie nach New York kamen. Sie waren durch Cincinnati und Detroit gefahren und hatten in Terre Haute (Indiana) haltgemacht, um Eugene V. Debs zu besuchen, der damals sehr krank war. Auf ihren Versammlungen sammelten sie mehr als viertausend Dollar für ihren Kreuzzug, damals eine große Summe. Überall wurde der Kreuzzug mit tiefer Ergriffenheit und Begeisterung [428:] begrüßt. Über drei Jahre waren seit dem Waffenstillstand vergangen, und es hatte eine große Enttäuschung gegeben, als Weihnachten 1921 Präsident Harding nur einige wenige der politischen Gefangenen begnadigt und sich geweigert hatte, Delegationen vorzulassen, um weiter über diese Angelegenheit zu sprechen. Die Familien hatten eine allgemeine Amnestie erwartet. Das Protestgeschrei der Amerikanischen Legion nach der Freilassung von Eugene V. Debs bewog den Präsidenten, in der Frage der Amnestie nur zögernd vorzugehen.

Als sie mit einem der frühen Morgenzüge aus Buffalo in New York ankamen, machten sie den Eindruck eines verlorenen und doch mutigen Haufens müder, sorgenvoller Mütter, neugierig mit weit geöffneten Augen um sich schauender Kinder und schläfriger Säuglinge. Als sie ausgestiegen waren, entfalteten sie mit geübtem Griff ihre Transparente und marschierten stolz durch die Grand Central Station. Diese außergewöhnliche „Armee mit Transparenten“ erregte größtes Aufsehen bei den Vorübergehenden. „*Ein Kindlein soll sie führen*“ stand auf dem ersten Transparent. Dann kamen die Inschriften „*Einhundertunddreizehn Männer ihrer Überzeugung wegen eingekerkert*“ und „*Mein Vati wollte nicht töten*“. Weitere Inschriften lauteten: „*Ist die Verfassung tot?*“ und „*Eugene Debs ist frei – Warum nicht auch mein Vati?*“ Ein junges Mädchen, Irene Danley, trug ein Plakat, auf dem zu lesen war: „*Meine Mutter ist vor Kummer gestorben*“. Eine junge Mutter hatte ihr dreijähriges Kind an der Hand, das ein kleines Plakat trug, auf dem zu lesen war: „*Ich habe meinen Vati noch nie gesehen*“. Die alte Mrs. Hough, Mutter eines eingekerkerten jungen IWW-Kollegen, marschierte stolz im Zuge mit. Unser erstes Ziel war das nahegelegene Büro der Vereinigten Lebensmittelarbeiter. Die Polizei fragte mich, ob ich eine Erlaubnis für die Demonstration habe. Ich antwortete: „Nein, das ist keine Demonstration. Wir wollen diese Frauen und Kinder an einen Ort bringen, wo sie [429:]“

essen und sich ausruhen können.“ Die Polizisten sahen die Gruppe an und erklärten sich mürrisch einverstanden. Wir waren bald an Ort und Stelle.

Hier waren sie endlich nicht mehr von fremden Menschen umgeben, die sie und ihre Transparente anstarrten. Hier waren sie bei Genossen und Freunden, ebenso wie es auch in anderen Städten gewesen war. Bei ihnen zu Hause hatte es kaum einen Menschen gegeben, der es wagte, mit ihnen zu sprechen oder sich in ihrer Nähe sehen zu lassen. Aber jetzt wurde ihr Freundeskreis immer größer. Hier waren sie nicht allein auf einer traurigen kleinen Farm an einem einsamen Berghang. Französische und italienische Küchenchefs, groß, gutaussehend und bärtig, aus den ersten Hotels und Restaurants von New York, waren mit ihren fußhohen weißen Mützen zur Stelle. Die geschicktesten Kellner der Welt trugen mit Tränen in den Augen den hungrigen Kindern die Speisen auf. Die Tische waren mit Blumen geschmückt. Jedes Kind erhielt zum Andenken eine kleine Nachbildung der Freiheitsstatue. Die Kinder sangen „My Country, 'Tis of Thee“ (Du meine Heimat) für ihre Gastgeber. Es war herzerreißend, unter solchen Umständen die Kinderstimmen singen zu hören: „Geliebtes Land der Freiheit!“

Am Nachmittag gingen die älteren Kinder in den Zirkus im Madison Square Garden. Sie waren Gäste von Mrs. J. Sargent Cram. Es war ein großes Erlebnis für die Kinder, da die meisten von ihnen noch niemals einen Zirkus zu sehen bekommen hatten, auf keinen Fall aber etwas, das sich mit den Wundern im Madison Square Garden vergleichen ließ. Die Mütter mit den kleineren Kindern wurden in das große Haus von Mrs. Willard Straight in der 5. Avenue gebracht, wo sie sich bei einer Tasse Tee ausruhen sollten. Sie saßen steif in Mrs. Straights elegantem Salon und erzählten ihre Geschichte. Ich erinnere mich an eine kleine, magere Frau mit einem ernsten Gesicht, Mrs. Hicks, die vier Kinder unter sieben Jahren hatte. Das Kleinste, ein hübsches Kind, das den Namen Helen Keller erhalten hatte, war zur Welt gekommen, als der Vater schon im Gefängnis war. Ihr Mann war ein Prediger, William Madison Hicks, ein Nachfahre von Elias Hicks, Begründer der als „Hicksiten“ bekannten Quäkersekte. Sie waren Pazifisten aus religiöser Überzeugung. Politisch waren sie Sozialisten. Vor seiner Verhaftung hatte man Hicks gedroht, ihn zu lynchen. Wir hörten an jenem Tag Berichte von unbeschreiblichem Elend und schwerer Arbeit in den Baumwollfeldern, von grausamer Diskriminierung durch Nachbarn und Stadtleute, die von der Kriegshysterie bis zur Weißglut gebracht worden waren. Wir hörten, wie es diese Frauen satt bekommen hatten, Petitionen nach Washington zu schicken, auf die sie nie eine Antwort bekamen. Dann forderte „ihre Kate“ sie auf, mit ihr zu gehen, um „den Präsidenten aufzusuchen“ – und so hätten sie sich eben auf den Weg gemacht, und nun seien sie hier.

Am Abend fand eine Massenversammlung in der Webster Hall statt. Zwischendurch erlebten wir allerdings einen tüchtigen Schreck. Einige der Jungen waren verschwunden. Wir telefonierte verzweifelt überall herum und fanden sie schließlich auf einem Polizeirevier in einem Stadtviertel nicht weit vom Madison Square Garden, allgemein „the Tenderloin“ (etwa „Hackepeter“) genannt. Sie waren ausgezogen und wollten den „Ozean“ suchen, von dem sie gehört hatten, er solle hier in der Nähe sein. Das Meer hatte eine große Anziehungskraft für die Kinder aus dem Binnenland. Daran hätten wir denken sollen. Aber ihr ungewohntes Aussehen, ihre Overalls aus blauem Baumwollzeug und der fremde Klang in ihren Stimmen, wenn sie Vorübergehende fragten, „wo geht es hier zum Ozean?“, hatte die Polizei veranlaßt, sie unter ihre Obhut zu nehmen. Als die erleichterten Mitglieder des Komitees kamen, um sie abzuholen, standen sie inmitten einer großen Menge New-Yorker Polizisten und erzählten ihnen vom Leben in ihrer Gegend und [431:] von ihrer Mission, daß sie nach Washington gehen und den Präsidenten aufsuchen wollten, damit sie ihre „Väter“ wiederbekämen. „Was meinen sie damit? Welche Feder?“ fragte uns einer der hartgesottenen Polizisten. Sie waren durchaus nicht daraus klug geworden. Wir erklärten es ihnen, und nun schüttelten sie den Kindern die Hände und wünschten ihnen viel Glück.

Während der Versammlung saßen die müden Kinder auf dem Fußboden der Rednertribüne, und eines nach dem anderen schlief ein. Viele Redner ergriffen das Wort, darunter auch Clare Sheridan, eine britische Bildhauerin und Kusine Winston Churchills. Sie war 1922 zu einer Vortragsreise in die USA gekommen. Clare Sheridan war 1920 in Moskau gewesen, wo sie Büsten von allen Führern der

russischen Revolution angefertigt hatte, auch von Lenin. Lenin hatte sie nach ihrer Verwandtschaft mit dem damals vielgehaßten Churchill gefragt, und sie hatte erwidert: „Ich habe auch noch einen Vetter, der am irischen Aufstand teilgenommen hat!“ Daraufhin hatte Lenin gesagt: „Es muß interessant sein, wenn Sie alle drei zusammen sind!“ Ihr Tagebuch, das unter dem Titel „Von Mayfair bis Moskau“ erschien, wurde in England und auch hier zu einer Sensation wegen ihrer sozialen Stellung, ihres Rufes als Künstlerin und ihrer offenen, wenn auch unpolitischen Bewunderung der russischen Führer. Nur äußerst selten sprach sie außerhalb ihrer eigenen Vortragsreihe, und eine der wenigen Ausnahmen war unsere Versammlung. Mit viel Anteilnahme und heller Empörung sprach sie über die politischen Gefangenen in Amerika.

Aber am deutlichsten erinnere ich mich an Kate O’Hare, hochgewachsen und hager, wie sie dastand und sprach, während Helen Keller Hicks in ihren Armen schlief. Es gab damals noch keine Mikrophone, aber Kates starke, schallende Stimme füllte jeden Winkel des Saals. „Das hier“, sagte sie und zeigte auf das [432:] schlafende Kind, „ist eine Petition, die sie nicht in den Papierkorb werfen können!“ Zwei Tage später kam die Gruppe nach kurzem Aufenthalt in Philadelphia in der Hauptstadt an. Aber der Präsident war zu beschäftigt, um sie zu empfangen. Er hatte eine Verabredung mit Lord und Lady Astor.

Diese mutigen Frauen und ernsten Kinder aus dem Südwesten waren jedoch nicht so leicht abzuweisen. Sie hatten einen weiten Weg hinter sich. Sie mieteten ein Haus, und eine der Frauen, Mrs. Anna Pancner, eine muntere, rosige Finnin aus Detroit, deren Mann als Mitglied der IWW in Leavenworth gefangen saß, übernahm das Kochen. Die einzige Schwierigkeit, die sich mit den Nachbarn ergab, entstand daraus, daß die älteren Jungen Tabak kauten und aus den Fenstern spuckten. Tagein, tagaus ersuchten die Frauen Präsident Harding um eine Unterredung und wurden abgewiesen. Sie sprachen beim Kongreß vor, bei verschiedenen Ministerien und gaben Presseinterviews. Ihre Anwesenheit in Washington veranlaßte immer weitere Kreise, sich für die Amnestie zu interessieren. Ein großer Teil der Presse sympathisierte mit ihnen. Als nichts den Präsidenten erweichen konnte, beschlossen sie, vor dem Weißen Haus Posten zu beziehen. Die kleine „Armee mit Transparenten“ zog am 1. Juni 1922 auf Posten und setzte ihre Aktion pausenlos Tag für Tag in der furchtbaren Sommerglut Washingtons fort, bis Präsident Harding sich endlich am 19. Juli bereit erklärte, zur Frage der Amnestie eine Delegation zu empfangen, die erste seit Weihnachten 1921.

Während die Kinder täglich vor dem Weißen Haus ihre Posten bezogen, kommentierte Senator Carraway aus Arkansas mit beißendem Hohn die Tatsache, daß die Bundesregierung den Bankier Charles W. Morse begnadigte, der Präsident sich aber zur gleichen Zeit weigerte, die Kinder zu empfangen. In diesen Tagen gab auch Senator Walsh aus Montana den berühmten, von einer Gruppe der angesehensten Juristen des Landes [433:] unterzeichneten Bericht „Illegale Praktiken des Justizministeriums“ heraus, Schließlich wurde zwölf politischen Gefangenen der Rest ihrer Strafe erlassen, in erster Linie den Pächtern aus dem Südwesten. Sieben Familien konnten im Juli mit ihren Männern heimkehren. Der Präsident versprach, die übrigen Fälle binnen sechzig Tagen zu überprüfen. Berichten zufolge sagte er damals: „Ich kann den Anblick der Kinder da draußen nicht mehr ertragen!“

Fraglos hat der Kreuzzug der Kinder die menschliche und gerechte Forderung nach einer Amnestie für die verbliebenen politischen Gefangenen in das hellste Licht der Öffentlichkeit gerückt und ihre Freilassung beschleunigt. Die Kinder bekamen den Präsidenten nicht zu sehen und auch den Ozean nicht. Aber sie erreichten, daß sie „ihre ‚Väter‘ wiederbekamen!“ Es war ein schweres Stück Arbeit, und sie waren froh, endlich wieder nach Hause zu kommen. Eine der schwierigsten Aufgaben des Komitees war es, mitleidige Menschen davon abzubringen, die Kinder neu einzukleiden. Aber sie kehrten als siegreiche Helden in ihr Heimatgebiet zurück – jetzt endlich doch in neuen, schönen Kleidern, mit Kisten und Bündeln voll Geschenken, mit dem Abglanz des Sieges und der Liebe auf ihren Gesichtern, um ihre aus dem Zuchthaus heimkehrenden „Väter“ zu begrüßen.

Bombenpanik, ein Vorspiel zum Mord

Im April 1919 wurde von der Presse eine Bombenpanik entfesselt. Einige Dreißig geheimnisvolle, an angesehene Persönlichkeiten überall im Lande adressierte Päckchen mit dem Absender „Warenhaus

Gimbel“ wurden angeblich unter den Postpaketen gefunden. Ganz zufällig geschah das am Vorabend des 1. Mai. Das Justizministerium teilte mit, in den Paketen seien [434:] Bomben gefunden worden. Im Juni 1919 ereigneten sich dann in acht Städten eine Reihe sogenannter Bombenexplosionen. So wurde die Veranda vom Haus J. Mitchell Palmers beschädigt. Menschen kamen dabei nicht zu Schaden. Die ganze Sache wurde in Arbeiterkreisen als ein Versuch bezeichnet, der Arbeiterbewegung etwas in die Schuhe zu schieben: Es war ein Vorspiel zu den Palmer-Überfällen. William J. Flynn leitete damals das Bureau of Investigation (Fahndungsbüro), einen Vorgänger des FBI. Er behauptete, ein „rosafarbenes Flugblatt“ sei in der Nähe einer der untersuchten Örtlichkeiten gefunden worden, und ließ im Februar 1920 Roberto Elia, einen Drucker aus Brooklyn, und Andrea Salsedo, einen Setzer aus derselben Druckerei, verhaften.

Obwohl man ihnen die Ausweisung androhte, wurden diese beiden Männer nicht dem Arbeitsministerium übergeben, das damals für Ausweisungsangelegenheiten zuständig war. Sie wurden auch nicht dem Richter vorgeführt oder in ein Gefängnis eingewiesen. Man hielt sie als Privatgefangene, völlig von der Außenwelt abgeschlossen und streng geheim, in den Räumen des Justizministeriums im 14. Stockwerk der Park Row Nr. 15 fest, ein höchst ungewöhnliches Vorgehen. Nur ihre engsten Freunde und Angehörigen wußten von der Festnahme und fanden sich hilflos damit ab. Sie verpflichteten einen Rechtsanwalt, der im gleichen Gebäude sein Büro hatte. Er unternahm nichts.

Salsedo hatte Kameraden in Massachusetts, die sich über sein Verschwinden Sorge machten. Sie waren Anarchisten, und aus ihrer Gruppe waren viele während der Palmer-Überfälle verhaftet und in aller Stille ausgewiesen worden. Einer dieser Anarchisten wurde von seinen Kameraden nach New York geschickt, um nachzuforschen. Sein Name war Bartolomeo Vanzetti. Italienische Arbeiter aus anderen Städten, die nach New York fuhren, kamen oft in das Büro von Carlos Zeitung in der [435:] 12. Straße (Ost) 208. Hin und wieder sah ich auch einige von ihnen, falls ich sie zufällig persönlich kannte. Von Vanzettis Besuch erfuhr ich nichts. Anscheinend hatte er keinen großen Eindruck auf die Anarchisten in New York gemacht. Sehr viel später erzählte er mir, daß er versucht habe, Zeit für eine Besichtigung der Freiheitsstatue zu finden, aber er habe das Schiff verpaßt. Seine Kameraden lachten darüber, aber er hatte die Dame mit der Lampe sehen wollen und war ziemlich enttäuscht.

Sehr bestürzt war er von dem, was er über Salsedo in Erfahrung brachte. Er hielt den Anwalt, der Salsedo vertrat, entweder für ängstlich oder unfähig, und er entschied, daß Geld gesammelt werden mußte, um einen besseren Anwalt zu nehmen. Seine Gruppe setzte sich mit Walter Nelles in Verbindung, einem Anwalt, der der Amerikanischen Vereinigung für bürgerliche Freiheiten nahestand, und dieser erklärte sich bereit, den Fall zu übernehmen. Der erste Rechtsanwalt Salsedos wurde später als Komplize des Justizministeriums entlarvt. Vanzetti erfuhr, daß Salsedo von Sonderbeamten geschlagen und gefoltert worden war, wobei sich besonders ein Mann namens Francisco hervorgetan hatte, daß man ihn mit dem Tode bedroht hatte und daß er zu Tode geängstigt und dem Zusammenbruch nahe war. Ob er aus dem Fenster gestoßen wurde oder selbst hinausprang, wird man niemals erfahren. Diejenigen, die es wußten, haben nie ein Wort darüber gesagt. Aber früh am Morgen des 3. Mai 1920 wurde sein zerschmetterter Körper von Passanten auf der Straße vor dem Gebäude gefunden. Unter dem Anprall des fallenden Körpers war das Pflaster in Stücke gegangen. Roberto Elia wurde in aller Eile des Landes verwiesen, ehe er ein Wort über die Vorfälle sagen konnte, aber er hinterließ eine eidesstattliche Erklärung über die Folterung Salsedos. Die Erklärung enthielt folgenden Satz: „Ich fürchte die Beamten des Justizministeriums und wünsche, daß diese [436:] Erklärung erst der Öffentlichkeit übergeben wird, wenn ich das Land verlassen habe.“

Nach Massachusetts zurückgekehrt, begann Vanzetti zusammen mit anderen, Protestkundgebungen zu veranstalten. Eine solche Kundgebung sollte am 5. Mai in Brockton (Massachusetts) stattfinden. Es wurden Flugblätter verteilt. Vanzetti und seine Genossen hatten dort viele Freunde unter den Schuharbeitern. Aber mittlerweile stand das Justizministerium im Feuer schwerer Angriffe. Kundgebungen über diesen gräßlichen Todesfall konnte es nicht gebrauchen. Man mußte damit Schluß machen. So wurden am Tag der Kundgebung, zwei Tage nach dem tragischen Tod Salsedos, Vanzetti und sein Kamerad Sacco verhaftet, als sie mit der Straßenbahn nach Brockton fuhren. In den folgenden sieben

Jahren wurde viel Wesens davon gemacht, warum diese beiden eingewanderten radikalen Arbeiter, die mit anderen Kameraden zu einer Kundgebung fuhren, um gegen die Gewalttaten einer mächtigen Regierungsstelle zu protestieren, nicht wahrheitsgemäß aussagten, wohin sie fahren und wen sie dort treffen wollten. Das war aber ganz natürlich, zumal die Polizei an dem Abend nichts anderes fragte als: „Seid ihr Rote?“ Sie hatten jede Veranlassung, mit einem Deportationsverfahren zu rechnen, das möglicherweise ebenso ausgehen konnte wie das Verfahren gegen Salsedo. Viele ihrer besten Kameraden, darunter Luigi Galleani, der geistreiche Herausgeber ihrer Zeitung „Cronaca Sovversiva“ in Barre (Vermont), waren Opfer der Palmer-Überfälle geworden.

Anfangs wurde wenig über die Verhaftung von Sacco und Vanzetti gesprochen und kaum etwas getan. Sie waren bescheidene und unbekannte im Ausland geborene Arbeiter. Ihre engsten Freunde bildeten ein kleines italienisches Komitee zu ihrer Verteidigung. Aber sie mußten schon bald feststellen, daß es diesmal anders aussah – keine politische Anklage, sondern eine kriminelle. Sacco und Vanzetti wurden in einen Wagen gepackt, [437:] von einer Stadt zur anderen gefahren und überall zur Schau gestellt. Man brachte fremde Menschen an, um sie sich anzusehen, und immer wieder fragte die Polizei eindringlich: „Sind das die Männer?“ – und noch eindringlicher: „Das müssen sie doch sein!“ Sie mußten die verschiedensten Mützen aufsetzen und sich hinkauern. Das alles war für Sacco und Vanzetti äußerst verwirrend. Zum erstenmal sagte man ihnen jetzt, daß sie angeklagt seien, zwei Morde und einen Raub in den umliegenden Städten begangen zu haben.

Vanzetti wurde wegen eines in Bridgewater (Massachusetts) am 24. Dezember 1919 verübten Raubversuchs vor Gericht gestellt und kurzerhand schuldig gesprochen. Sacco konnte sich diesem Gerichtsverfahren nur entziehen, weil seine Zeitkarte erwies, daß er zur betreffenden Stunde in der Fabrik bei der Arbeit war. Sacco und Vanzetti wurden gemeinsam beschuldigt, im Hof der Slater and Morrill Shoe Company in South Braintree (Massachusetts) am 15. April 1920 einen Überfall verübt, die Lohnelder in Höhe von 15.000 Dollar entwendet und den Kassierer sowie den zu seinem Schutz bestellten Wächter ermordet zu haben. Die Anklage lautete auf Mord. Das war eine Wiederholung des Falles Mooney, diesmal in Neuengland. Aber es dauerte lange, bis das amerikanische Volk dies erkannte.

Jetzt, nach dieser ersten Gerichtsverhandlung gegen Vanzetti hörte ich zum erstenmal die Namen Sacco und Vanzetti. Ich war damals Sekretärin der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit in New York. Eine Frau, die in Neuengland eine ähnliche Tätigkeit ausübte, war Mrs. Marion Emerson von der Verteidigungskonferenz Neuenglands. Wir hatten beide im Zusammenhang mit den Kämpfen, die aus den Palmer-Überfällen erwachsen, alle Hände voll zu tun – wir mußten Kautionen aufbringen, Familien unterstützen und Anwälte herbeischaffen. Ich fuhr mehrere Male nach Boston, um für die vielen Hunderte zu sprechen, die man auf Deer Island zusammen-[438:]getrieben hatte und die des Landes verwiesen werden sollten. Dr. George Galvin, ein bekannter Arzt, war Versammlungsleiter einer riesigen Kundgebung, die dort stattfand.

Gerade als ich wieder einmal von New York nach Boston fuhr, sagte Carlo: „Elizabetta, es gibt da zwei italienische Kameraden, die wegen der Salsedo-Sache in Massachusetts in große Schwierigkeiten geraten sind. Stelle doch einmal fest, was los ist, und vielleicht können die Amerikaner helfen.“ Er gab mir die Adresse von A. Felicani, der an der italienischen Lokalzeitung „La Notizia“ in Südboston arbeitete. Ich fragte Mrs. Emerson, die, wie ich auf dieser Reise erfuhr, mit Ralph Waldo Emerson verwandt war, ob sie etwas über Sacco und Vanzetti wüßte. Sie hatte aus der lokalen Presse flüchtig etwas davon gehört. Sie erklärte sich bereit, mit mir zu gehen und festzustellen, wie es um die beiden stand. Wir gingen in die lauten, bunten und übervölkerten Elendsviertel des alten Bostons, jetzt ein Klein-Italien, mit seinen krummen Straßen und schmalen Häusern, um diesen unbekanntem Mitarbeiter einer unbedeutenden kleinen Zeitung zu suchen. Wir fanden ihn, aber er sprach so wenig englisch, daß wir warten mußten, bis er einen Dolmetscher auftrieb. Er freute sich, uns zu sehen, und unterrichtete uns bereitwillig über alles. Er rief das italienische Komitee zusammen, und zum erstenmal hörten zwei Amerikaner die Geschichte von Sacco und Vanzetti. Damit begann meine siebenjährige Arbeit zur Rettung von Sacco und Vanzetti.

Die Anatomie eines Justizverbrechens in Neuengland

Das ursprüngliche Komitee für Sacco und Vanzetti bestand ausschließlich aus Anarchisten, die von den beiden Verhafteten befugt waren, sie zu vertreten. Es war eine Gruppe [439:] eng miteinander befreundeter Menschen, die sieben Jahre lang freiwillig arbeiteten, ohne auch nur einen Pfennig zu nehmen. Es waren Arbeiter, meist hochqualifiziert, aber auch ein Grundstücksmakler befand sich unter ihnen. Sie neigten dazu, Sozialisten gegenüber mißtrauisch zu sein, aber mich kannten sie durch meine Arbeit bei den Textilstreiks in Neuengland vor acht Jahren. Sie wußten von meiner Verbindung zu dem Fall Joe Hill und dem Fall Ettore und Giovannitti und kannten auch meine persönlichen Beziehungen zu Carlo. Mrs. Emerson war eine große, mütterlich aussehende Frau mit warmen Augen und freundlichem Wesen, der sie sofort sehr zugetan waren. Sie hatten von ihrer unermüdlichen Arbeit für die vielen von der Ausweisung Bedrohten auf Deer Island gehört. Also nahmen sie uns in ihrer Mitte auf und erzählten uns alles, was sie bis zu dem Augenblick über die ganze Sache erfahren hatten.

Ihre Informationen bezogen sich im wesentlichen auf den ersten Prozeß gegen Vanzetti, der wahrlich eine tragische Verdrehung des geltenden Rechts war, und sie erzählten uns, wer Vanzetti war. Bartolomeo Vanzetti, damals zweiunddreißig Jahre alt, war 1908 nach Amerika gekommen. Er war ein starker Individualist, der hoffte, in diesem großen Land der unbegrenzten Möglichkeiten das Glück zu finden. Eine seiner ersten Beschäftigungen fand er als Stahlarbeiter in den Werken der American Steel and Wire Company in Pittsburgh (Pennsylvanien) – einer üblen Antreiber- und Schwitzbude. Danach arbeitete er als ungelernter Arbeiter auf dem Bau und später als Kuchenbäcker im Restaurant Moquin in New York. Er lernte aus erster Hand das Los der eingewanderten Arbeiter in Amerika kennen – die übervölkerten Pensionen für alleinstehende Männer, die Schinderei, den Verlust jeder Menschenwürde, die Fabriken, in denen die Männer wie im Gefängnis Nummern trugen, die verächtlichen Schimpfnamen wie „Hunky“ und „Dago“, die den Emigranten entgegengeschleudert wurden.

[440:] Als Vanzetti verhaftet wurde, lebte er in Plymouth (Massachusetts), dort, wo einst die „Mayflower“ am berühmten Plymouth Rock landete. Er hatte dort in der Seilerei gearbeitet und 1916 einen Streik gegen die unerträglichen Arbeitsbedingungen geleitet. Den Forderungen mußte stattgegeben werden, und sämtliche viertausend Arbeiter kehrten an ihre Arbeitsplätze zurück, bis auf Vanzetti, der von der Firma auf die schwarze Liste gesetzt worden war. Er ließ es nicht zu, daß die Arbeiter eine große Sache daraus machten: „Ich bin ein alleinstehender Mann“, oder, wie er selbst sich nannte, ein „einsamer Mann!“, „Ich werde schon durchkommen!“ Er kaufte sich also einen Handwagen und wurde Fischhändler. Er meinte, viele der Jünger Jesu seien Fischer gewesen. Es sei eine gute Arbeit.

Alle Italiener in der Kolonie kannten und liebten ihn. Auch andere, Juden und Iren, gehörten zu seinen Kunden und sprachen von ihm mit Wärme und Achtung. Mit seinen philosophischen Bemerkungen in seinem eigenartigen gebrochenen Englisch, mit seiner Freundlichkeit und guten Laune, mit seinem etwas traurigen Lächeln war er allen ans Herz gewachsen. Achtzehn Menschen erschienen vor Gericht, um für ihn auszusagen, daß er am Nachmittag und Abend des 24. Dezember 1919, am Weihnachtsabend, damit beschäftigt gewesen war, in Plymouth Aale zu verkaufen, die bei den Italienern als eine große Delikatesse für die Feiertage gelten. Er konnte unmöglich in Bridgewater, achtzehn Meilen entfernt, gewesen sein. Ein dreizehnjähriger Junge, den ich später sprach, Beltrando Brini, hatte Vanzetti beim Abliefern der Aale geholfen und sich so sein Weihnachtsgeld verdient. Er sagte dementsprechend aus, und gut katholische italienische Hausfrauen sagten aus, daß sie an dem Tag Aale bei Vanzetti gekauft hätten. Sieben Jahre später, als bereits der elektrische Stuhl auf Vanzetti wartete, sagte Gouverneur Fuller von Massachusetts: „Es ist niemals ein Dokument vorgelegt worden, aus dem zu ersehen wäre, daß [441:] Vanzetti Aale verkaufte.“ Seinerzeit hatte aber ein Anwalt, der die Verteidigung übernommen hatte, sofort bei einem Fischgroßhändler in der Atlantic Avenue in Boston die Geschäftsunterlagen durchgesehen und dem Untersuchungsausschuß eine Quittung der American Express Company über den Verkauf eines Fasses lebender Aale an Vanzetti in Plymouth vorgelegt, das zwei Tage vor dem Verbrechen in Bridgewater abgeschickt worden war. Weder

Gouverneur Fuller noch sein sogenannter Untersuchungsausschuß nahmen dieses Beweisstück, die Quittung für die Aale, zur Kenntnis. Das war 1920. Wie wichtig das war und welche furchtbaren Folgen sich daraus ergeben sollten, wird aus den folgenden Zeilen klarwerden.

Vanzettis Verteidiger in diesem ersten Prozeß war anscheinend ein ganz gewöhnlicher Kleinstadtwalt für Strafsachen, der ihm von einem Gerichtsboten empfohlen worden war. Die Zeitungen hatten Sensationsberichte von den beiden „Verbrechen“ gebracht und überschrien sich mit Schlagzeilen wie „italienische Banditen“ und „italienische Raubmörder“. Vage Beschreibungen eines „Ausländers mit Schnurrbart“ wurden entgegengenommen. Ein Junge sagte aus, er hätte den Raubmörder als Ausländer erkannt „an der Art, wie er rannte“! Eine Frau identifizierte zunächst einen Polizisten als den Banditen. Vanzetti wollte aussagen. Sein Anwalt erlaubte es ihm aber nicht, als er hörte, daß er „Anarchist“ sei. Er sagte in größter Angst: „Sagen Sie ja nichts davon!“ Mag ein Richter den Geschworenen noch so oft sagen, daß ein Angeklagter nicht verpflichtet ist, auszusagen, man wird es ihm doch im allgemeinen zur Last legen.

Es würde schwerhalten, heute einen Eindruck von dem tief eingefressenen Mißtrauen zu vermitteln, das damals die Yankees aus Neuengland jedem „Ausländer“ entgegenbrachten, ganz besonders den Italienern. Ganz ähnlich ist heute die Haltung der Dixiekraten* im Süden den Negern gegenüber. Die Aus-[442:]sagen von italienischen Hausfrauen und Kindern wurden mit den Worten „Die hängen ja doch alle zusammen wie Pech und Schwefel!“ abgetan. Vanzetti wurde im Handumdrehen schuldig gesprochen, und die Polizei von Bridgewater kassierte die Belohnung von tausend Dollar ein. Richter Webster Thayer verurteilte ihn zu zwölf bis fünfzehn Jahren Zuchthaus. Das geschah im August 1920. Ihm und Sacco stand noch der Mordprozeß bevor. Das italienische Komitee bat uns dringend um zwei Dinge: die Veranstaltung von Protestversammlungen mit englischen Rednern, um die amerikanischen Arbeiter zu interessieren, und unsere Unterstützung zur Beschaffung eines Arbeiteranwalts, der Verständnis für die radikalen Auffassungen der Angeklagten hätte und auch der Möglichkeit Rechnung trüge, daß hier ein Justizverbrechen geplant werde. Wir versprachen, uns um beides zu bemühen.

Wir erstatteten beide unseren Komitees Bericht, und diese gaben uns die Genehmigung, mit der Veranstaltung von Versammlungen zu beginnen. In New York mieteten wir die Forward Hall am östlichen Broadway. An der ersten Versammlung für Sacco und Vanzetti nahmen etwa fünfundzwanzig Menschen teil, meist unsere eigenen Delegierten. Einer der Redner war Leonard Abbott, Neffe des Herausgebers des „Outlook“, Lyman Abbott. Leonard Abbott gab damals oder später die „Current Literature“ heraus. Er war Vorsitzender einer Liga für Redefreiheit und hatte Verbindung mit der Ferrer School. Die anderen Redner waren der anarchistische Veteran Harry Kelly und ich. Der Hausmeister, den der geringe Besuch unserer Versammlung beunruhigte, wollte durchaus die Saalmiete im voraus haben. „Mit einer Sammlung bekommen Sie das heute Abend bestimmt nicht zusammen“, flüsterte er mir zu.

In Boston fand die Versammlung in einem alten Opernhaus in der Washington Street statt, einem dunklen und wenig einladenden Gebäude. Aber dort hatten wir ein stattliches Publi-[443:]kum, und das Interesse für unsere Angelegenheit war groß. Mrs. Emerson und ich sprachen neben einem italienischen Gewerkschaftsfunktionär. So begann die Agitation für Sacco und Vanzetti unter den Arbeitern Neuenglands und New Yorks zunächst als ein kleiner Funke. Mit der Zeit sollte sie die ganze Welt erfassen. Als ich nach New York zurückkehrte, war Fred Moore, der Anwalt der IWW, gerade in der Stadt. Er hatte kurz zuvor Charles Kreiger, einen IWW-Kollegen in Oklahoma, erfolgreich verteidigt und hatte im Augenblick keinen größeren Fall zu bearbeiten. Carlo und ich baten ihn, nach Boston zu fahren, sich mit dem Komitee für Sacco und Vanzetti in Verbindung zu setzen und den Fall zu untersuchen. Wir drangen in ihn, ihre Verteidigung zu übernehmen. Er verbrachte ein paar Wochen in Boston und entschied sich schließlich für die Annahme des Falles.

* Anhänger der „Vorherrschaft der Weißen“. *Die Red.*

Sacco und Vanzetti wurden um ihre Meinung befragt und waren hocheifrig, ihn als Verteidiger zu haben. Sie kannten die gute Arbeit, die er in Everett, Wichita und Chicago für die IWW geleistet hatte, und fühlten durchaus mit Recht, daß sie in Fred mehr hatten als nur einen Rechtsberater – er war ein Verteidiger der Arbeiter. In den folgenden Jahren arbeitete Fred Moore unermüdlich. Er ging mit Entschlossenheit und Beharrlichkeit an die Vorbereitung und ließ auch nicht die kleinste Einzelheit außer acht. Er entwickelte einen fanatischen Eifer, der auf seiner absoluten Gewißheit beruhte, daß diese beiden Männer unschuldig waren. Er war entschlossen, sie um jeden Preis zu retten – ohne Rücksicht auf die Kosten, die Zahl der für die Untersuchung eingespannten Menschen und das Ausmaß der Kampagne vor der Öffentlichkeit. Niemand von uns war sich voll bewußt, wie schwer er es als „auswärtiger Anwalt“ aus der Wildnis Kaliforniens in dem würdigen Gerichtssaal von Neuengland haben würde. Neben ihm wurde ein örtlicher Anwalt aus Brockton, Mr. William J. Callahan, verpflichtet.

[444:]

Ich besuche Sacco und Vanzetti

Im Oktober 1920 besuchten Mary Heaton Vorse und ich Nicola Sacco im Gefängnis von Dedham. Fred Moore hatte uns diese Unterredung verschafft, damit wir der Öffentlichkeit über ihr Schicksal berichten könnten. Mary schrieb einen sehr guten Artikel für „The Nation“, der mit den Worten „Wir führen durch die reizenden Städtchen Neuenglands“ begann. Es war Herbst, und der beißende Geruch brennenden Laubs lag in der Luft. Für ein Gefängnis sei Dedham gar nicht so schlecht, meinte Mary – es sah mit seinem großen zentralen Rundbau fast wie eine Bücherei aus, nur daß in den Regalen keine Bücher abgelegt waren, sondern Menschen. Dann kam ein hübscher junger Mensch rasch auf uns zu, schlank, aufrecht, mit blitzenden Augen und einem fröhlichen Lächeln. Es war Sacco. Er war dreißig Jahre alt. Sein blaues Hemd war sauber und adrett, am Hals geöffnet. Er begrüßte mich begeistert. „Elizabetta – ich kenne dich. Ich habe dich gehört, als du vor den Streikenden in Lawrence gesprochen hast!“ sagte er. Dann begrüßte er Fred Moore und wurde Mrs. Vorse vorgestellt, die zu seiner herzlichen Freude etwas italienisch sprach. Wir setzten uns. Er erzählte uns von sich und von seinen Ansichten – „Die Idee“ nannte er sie, was für ihn gleichbedeutend mit sozialer Gerechtigkeit war. Keine Regierung, keine Polizei, keine Richter, keine Herren – keine Behörde – autonome Gruppen von Menschen – alles gehört dem Volk – genossenschaftliche Arbeit – Verteilung nach den Bedürfnissen – Gleichberechtigung – Gerechtigkeit – Kameradschaftlichkeit – Liebe untereinander – so etwa lauteten die Worte, die lebhaft aus ihm herausprudelten. Es war ihm furchtbar, müßig zu sein. Er wollte die Möglichkeit haben, zu arbeiten, und daß er sie nicht hatte, machte ihn unruhig.

Er sagte, er sei bereit, für „Die Idee“ zu sterben – für die ein-[445:]fachen Menschen. Aber nicht für „das Werk eines Raubmörders“. Er sprach davon, wie er immer im Leben gearbeitet hatte. Er hatte die geschickten Hände eines Schuharbeiters; sie waren zur Arbeit geschaffen, nicht zum Töten. „Stehlen, einen armen Mann für Geld umbringen! Das ist eine Beleidigung für mich!“ sagte er leidenschaftlich. Er warf den Kopf zurück und erklärte: „Ich bin unschuldig. Ich tue so etwas nicht. Das schwöre ich bei meinem neugeborenen Kind!“ Diese leidenschaftlichen Worte, „Io innocente! Ihr tötet einen Unschuldigen!“, rief er Monate später den kleinmütigen Geschworenen zu. Für Sacco war der kaltblütige Mord an einem Angestellten der Schuhfabrik, um ihm Geld abzunehmen, einfach undenkbar. Es schmerzte ihn tief, daß man ihn einer solchen Tat auch nur beschuldigen konnte.

Während unserer ganzen Unterredung hatte er eine Hand fest geschlossen gehalten. Aber in seinem Zorn öffnete er jetzt die Finger, und ein kleines Stück Metall fiel zu Boden, ein katholisches geweihtes Herz. Er lächelte verlegen und erklärte: „Frau vom Chef gute irische Dame, sie kommt, weint und sagt, ‚nimm das, Nick, es wird dich retten!‘ Er fügte hinzu: „Ich nicht glaube, aber ich nicht wollte kränken, also habe ich genommen.“ Wie gut kannte ich diese italienischen Anarchisten in ihrem Idealismus, in ihrer ganzen Güte und Freundlichkeit, fähig, einen König zu töten, wenn es um die „soziale Gerechtigkeit“ ging – aber niemals eine Maus. Ich glaubte Sacco, als er sagte: „Elizabetta, ich bin unschuldig.“ Ich glaube es auch heute, fünfunddreißig Jahre später. So fest baute er an jenem sonnigen Nachmittag auf seine Unschuld, daß er nichts befürchtete. Er glaubte mit Sicherheit, daß er

freikommen würde, wenn er nur wahrheitsgemäß vor Gericht aussagte. Er wußte nicht, daß schon der Schatten des Todes über ihm lag. Er fürchtete das Böse nicht, weil die Wahrheit auf seiner Seite stand. Aber Habgier, Korruption, Vorurteile, Furcht und Haß gegen die [446:] im Ausland geborenen Arbeiter spannten schon das Netz um ihn. Ich erinnerte mich an einen anderen, einen blonden jungen Menschen – Joe Hill –, den ich ein paar Jahre früher besucht hatte und der unter dem Feuer eines Erschießungskommandos fiel. Mir war das Herz schwer, aber ich lächelte und sagte: „Nicht den Mut verlieren. Wir werden unser Bestes tun.“

Ein paar Tage später fuhr ich mit Fred Moore in das geradezu mittelalterlich anmutende Zuchthaus von Charlestown, um Bartolomeo Vanzetti zu besuchen. Er verbüßte dort seine Strafe. Er sah viel älter aus als Sacco, obwohl er es mit seinen zweiunddreißig Jahren nicht war. Er war schwerfälliger, langsamer in seinen Bewegungen, sehr ruhig und beherrscht. Er erzählte mir von seiner Fahrt nach New York und wie er dort seine Verabredung mit „Miss Freiheit“ verpaßt hatte. Er fragte sich, ob er sie jemals wiedersehen würde. Er hatte einen launigen Humor – aber auch viel von der Weltfremdheit Saccos. Ihm lag jedoch sehr daran, wie er Fred Moore sagte, daß wir eine gesonderte Verhandlung für Nick durchsetzten, weil er, Vanzetti, doch schon wegen eines Raubüberfalls verurteilt worden sei. „Und könnte man das nicht gegen Nick ausnutzen?“ Das war vom juristischen Standpunkt aus vollkommen richtig, und Fred versicherte ihm, daß daran bereits gedacht worden sei. Vanzettis soziale Philosophie war der Glauben an die menschliche Freiheit und die Menschenwürde. Er liebte Galilei und Giordano Bruno, Dante, Garibaldi und Mazzini. Er hätte sich auch bei Emerson, Henry D. Thoreau oder Walt Whitman zu Hause gefühlt.

Anschließend brachte Fred Moore Mrs. Vorse und mich zu Nicks Frau – Rosa Sacco. Sie wohnte in einem hübschen kleinen Haus, wie es unzählige in Neuengland gibt. Es gehörte Mr. Kelley, dem Besitzer der nahegelegenen Schuhfabrik, in der Nick arbeitete. Ihr kleiner siebenjähriger Junge hieß Dante. Die neugeborene Tochter Inez schlief in ihrem Bettchen. Wir saßen in [447:] Mrs. Saccos großer Küche, die einen Herd für Holzfeuerung hatte, und sprachen über ihre kleine Familie und die Tragödie, die sie befallen hatte. Mrs. Sacco war hübsch, mit heller Hautfarbe und dunkelrotem Haar. Sie erzählte uns, wie sie und Nick an Laienspielen teilgenommen hatten, um Geld für Streiks aufzubringen und zu helfen, „den Menschen Bildung zu geben“. Sie berichtete, daß sie am 15. April 1920, dem Tag des Verbrechens von Braintree, mit Nick in Boston im italienischen Konsulat gewesen war. Sie war sicher, die Angestellten dort würden sich an sie erinnern, weil sie an Stelle der geforderten Paßbilder ein großes Familienbild gebracht hatten. Und in Bonis Restaurant hatten sie zu Mittag gegessen, gegenüber dem Paul-Revere-Haus. Die Menschen dort würden sich bestimmt daran erinnern, zumal einige von ihnen Nick gut kannten. So sagte sie sich selbst immer wieder, daß Nick bestimmt nicht vor Gericht gestellt oder gar verurteilt werden würde.

Menschen wie diese sind die Bauelemente großer geschichtlicher Tragödien – eine ängstliche junge Frau, die ihre Kinder an sich drückt und unter Tränen lächelt, die ihren jungen Mann im Gefängnis besucht, so zuversichtlich, daß der Gefängnisdirektor, die Gefängniswärter und andere Häftlinge sich vor ihrem strahlenden Blick verlegen abwenden. Noch hatte die eiskalte Hand der Furcht diese jungen Menschen nicht ergriffen, die vom Bewußtsein ihrer Unschuld wie von einer hellglänzenden Rüstung umgeben waren.

Die Kampagne beginnt

Nach meinem Besuch bei Sacco und Vanzetti begannen wir in der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit öffentliche Versammlungen zu veranstalten und, Geld für sie zu [448:]

11 Feb., 1926.
To Elizabeth G. Flynn -
Dear Comrade:-
I have heard that there will be a banquet in your honor - for your faithfulness and perseverance for the triumph of more and more true freedom and justice.
I would like to participate to this symposium - surely I would also honor the cooks and the baker because I have not yet lost completely that blessed appetite by which I gain a fair reputation.
If it is true that "man" means "bread-eater": I can surely toast my own a real great man.
You know - I have not yet yielded - only my bitter indignation could bend my heart, crush my spirit, split my will.
I have still the heart of a lost vedetta at the outpost of "the eternal war between the tyranny and freedom"; as old Abe said. And consequently I can still partake to a festival in honor of a brave comrade: I will, in spirit I will be with you.
I am holding a tin-cup of water to drink and to toast at your good health and to your life.
Yes, Comrade, good health and long life to you: and long life the bravest struggle for the triumph of liberty.
I drink
To you and to the present ones, my sincere regards and angurial greeting Yours, Bartolomeo Vanzetti

Faksimile eines Briefes von B. Vanzetti an E. G. Flynn

[449:]

An Elizabeth G. Flynn

11. Februar 1926.

Liebe Genossin,

Ich habe gehört, daß Dir zu Ehren ein Bankett gegeben wird – für Deine Treue und Beharrlichkeit im Kampf um immer mehr Freiheit und Gerechtigkeit.

Wie gern möchte ich bei diesem Fest dabeisein – und bestimmt würde ich auch Koch und Bäcker die gebührende Ehre erweisen, denn ich habe meinen gesegneten Appetit, für den ich doch berühmt bin, noch nicht ganz verloren.

Wenn es wahr ist, daß „Mensch“ „Brotesser“ bedeutet, dann kann ich mich rühmen, ein wirklich großer Mensch zu sein. Siehst Du – ich gebe mich nicht geschlagen; um mein Herz zu bezwingen, meinen Mut zu beugen, meinen Willen zu brechen, wird man mich erst selbst vernichten müssen.

Noch immer habe ich das Herz eines verlorenen Vedetten auf dem äußersten Vorposten des „ewigen Krieges zwischen Tyrannei und Freiheit“, wie der alte Abe Lincoln sagte. Und deshalb kann ich auch an einer Feier zu Ehren einer tapferen Genossin teilhaben. Ich werde dabeisein, ich werde in Gedanken bei Dir sein.

In der Hand halte ich einen Blechbecher voll Wasser und erhebe ihn auf Deine Gesundheit und Dein Leben.

Ja, Genossin, ich wünsche Dir Gesundheit und ein langes Leben; und lang lebe der Kampf der Tapferen für den Sieg der Freiheit.

Ich trinke Dir zu.

Dir und allen Anwesenden meine herzlichsten Grüße und Wünsche für die Zukunft.

Dein Bartolomeo Vanzetti.

[450:] sammeln. Am 4. Oktober 1920 gaben wir einen Tatsachenbericht heraus, so vollständig, wie es uns damals möglich war – den ersten, der in englischer Sprache erschien. Wir erklärten prophetisch: „Wenn sie schuldig gesprochen werden, wird man sie zum Tode auf dem elektrischen Stuhl

verurteilen.“ Wir beschlossen, einen Beitrag von hundert Dollar zu schicken, zweifellos die erste größere Spende aus New York. Inzwischen hatte sich Mrs. Vorse an die Amerikanische Vereinigung für bürgerliche Freiheiten gewandt. Im Protokoll ihrer Sitzung vom 22. November 1920 heißt es: „Mary Heaton Vorse berichtete über die Fälle Sacco und Vanzetti, zwei junge italienische Anarchisten, die in Boston wegen Raubüberfalls und Mordes vor Gericht gestellt werden sollen. Sie erklärte, daß die beiden unter fragwürdigen Umständen unter Anklage gestellt wurden, weil sie sich für Andrea Salsedo einsetzten, einen politischen Gefangenen, der sich im Park Row Building in New York, wo er zwecks Deportierung festgehalten wurde, aus dem Fenster stürzte. Es wurde beschlossen, daß die Vereinigung alles nur Mögliche tun soll, um diesen Fall an die Öffentlichkeit zu bringen.“

Das Protokoll der nächsten Sitzung der Amerikanischen Vereinigung für bürgerliche Freiheiten enthält folgenden Vermerk: „Mr. Baldwin berichtet, daß Miss Flynn, die in der Angelegenheit Sacco-Vanzetti in Boston ist, die Vereinigung um die Durchführung einer Versammlung in New York gebeten hat, um die Einzelheiten dieser Beschuldigung darzulegen. Es wurden unverbindliche Vorbereitungen für eine Versammlung im Auditorium des Volkshauses am 11. Dezember getroffen. Die vorgeschlagene Versammlung wurde gebilligt.“ Inzwischen veranstaltete ich, weil ich ohnehin an Ort und Stelle war, eine Versammlungsreise für Sacco und Vanzetti durch Neuengland. Ich besuchte Orte, die mir schon lange vertraut waren, und als ich nach New York zurückkehrte, wurde im Protokoll der [451:] Sitzung der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit folgendes verzeichnet: „Die Kollegen E. G. Flynn und Fred Biedenkapp berichteten, daß sie dem Sacco-Vanzetti-Verteidigungsfonds zweihundert Dollar leihweise zur Verfügung gestellt haben, um über die größten finanziellen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Es wurde beschlossen, diese zweihundert Dollar zu spenden. Weiter wurde beschlossen, zur Unterstützung der Angeklagten Aufrufe ergehen zu lassen, Redner zur Verfügung zu stellen und nach besten Kräften zu helfen.“

Als ich diesmal in Boston war, kam auf meine dringende Bitte, ein junger Arbeiterreporter, Art Shields, dorthin, um mit Unterstützung Fred Moores eine populäre Broschüre über den Fall Sacco und Vanzetti zu schreiben. Er stellte eine gründliche Überprüfung der ganzen Angelegenheit an. Er studierte die Protokolle des ersten Prozesses gegen Vanzetti und stellte ein Verzeichnis der unzähligen widerspruchsvollen Aussagen der Regierungszeugen auf. Er durchforschte die Vergangenheit Saccos und Vanzettis und ihre Tätigkeit für die Arbeiterbewegung. Er stellte fest, daß vor der Festnahme der beiden nur Sacco einmal in Milford (Massachusetts) verhaftet worden war, weil er auf einer Protestversammlung gegen die Verhaftung Carlo Trescas während des Streiks im Mesaba-Eisenrevier von 1916 gesprochen hatte. Sacco, obwohl ein hochqualifizierter und gut bezahlter Arbeiter, hatte den Gießereiarbeitern von Hopedale bei einem Streik geholfen und 1918 den unzufriedenen Zuschneidern in der Schuhindustrie. Er und Vanzetti unterstützten die in italienischer Sprache erscheinende kämpfende radikale Presse, die mindestens ein halbes Dutzend Zeitungen aufzuweisen hatte, jede mit einer anderen Linie und alle im Streit miteinander.

Als die Broschüre fertig zum Druck war, bat das Verteidigungskomitee in Boston die Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit, sie herauszugeben und ihre Verteilung zu übernehmen-[452:]. Das Komitee schrieb, es halte es für ratsamer, die Broschüre außerhalb von Massachusetts mit dem Namen eines „englisch sprechenden Komitees“ erscheinen zu lassen. Wir übernahmen diese Aufgabe sehr gern, und die Broschüre erschien im März 1921. Es war ein zweiunddreißig Seiten starkes Heft, das wir für zehn Cent verkauften oder in Paketen von je hundert Broschüren für siebeneinhalb Dollar. Es wurde bei der „New York Call Printing Company“ herausgegeben, einem sozialistischen Zeitungsverlag. Noch vor Monatsende hatten wir zwanzigtausend Exemplare verkauft und mußten eine zweite Auflage von fünfundzwanzigtausend Exemplaren bestellen. Sie enthielt einen Aufruf des Komitees für Sacco und Vanzetti, Geld zu spenden. Bis zum Beginn der Gerichtsverhandlung hatten wir fünfzigtausend Exemplare verkauft.

Der Titel der Broschüre lautete: „Sind sie verloren?“ Die Zeichnung für den Umschlag stammte von dem großen Künstler unseres Volkes, Robert Minor. Sie zeigte die Wallstreet, die Trinity Church und das alte Postgebäude gegenüber dem hohen Park Row Building. Aus einem der höchsten Fenster stürzt der Körper von Andrea Salsedo. So erinnerte das Bild an die Tragödie, die sich an jenem kalten,

grauen Morgen des 3. Mai 1920 abspielte. Die Broschüre brachte die erste Analyse des Falles und der dunklen Kräfte, die dahintersteckten – das Justizministerium und die Unternehmer von Neuengland, die entschlossen waren, die im Ausland geborenen Arbeiter stumm und unorganisiert zu halten. Sie enthüllte das ganze Getriebe juristischer Tricks, deren man sich bedient, um mit Hilfe falscher Beschuldigungen Arbeiter und Gewerkschaften vor Gericht zu zerren und zu verurteilen. Sie verglich diesen Fall mit der Verfolgung von Mooney und Billings, die damals dank der hervorragenden Arbeit Minors und anderer kurz vor dem Scheitern stand.

Am Sonnabendabend, dem 5. März 1921, fuhr ich nach Philadelphia, wo ich am nächsten Morgen auf einer Versammlung [453:] im Saal der Vereinigten Konfektionsarbeiter sprechen sollte, um die Broschüre zu popularisieren und ihren Vertrieb zu steigern. Meine Freunde, bei denen ich übernachtet hatte, Walter Nef von den IWW und seine Frau, begleiteten mich zur Versammlung. Unter dem Vorwand, daß wir keine Genehmigung für die Benutzung des Saales hätten, wurden wir von einem älteren Polizeisergeanten in einen kleinen Vorraum gedrängt und verhört. Er war vor Aufregung halb hysterisch. Er wollte wissen, warum ich gekommen sei und die Bevölkerung von Philadelphia belästigen wolle. Ob ich denn nicht wisse, daß jetzt ein wirklicher Amerikaner (Harding) ins Weiße Haus eingezogen sei, der mit Radikalen wie mir kurzen Prozeß machen werde. Was hätte ich denn überhaupt damit zu schaffen, anarchistische Mörder zu verteidigen. Er fand die Zeitungen „The Nation“, „New Republic“, „World Tomorrow“ (von Norman Thomas herausgegeben) und eine „International Socialist Review“ in meiner Aktentasche. Sein Blick fiel auf einen Artikel über Karl Liebknecht. „Dafür“, rief er dramatisch aus, „verhafte ich Sie!“

Die Polizei verhaftete Walter, mich und einige Mitglieder des Komitees und trieb das Publikum aus dem Saal. Man sperrte mich vorläufig in das Gefängnis von Moyomansing. Schließlich entließ man uns ohne Gerichtsverhandlung, obwohl gegen einige der Italiener Deportierungsverfahren eingeleitet wurden. Als wir dem Richter vorgeführt wurden und uns wegen Ruhestörung verantworten sollten, legte er uns ein Exemplar der Broschüre von Art Shields als Belastungsmaterial vor.

Art Shields erwähnte in seiner Broschüre, daß das Komitee für bürgerliche Freiheiten in Neuengland (das der Amerikanischen Vereinigung für bürgerliche Freiheiten angeschlossen war) drei angesehene Anwälte verpflichtet hatte, um den Fall zu untersuchen. Das Komitee bat auch um Geldspenden, die an Mrs. Anna Davis, Schatzmeisterin des Komitees, geschickt werden sollten. Es hieß in dem Aufruf: „Bis jetzt kam das Geld [454:] für die Verteidigung zum größten Teil von den einfachen italienischen Arbeitern. Müssen sie die ganze Last tragen?“ Die Überschrift des Appells lautete: „Soll es in Neuengland ein Justizverbrechen geben wie das gegen Mooney?“

Schließlich drang der Fall in alle Bostoner Zeitungen und wurde von ihnen groß aufgezo- gen, so daß sich die „Post“ in Boston veranlaßt sah, einen eingehenden Bericht zu bringen und auch auf den Tod Salsedos und den Prozeß gegen Vanzetti einzugehen. Die Zeitung schrieb: „Viele bekannte Persönlichkeiten hier haben immer an der Schuld von Sacco und Vanzetti gezweifelt. Die Gewerkschaften hier und in den Fabrikstädten Lawrence, Lowell und Fall River erklärten sogar, daß den beiden Männern vom Justizministerium etwas ‚angehängt‘ werden soll.“ Diese Haltung der Zeitung war die Folge einer seltsamen neuen Episode, die sich ereignete, als die Broschüre in Druck ging, nämlich die Affäre De Falco.

Die Explosion in der Wallstreet. Die Affäre De Falco

Eine jener eigenartigen Situationen ergab sich, die nachträglich bei den Beteiligten die sorgenvolle Frage aufwerfen: Haben wir richtig gehandelt? In Fällen wie diesem gibt es vieles, was dazu zwingt, ständig auf der Hut vor neuen Tricks und Lügenmanövern zu sein. So wurde zum Beispiel im Gefängnis von Dedham ein Spitzel, Carbone, in die Zelle neben Sacco gebracht, und zwar mit Unterstützung des Sheriffs und mit Wissen des Staatsanwalts Katzman, wie dieser später selbst zugab, als die ganze Sache ans Licht kam. Er sagte: „Das wurde von den Bundesbehörden veranlaßt. Die wollten einen Mann dort hineinbringen, weil sie hofften, vielleicht Informationen über die Explosion in der Wallstreet zu bekommen.“ Diese [455:] Explosion war ein furchtbares Ereignis, das sich am 10. September abspielte – über vier Monate nach der Verhaftung Saccos und Vanzettis. Es ist auch wieder

eines der unaufgeklärten „Geheimnisse“ des großen William J. Flynn. Wir von der Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit hatten Art Shields veranlaßt, diese Vorkommnisse gründlich zu untersuchen. Das Ergebnis der Untersuchung veröffentlichten wir in einer Erklärung. Kurz vor der Explosion sahen fast ein Dutzend Zeugen einen von Pferden gezogenen Sprengstoffwagen mit der üblichen roten Fahne am Wagenende, ein durchaus alltäglicher Anblick in jenen Tagen. Bei der Explosion, die nun folgte, wurden dreißig Menschen getötet, hundert verwundet und ein Sachschaden von zwei Millionen Dollar verursacht. Die Pferdeleiche, ein wichtiges Beweisstück, wurde von der Polizei abtransportiert und vernichtet. In der Nähe wurden an sechs Baustellen Ausschachtungsarbeiten vorgenommen, bei denen gesprengt werden mußte, und damals wurde für Arbeiten dieser Art allgemein Dynamit verwendet. Eine dieser Stellen war der Erweiterungsbau der New-Yorker Börse. Der Sprengmeister dort, ein Mann namens Clark, berichtete dem Reporter der New-Yorker Zeitung „Post“, daß er drei Minuten vor der Explosion mit dem Kutscher gesprochen hatte, und da er (Clark) keinen Sprengstoff bestellt hatte, ging der Kutscher, um bei seiner Firma anzurufen und zu fragen, wo der Sprengstoff nun eigentlich abgeliefert werden sollte. Inspektor Lahey von der New-Yorker Polizei erklärte, es sei offensichtlich ein Unglücksfall. Nun aber erschien der große Rotenjäger William J. Flynn mit seinem Gehilfen William J. Burns auf der Bildfläche, und aus dem Unglücksfall wurde eine „anarchistische Verschwörung“. Natürlich war die Dynamitfirma nicht gerade sehr geneigt, ihre Verantwortung zuzugeben. Der Kutscher war entweder bei der Explosion ums Leben gekommen, oder er war verschwunden. Die Version Mr. Flynns sparte der Firma Millionen an Schadenersatz. Nebenbei bemerkt half diese [456:] Angelegenheit Flynn und Palmer, die Bewilligung höherer Summen durch den Kongreß zu erwirken und etwa fünfzig Mitarbeiter, die entlassen worden waren, wieder einzustellen. Eine humoristische Episode am Rande dieser sonst so furchtbaren Angelegenheit waren die Schlagzeilen in den Zeitungen: „Flynn hat es auf Tresca abgesehen“. Als Carlos Rechtsanwälte nach einer Pressekonferenz, die Carlo abhielt, bei Flynn nachfragten, stritt dieser alles ab.

Es ist nur natürlich, daß nach diesen Ereignissen alle Beteiligten mißtrauisch wurden, als sich in Boston die Affäre De Falco ereignete. In Providence (Rhode Island) lebte ein junger italienischer Schneider namens Benny, den wir alle kannten. Ein paar Jahre zuvor hatten dort bei einer Arbeitslosendemonstration die hungrigen Menschen ein Lagerhaus gestürmt und sich genommen, was sie brauchten. Benny wurde als einer der Führer identifiziert. Er konnte sich der Verhaftung entziehen, indem er an einen Priester herantrat, der zum Bahnhof ging, und ihn bat, mit ihm gehen zu dürfen, da er „den Weg nicht wisse“. Natürlich dachte die Polizei keinen Augenblick daran, daß ein italienischer Roter neben einem Priester gehen würde. Er konnte also ungehindert die Stadt verlassen. Er fuhr in den Staat Washington und erhielt Arbeit in einer Maßschneiderei in Everett. Das war vor dem Blutbad von 1916, das ich bereits geschildert habe. Er hörte viele Gespräche zwischen den Bezirksbeamten und den höheren Angestellten der Unternehmer, beim Maßnehmen und bei den Anproben. Als damals die Mitglieder der IWW unter Mordanklage gestellt wurden, suchte er mich in Seattle auf und gab von da an wertvolle Informationen für die Verteidigung an Fred Moore. Benny kehrte schließlich nach Providence zurück, als die alte Anklage verjährt war. Er war mit einer Italienerin in Boston verwandt, die beim Gericht von Dedham (Massachusetts) als Dolmetscherin beschäftigt war. Sie hieß Angelina De Falco. Er sprach mit ihr über seine Freunde Sacco und Vanzetti und [457:] fragte, ob sie ihnen nicht helfen könne. Sie erklärte sich bereit, es zu versuchen. Später brachte er sie zu Felicani, dem Schatzmeister des Komitees. Sie erklärte, sie könne einen Freispruch erwirken, wenn man die gegenwärtigen Rechtsanwälte entließe und zwei anderen fünfzigtausend Dollar zahlte. Das Geld sollte an Francis J. Squires, einen Angestellten des Polizeigerichts in Dedham, und an Percy Katzman, den Bruder und Partner des Bezirksstaatsanwaltes Frederick Katzman, gezahlt werden. Das gesamte Beweismaterial des Komitees sollte dem neuen Verteidiger Percy Katzman übergeben werden. Als die Mitglieder des Komitees sagten, fünfzigtausend Dollar könnten sie unmöglich aufbringen, ging sie auf vierzigtausend Dollar herunter. Sie erwähnte den vor kurzem erfolgten Freispruch einer des Mordes angeklagten Italienerin, um zu beweisen, wie erfolgreich ihre Bemühungen seien.

Das Komitee machte Fred Moore und William J. Callahan Mitteilung, und diese waren stark beunruhigt. Sie standen hier vor einem großen Dilemma. Es gab auch erhebliche Meinungsverschiedenheiten mit einigen der Anarchisten, die dem Komitee nahestanden. Sie hatten nicht das geringste Vertrauen

zum Gericht und zu den Beamten und waren über den Vorschlag der De Falco durchaus nicht erstaunt. Sie wußten, daß sehr oft solche Geschäfte mit den verschiedensten italienischen Rechtsfällen gemacht wurden, und waren geneigt, es zu versuchen. Aber die Anwälte handelten schnell und erhoben im Namen Felicanis Anklage gegen Mrs. De Falco wegen ungesetzlichen Angebots juristischen Beistands mit dem Versprechen, einen Freispruch zu erwirken. Der Staat gestattete ihnen, die Anklagevertretung gegen sie in die Hand zu nehmen. Die Verhandlung dauerte eine Woche. Dann sprach der Gemeinderichter Murray Mrs. De Falco frei. Häufig wurde die Frage aufgeworfen, warum Benny nicht auch vor Gericht gestellt wurde. Das geschah, weil niemand gegen ihn Anklage erhob. Das Komitee, Fred [458:] Moore und ich waren alle überzeugt, daß er in gutem Glauben gehandelt hatte und seinen Gefährten helfen wollte. Später sagte er mir unter Tränen: „Ihr habt euch alle in Angelina getäuscht. Sie hätte die beiden retten können!“

Die Rechtsanwälte erklärten, sie hätten nicht anders handeln können, weil sie befürchten mußten, daß Felicani und andere, die mit der Frau gesprochen hatten, wegen versuchter Beamtenbestechung vor Gericht gezerzt werden könnten. War es richtig, daß sie nicht mit ihr verhandelten, als Sacco und Vanzetti noch kleine und unbekannte Häftlinge waren? War es ein ehrliches Angebot oder eine Falle für das Komitee? Einige der radikalsten Anarchisten kritisierten, daß man sich der Behörden bedient hatte, um Mrs. De Falco zu verhaften und gerichtlich zu verfolgen. Sie ließen durchblicken, daß Fred Moore ihrer Meinung nach den Ehrgeiz hatte, aus dem Fall Sacco und Vanzetti den größten Arbeiterprozeß der Geschichte zu machen, wobei ihn die Personen der beiden Betroffenen wenig interessierten. Es kam zu Reibereien, die im Verlaufe der Verhandlung ständig schwelten und größer wurden. Aber durch die Affäre De Falco kam der Fall Sacco und Vanzetti in den Zeitungen Bostons und auch an anderen Orten in die Titelseiten. Einige Zeitungen untersuchten den Zusammenhang dieses Falles mit der Salsedo-Tragödie. In weiten Kreisen wurden Spekulationen angestellt, ob Mrs. De Falco dazu bestellt wurde, dem Komitee eine Falle zu stellen. Ein paar Wochen später fand der Prozeß statt.

Vor dem Prozeß

Der Mordprozeß gegen Sacco und Vanzetti war für den 7. März 1921 angesetzt. Als eine der Vorbereitungen zum Prozeß hatte Fred Moore im November 1920 einen Mann nach [459:] Italien geschickt, um vier wesentliche Zeugen aufzusuchen und eidesstattliche Erklärungen von ihnen zu erhalten. Mit dieser Mission wurde Morris Gebelow betraut, der unter dem Pseudonym Eugene Lyons schrieb (und auch heute noch schreibt). Er war mir seinerzeit von einem Delegierten unserer Arbeitervereinigung vorgestellt worden, der mit ihm zusammen die Hochschule besucht hatte. Er war ein magerer, blasser junger Mann und trug noch die Uniform, als ich ihn 1918 kennenlernte. Er war eingezogen worden, aber der Waffenstillstand hatte ihn davor bewahrt, an die Front geschickt zu werden. Nun suchte er Arbeit. Er wurde von der Arbeitervereinigung mit dem Ausarbeiten des Propagandamaterials betraut, obwohl er mir ganz offen erklärte, sein einziges Interesse und sein einziger Ehrgeiz bestehe darin, Schriftsteller zu werden, und bei uns suche er nur Erfahrungen.

Er war mit Fred Moore in Tulsa (Oklahoma) gewesen, um die Öffentlichkeit mit dem Fall Charles Kreigers bekannt zu machen, eines Mitglieds der IWW, dem ein Sprengstoffattentat zur Last gelegt wurde. Als Kreiger freigesprochen war und Fred Moore nach Boston zog, nahm er Lyons zu seiner Unterstützung mit. Aus Rom schickte Lyons am 27. Dezember 1920 einen Bericht, in dem er sagte: „Es gibt hier kaum eine sozialistische oder Arbeiterzeitung, die nicht ihre Stimme für die beiden Verhafteten erhoben hätte.“ Er berichtete, daß der Abgeordnete Maililasso, der Sprecher der sozialistischen Fraktion im Parlament, ein „Eingreifen der Regierung“ gefordert habe. Staatssekretär Di Saluzzo versicherte den Abgeordneten im Namen der Regierung, daß „das Außenministerium bereits den amerikanischen Gesandten für diese Angelegenheit interessiert habe“. Die sozialistische Tageszeitung „Avanti“ brachte auf ihrer Titelseite einen Artikel mit der Überschrift: „Gerechtigkeit in Amerika“. Lyons zitierte einen Absatz: „Obwohl ihre Gefängnisse mit den besten Vertretern der Arbeiterklasse überfüllt sind, schreit die ameri-[460:]kanische Bourgeoisie weiter nach proletarischem Blut. Gegen die Genossen Nicola Sacco aus Torre-Maggiore, Provinz Foggia, und Bartolomeo Vanzetti aus Piedmonte hat die amerikanische Bourgeoisie ihren ganzen Klassenhaß und all ihre Rassenurteile mobilisiert.“

Ein Aufschub von neunzig Tagen wurde beantragt, um den Verteidigern die Möglichkeit zu geben, ihre Nachforschungen nach Zeugen in Italien abzuschließen. Den Verteidigern hatten sich neue Anwälte angeschlossen, Thomas F. und Jeremiah J. Mc-Anarney aus Boston und Quincy (Massachusetts), zwei konservative katholische Rechtsanwälte, die für ihre außerordentliche berufliche Lauterkeit bekannt waren. „Wenn die McAnarneys Sacco und Vanzetti verteidigen“, sagten die Bostoner, „dann sind sie bestimmt unschuldig.“ Inzwischen hatte die italienische Gesandtschaft in Washington durch das Außenministerium an Gouverneur Cox appelliert, seinen Einfluß geltend zu machen, um den Angeklagten einen gerechten Prozeß zuteil werden zu lassen.

Das öffentliche Interesse für sie begann sich zu rühren. Der Abgeordnete Tinkham, E. M. Grella, Besitzer von drei großen italienischen Zeitungen, Fiorello LaGuardia, damals Vorsitzender des Stadtrats von New York, der zentrale Gewerkschaftsrat von Boston und Dr. Scudder von der Kirchenföderation von Massachusetts hatten sich alle für eine Gewährung des Aufschubs ausgesprochen. Der Aufschub von neunzig Tagen wurde vom Obersten Richter Aiken von der höheren Instanz von Massachusetts gewährt.

Inzwischen waren viele andere Kämpfe im Gange, wie ich bereits an anderer Stelle erwähnte. Besonders interessant ist ein Auszug aus dem Protokoll der Arbeitervereinigung vom 19. März 1921. Es heißt darin: „Briefe des italienischen Komitees in New York und von Mr. Walter Nelles wurden verlesen. Sie bitten die Arbeitervereinigung, fünfzig Dollar beizusteuern, um [461:] die Schadenersatzklage von Mrs. Salsedo gegen Palmer, Flynn usw. vor ein höheres Gericht zu bringen. Das italienische Komitee erklärte sich bereit, fünfzig Dollar zu spenden. Es wird beschlossen, dieser Bitte stattzugeben.“ Mr. Nelles hatte mir erzählt, wieviel ihm daran gelegen sei, Generalstaatsanwalt Palmer als Zeugen zu befragen, bevor er sein Amt niederlegte. Er brauchte das Geld für die Eisenbahnfahrt und einen Gerichtsstenografen. Mrs. Salsedos Klage war auf Ersuchen Palmers von einem bundesstaatlichen Gerichtshof einem Bundesgerichtshof überwiesen worden, wo ein Bundesrichter seinen Rechtseinwand unterstützte. Mr. Nelles hatte sich im Namen der Witwe und ihrer beiden Kinder an das Appellationsgericht der USA gewandt, erreichte jedoch nichts.

Und im Protokoll vom April 1921 erschien mein Bericht als Organisatorin über den Fall des „Irving Potash, eines neunzehnjährigen Jungen aus Brooklyn, der angeklagt wurde, Kommunist zu sein, und der sich, von seinem Anwalt schlecht beraten, zum Vergehen der ‚kriminellen Anarchie‘ bekannte. Er sollte des Landes verwiesen werden. Sein Bruder bat uns, seinen Fall zu übernehmen. Wir stellten eine Kaution und verpflichteten Rechtsanwalt Weinberger für den Fall. Er war schwierig, weil ein Schuldbekennnis vorlag. Aber zu unserer Freude waren wir erfolgreich.“ (Fast 35 Jahre später, im Jahre 1955, wurde Irving Potash nach Polen deportiert, nachdem er unter dem faschistischen Smith-Gesetz eine Gefängnisstrafe verbüßt hatte.)

Ich berichtete, daß immer mehr Redner angefordert wurden, für Sacco und Vanzetti zu sprechen. Ich erhielt Briefe vom Liberalen Klub der Universität Pennsylvanien, vom Liberalen Studentenklub der Harvard-Universität, von Mrs. Elizabeth G. Evans von der Liga für Demokratische Kontrolle, vom Komitee für bürgerliche Freiheiten in Neuengland, das ein Abendessen veranstalten wollte, um Geld aufzubringen, und von vielen Gewerkschaften. Mittlerweile gaben wir in unserem Büro in New York schon [462:] wöchentliche Pressebulletins heraus, die von John Bffel geschrieben wurden und an fünfhundert Zeitungen gingen. Eine äußerst ungewöhnliche Versammlung, auf der ich sprach, fand im April 1921 in Bridgewater (Massachusetts) statt. Es war die Stadt, in der der Raubüberfall auf den Wagen der L. G. White Shoe Company mit den Lohngehdern verübt worden war, das Verbrechen also, für das man Vanzetti bereits verurteilt hatte. Es war Bffels Idee, diese Versammlung abzuhalten, von der er sich eine große propagandistische Wirkung versprach. Ich muß gestehen, daß ich mit einer ziemlichen Angst den Zug nach Bridgewater bestieg. Wir stiegen auf demselben Bahnhof aus, der in den Zeugenaussagen erwähnt worden war, und gingen die Straße entlang, über die auch der Wagen mit den Lohngehdern gefahren war.

Es war eine stille Kleinstadt, wie es viele in Neuengland gibt, mit breiten Straßen und einem hübschen weißen Gasthaus auf dem Hauptplatz. Dieses Gasthaus, Bridgewater Inn, war unser Ziel. Der Besitzer, George Alcott, ein ortsansässiger Sozialist, übernahm die Vorbereitung der Versammlung; er

holte die polizeiliche Genehmigung ein, ließ Flugzettel drucken und verteilte sie selbst. Nach dem Abendessen fuhr er seinen Wagen auf den Platz vor dem Gasthaus unter die weit ausladenden Bäume. Langsam versammelten sich die Stadtbewohner, bis etwa fünfhundert beisammen waren, darunter drei Polizisten. Ich empfand mit aller Eindringlichkeit, was es bedeutete, vor diese Menschen aus Neuengland hinzutreten und ihnen sagen zu müssen, daß Vanzetti, ein Ausländer und Anarchist, ein unschuldiger Mann sei, daß man ihn fälschlich beschuldigt habe und Bewohner dieser Stadt, die unter den Anwesenden sein konnten, sich entweder getäuscht oder wissentlich gelogen hätten. Ich fühlte die Kälte, die mir entgegenschlug, als Beffel mich vorstellte. Ich wußte, hier mußte alles glatt gehen, denn wenn in Bridgewater eine Versammlung von in Wut geratenen Stadtbewohnern auseinander-[463:]gejagt wurde, dann mußte das im ganzen Land wie ein Blitz einschlagen und Sacco und Vanzetti ungeheuer schaden. Ich bemühte mich also aus ganzer Kraft, diesen ernstesten, zugeknöpften Neuengländern die Geschichte von Vanzetti klarzumachen. Schließlich fühlte ich mit dem sechsten Sinn, der einen Redner mit seiner Zuhörerschaft verbindet, daß etwas in ihnen vorging, daß sie auftauten und sogar etwas freundlich wurden, als ich von den Widersprüchen und Inkonsequenzen in der Beweisführung sprach, als ich zum Beispiel die Frau erwähnte, die einen Polizisten als den Banditen identifiziert hatte, und den Jungen, der einen Ausländer daran erkennen wollte, wie er rannte. Polizeichef Stewart schien sich keiner allzu großen Beliebtheit zu erfreuen, denn sie lachten schallend darüber, daß er die Nummer des Banditenwagens verloren hatte. Wir veranstalteten eine Sammlung, die neunzehn Dollar einbrachte – ein bemerkenswerter Erfolg unter den gegebenen Umständen. Die Zuhörer sagten: „Kommen Sie wieder!“ Als ich in einer nahegelegenen Imbißstube auf die Straßenbahn wartete, lud mich der Angestellte zu einem Glas Limonade ein. Dann stiegen wir in die Straßenbahn nach Brookline – dieselbe Linie, auf der Sacco und Vanzetti verhaftet worden waren. Wir mußten eine Stunde auf den Zug nach Boston warten, und als wir Licht in Mr. Callahans Büro sahen, entschlossen wir uns, ihn aufzusuchen. Er war ein recht schweigsamer Ire. Als er hörte, wo wir gewesen waren, sagte er: „Eine ganz schöne Leistung! Wie wäre es mit einem Kognak?“ Ja, den könnte ich gut brauchen, versicherte ich ihm. Ich glaube nicht, daß es dem nüchternen Beffel jemals in den Sinn gekommen ist, was ich in Bridgewater durchgemacht habe. Ihn beschäftigte es, daß ich den Namen der Schuhfabrik nicht richtig aussprach und nicht das genaue Kaliber der Pistole nannte. Auf der Heimfahrt in der Eisenbahn machte er mich in aller Form auf diese Fehler aufmerksam. Ich versicherte ihm, daß ich das nächste Mal daran denken würde.

[464:]

Der Prozeß gegen Sacco und Vanzetti

Schon Monate vor dem Prozeß, der am 31. Mai 1921 begann, war der Bezirk Norfolk der Schauplatz einer intensiven Flüsterkampagne gegen Sacco und Vanzetti und gegen ihre Freunde, die Anarchisten und Bombenwerfer seien, und es wurde auch prophezeit, daß während des Prozesses ein Terrorregime losbrechen würde. Am Tage der Eröffnung war das Bezirksgericht in Dedham von bewaffneten Polizisten und Beamten in Zivil umstellt. Die beiden Angeklagten wurden aneinandergefesselt und von acht Polizisten bewacht vom Gefängnis in das Gerichtsgebäude gebracht. Das wiederholte sich in den sechsunddreißig Tagen, die der Prozeß dauerte, Tag für Tag. Die Angeklagten wurden in einen eisernen Käfig gesteckt, ein barbarischer Brauch in Massachusetts, und von vier bewaffneten Polizisten bewacht. Das brachte eine Atmosphäre der Furcht in den Gerichtssaal und ließ die Angeklagten als gefährliche Verbrecher erscheinen.

Die Geschworenen, die täglich durch die bewachten Tore des Gerichtsgebäudes gingen, schritten an den Zuschauern vorbei, die auf Einlaß warteten und von der Polizei nach verborgenen Waffen durchsucht wurden. Richter Thayer machte bei der Auswahl der Geschworenen, und nachdem die Geschworenen den Eid abgelegt hatten, unangebrachte Bemerkungen über Patriotismus und Regierungstreue, die offensichtlich gegen die als Radikale bekannten Angeklagten gerichtet waren. Während des gesamten Prozesses machte er immer wieder abfällige Bemerkungen über die Angeklagten und brachte seinen Widerwillen gegen sie in einer Form zum Ausdruck, die in keinem Gerichtsprotokoll ihren Niederschlag finden kann – durch Tonfall, Gesichtsausdruck und Gesten, nicht viel anders, als es viele Jahre später Richter Medina im Prozeß gegen die Kommunisten am Foley Square

tat. In seiner Ansprache an die Geschworenen [465:] überschritt er weit seine Befugnisse. Statt den Geschworenen die vorschriftsmäßigen juristischen Erläuterungen zu geben, rief er sie auf, ihre Pflicht als treue Bürger zu tun und in ihrer Entscheidung den gleichen Mut zu zeigen, „wie ihn der amerikanische Soldat bewies, als er auf den Schlachtfeldern Frankreichs kämpfte und sein Leben hingab“. Offensichtlich wollte er damit die Angeklagten als Männer hinstellen, die imstande waren, Gewalt gegen die Geschworenen anzuwenden. Eine einzige Waffe wurde bei den Besuchern gefunden, und die gehörte einem Hilfssheriff aus einem anderen Bezirk! Trotzdem wurde eine Atmosphäre geschaffen, als befände man sich unter in die Enge getriebenen Verbrechern.

Schikanen innerhalb und außerhalb des Gerichtssaals machten den Verteidigern das Leben schwer. Es mußten sechstausend Dollar aufgebracht werden, um die Gerichtsstenogramme zu bezahlen, da sich Mr. Katzman, der Ankläger, weigerte, sich wie sonst allgemein üblich an den Kosten zu beteiligen. In elfter Stunde versuchte man, Frank López, den in Spanien geborenen Sekretär des Verteidigungskomitees für Sacco und Vanzetti, auszuweisen. Er war Familienvater, qualifizierter Möbeltischler und lebte seit 1904 in den Vereinigten Staaten, in die er als Neunzehnjähriger eingewandert war. Er war ein wichtiger Zeuge für die Verteidigung, und das Arbeitsministerium erklärte sich schließlich bereit, seine Ausweisung bis zur Beendigung des Prozesses aufzuschieben.

Die Anklage der Regierung beruhte ebenso wie bei der Verhandlung gegen Mooney auf Aussagen von angeblichen Augenzeugen, die die Angeklagten erkannt haben wollten. Kein Versuch wurde unternommen, um einen etwaigen Zusammenhang zwischen den in South Braintree am 15. April 1920 geraubten achtzehntausend Dollar und einem der Angeklagten oder anderen ihnen nahestehenden Menschen festzustellen. Sieben Zeugen versuchten, sie zu identifizieren. Am 18. Mai 1920 hatte [466:] Louis Wade vor dem untergeordneten Gericht Richter Averys gesagt: „Ich kann mich aber auch irren.“ Frances Devlin hatte gesagt: „Ich kann es nicht positiv sagen.“ Mary Splaine hatte gesagt: „Ich glaube nicht, daß ich unter den gegebenen Umständen sagen kann, das ist der Mann.“ Jetzt, über ein Jahr später, machten sie viel eindeutiger Aussagen, die aber nach dem Prozeß entweder zusammenfielen oder sich als Meineide erwiesen. Im Gegensatz zu den fragwürdigen Aussagen dieser Leute waren die Verteidiger in der Lage, achtundzwanzig Menschen vorzuführen, die selbst auf dem Schauplatz des Verbrechens gewesen waren und übereinstimmend aussagten, daß sie weder Sacco noch Vanzetti gesehen hatten. Einige dieser Zeugen waren in so großer Nähe gewesen, daß die Banditen auf sie hätten schießen können, und sie hatten sie deutlich gesehen. Einige der Zeugen der Staatsanwaltschaft hatten an den Fenstern der Schuhfabrik und einer anderen nahegelegenen Fabrik gestanden. Eine Frau sagte aus, der Mann, den sie gesehen hatte, sei ein Ausländer gewesen, denn „er sah im Gesicht so blauschwarz aus, wie es bei den Ausländern nach dem Rasieren immer ist“ !

Die Verteidiger bewiesen außerdem, daß Sacco und Vanzetti meilenweit vom Schauplatz des Verbrechens entfernt gewesen waren. Sacco war in Boston im italienischen Konsulat gewesen, um einen Paß zu beantragen. Der Konsulatsangestellte war mittlerweile wieder nach Rom zurückgekehrt, aber er sagte vor dem dortigen amerikanischen Generalkonsul unter Eid aus, daß Sacco an dem betreffenden Tag in Boston war. Er erinnerte sich an das große Familienbild, daß Sacco gebracht hatte und von dem Rosa Mrs. Vorse und mir erzählt hatte. Andere sagten aus, daß sie Sacco in einem Restaurant in Boston gesehen hatten. Elf Stadtbewohner sagten aus, daß Vanzetti an dem Tage in Plymouth, fünfundzwanzig Meilen vom Tatort entfernt, seiner täglichen Arbeit nachgegangen war.

[467:] Der Anwalt für das Commonwealth (wie Massachusetts merkwürdigerweise genannt wird) berief sich vor allem auf psychologische Argumente – „Schuldbewußtsein“. Er stützte sich dabei darauf, daß Sacco und Vanzetti am 5. Mai 1920, zwanzig Tage nach dem Verbrechen, gelogen hatten. Der Staatsanwalt sagte, sie wären mit zwei anderen Männern, Boda und Ociani, zu einem Mann namens Johnson gegangen, wo Boda seinen Wagen, einen Overland, in der Garage hatte. (Der Wagen der Mörder wurde als ein Buick identifiziert.) Mrs. Johnson, die plötzlich vier „Ausländer“ vor sich sah, hatte die Polizei gerufen. Sacco und Vanzetti waren später in der Straßenbahn verhaftet worden. Die beiden anderen Männer wurden nicht verhaftet. Weil Sacco und Vanzetti, wie ich bereits früher schilderte, nicht sagen wollten, wo sie gewesen waren und mit wem, warf man ihnen ein „Schuldbewußtsein“ vor. Mit diesem schmutzigen juristischen Kniff zwang Katzman die Verteidiger, die Frage

der radikalen Einstellung Saccos und Vanzettis und Beweise für ihre Tätigkeit zur Sprache zu bringen, und dann stritt er jede Verantwortung ab.

Beide Angeklagten machten ausführliche Aussagen. Sie erklärten, ihre falschen Angaben vor der Polizei seien erstens darauf zurückzuführen, daß sie sich während des Krieges nicht zur Armee gemeldet hätten und nach Mexiko gegangen seien. Zweitens, als Vanzetti im April 1920 in New York war, habe ihm der Sekretär des dortigen italienischen Verteidigungskomitees, Luigi Quintiliano, auf Anraten des Rechtsanwalts Walter Nelles gesagt, daß neue Verfolgungen zu erwarten seien und daß sie deshalb irgendwelche in ihrem Besitz befindliche anarchistische Literatur vernichten oder verbergen sollten. Er habe das seinen Genossen in Neuengland mitgeteilt, und sie hätten beschlossen, einen Wagen zu nehmen, die gesamte Literatur in den Wohnungen aller Genossen zu sammeln und an einen sicheren Ort zu bringen. Am Abend ihrer Verhaftung habe sich die Polizei nur für ihre radikalen Auffassungen und Verbindungen interessiert und [468:] kein Wort über das Verbrechen von Braintree gesagt. Sie waren also vollauf zu der Annahme berechtigt, daß es sich um eine Verhaftung aus politischen Gründen handele.

Sie sagten, sie seien entschlossen gewesen, sich selbst und ihre Freunde zu schützen, und deswegen hätten sie keine wahrheitsgemäßen Angaben gemacht. Sie hätten guten Grund für ihre Befürchtungen, denn nur zwei Tage vorher habe man ihren Genossen Salsedo tot aufgefunden. Das Commonwealth machte auch viel Wesens davon, daß die beiden Männer bei ihrer Verhaftung bewaffnet waren. Eine Untersuchung, die von drei angesehenen Rechtsanwälten für das Komitee für bürgerliche Freiheiten von Neuengland angestellt wurde, darunter einem ehemaligen Staatsanwalt, kam zu folgender Feststellung: „Man kann mit Sicherheit annehmen, daß fünfundsiebzig Prozent aller Italiener Waffen tragen.“ Saccos Arbeitgeber, Mr. Kelley, der über den Charakter des Angeklagten vernommen wurde, sagte aus, daß er Sacco schon drei Jahre beschäftige. Er wisse, daß er immer eine Waffe trage und habe ihm oft die Nachtwache in der Fabrik überlassen. Es wäre für ihn ein leichtes gewesen, Waren im Werte von mehr als zwanzigtausend Dollar zu stehlen, wenn er das gewollt hätte. Damals war es bei den Arbeitern viel gebräuchlicher als heute, Waffen zu tragen.

Durch Polizeizeugen versuchte man zu beweisen, der tödliche Schuß sei aus Saccos Colt abgegeben worden. Aber Sachverständige von der US Cartridge Company und der Colt Automatic Pistol Company stritten das rundweg ab. Hauptmann Proctor von der staatlichen Polizei war ein merkwürdig zurückhaltender Zeuge und sagte später dem Sachverständigen für Ballistik, Albert H. Hamilton, er sei überzeugt, der tödliche Schuß sei nicht aus Saccos Pistole abgefeuert worden. Die Geschworenen verhandelten fünf Stunden und sprachen beide Männer des Mordes schuldig.

Das Urteil des Komitees für bürgerliche Freiheiten von Neueng-[469:]land stimmte nicht mit dem der Geschworenen überein. Es hieß darin, „die unerläßlichen Elemente eines gerechten Verfahrens“ seien Sacco und Vanzetti nicht gewährt worden. Weiter hieß es: „Nichts ist bis zu dieser Stunde geschehen, was in irgendeiner Weise unser Vertrauen zu Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti erschüttert hätte. Ja, unser Vertrauen ist heute größer als vor der Gerichtsverhandlung. Heute, nachdem wir ihre Aussagen gehört, nachdem wir sie auf dem Zeugenstand gesehen und die Anklage des Commonwealth vernommen haben, glauben wir aufrichtig, daß sie unschuldig am Verbrechen von Braintree sind... Wir sind entschlossen, dafür zu sorgen, daß in irgendeiner Form, irgendwie, das Unrecht wiedergutmacht wird, das die zwölf Männer des Geschworenengerichts Sacco und Vanzetti zufügten.“ Das war das Urteil von Millionen Menschen.

Die Welt als Geschworenengericht

Nun begann der lange und schwere Kampf um einen neuen Prozeß, der sechs Jahre lang bei den halsstarrigen Gerichten des Commonwealth von Massachusetts immer wieder auf taube Ohren stieß. Es waren lange, qualvolle Jahre für Sacco und Vanzetti, in denen ihnen allein das stürmische Anwachsen der Bewegung für ihre Befreiung Mut machte. Vanzetti wurden die Tage des Wartens dadurch erleichtert, daß er im Zuchthaus von Charlestown in einer Werkstatt arbeiten konnte. Er fand großen Trost im Lesen und Schreiben. Sein Englisch verbesserte sich zusehends, und seine Schriften in der neuen Sprache waren von außerordentlicher Schönheit. Eine merkwürdige Freundschaft entwickelte sich

zwischen der ernsten, schon recht bejahrten Liberalen Mrs. Glendower Evans und Vanzetti, über die der veröffentlichte Briefwechsel Auskunft gibt. Sacco litt viel [470:] mehr unter dem Gefängnisleben. Er sehnte sich nach Frau und Kindern, nach seiner Arbeit in der Fabrik, nach seinen Kollegen, nach einer Tätigkeit. Der Müßiggang war ihm eine Qual. Leider konnten die beiden in diesen furchtbaren Jahren nicht zusammen sein und sich gegenseitig aufrichten.

Der Schuldspruch wurde überall in der Welt mit ungläubiger Bestürzung aufgenommen. Eine Welle empörter Proteste ergoß sich über die amerikanischen Gesandtschaften in jeder Hauptstadt, ob groß oder klein. Die Demonstrationen häuften sich, bis die amerikanische Presse voll war von Nachrichten über verbarrikadierte und gestürzte Gesandtschaften und über den Einsatz von Truppen zum Schutz der Gesandtschaften. Die Namen der einst unbekannteren italienischen Einwanderer waren auf den Lippen von Millionen, die ihren Protest in alle Welt hinausschrien. Rom, Paris, Moskau, London, Barcelona, Mailand, Genua, Mexiko, Montevideo, Buenos Aires, Havanna, Tokio, Berlin und Lissabon waren Namen, die überall in der Presse auftauchten. In Paris wurden zwanzig Arbeiter von der Polizei verwundet. Eugene V. Debs schickte die fünf Dollar, die er bei seiner Entlassung aus dem Zuchthaus von Atlanta erhielt, an den Verteidigungsfonds für Sacco und Vanzetti. Tom Mooney, der nun schon fünf Jahre im Zuchthaus saß und dem Galgen nur mit knapper Not entgangen war, verknüpfte seinen Fall mit dem Saccos und Vanzettis, obwohl ihm viele Freunde in Kalifornien davon abrieten. Er benutzte seine Zeitschrift, „Tom Mooney's Monthly“, um beide Justizverbrechen anzuprangern und zu zeigen, wie in beiden Fällen die Zeugen als Lügner, Meineidige und gemeine Verbrecher entlarvt wurden, die man entweder unter Druck gesetzt oder gekauft und bezahlt hatte. In einer dramatischen Parallele fielen diese beiden Beispiele vom tödlichen System der Justizverbrechen mit Hilfe meineidiger Zeugen schließlich in sich zusammen. Die Arbeiterklasse in San Franzisko und in Boston kämpfte mit ihren Fäusten dagegen [471:] an. Hätte man Sacco und Vanzetti zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wie Tom Mooney, auch sie wären letzten Endes rehabilitiert und in Freiheit gesetzt worden.

Im Fall Mooney waren die Hauptzeugen Oxman und McDonald und die beiden Edeau-Frauen schon 1921 gründlich entlarvt und in Mißkredit geraten. Der gleiche Prozeß begann nun in Boston. Natürlich dauerte das alles seine Zeit, und erst am 8. November 1923 konnte man, nachdem die Zeugen entlarvt waren, auf dieser Grundlage einen neuen Prozeß beantragen. Inzwischen wurden umfassende Vorbereitungen für eine Berufung vorgenommen, die beim Obersten Gericht des Bundesstaates eingereicht werden sollte. Einer der stärksten juristischen Faktoren dafür war bereits von Vanzetti bei meinem ersten Besuch zur Sprache gebracht worden. Er stützte sich darauf, daß Richter Thayer, als er eine gesonderte Verhandlung für jeden der Angeklagten ablehnte, die Möglichkeiten eines gerechten Verfahrens beeinträchtigt hatte.

Die Verteidiger, insbesondere Fred Moore, leisteten eine heroische Arbeit mit ihrer unermüdlichen Überprüfung der Zeugen der Staatsanwaltschaft, durch die ihre Aussagen völlig zunichte gemacht wurden. Schließlich wurden vier Anträge auf ein neues Verfahren eingereicht, aber leider mußten sie zunächst dem Richter des ersten Verfahrens, Webster Thayer, vorgelegt werden, dessen Voreingenommenheit allgemein bekannt war. Er hatte den Fall in aller Offenheit auf dem Golfplatz von Worcester, seinem Wohnort, diskutiert und aus seiner Verachtung für die Angeklagten kein Hehl gemacht. Während der Verhandlung fragte er verschiedentlich die Journalisten, wie sie die Art seiner Prozeßführung beurteilten, und verlangte schließlich, sie sollten eine Erklärung veröffentlichen, „daß dieser Prozeß fair und unparteiisch geführt wird“. Er wandte sich an Frank P. Sibley, den Meisterreporter des Bostoner „Globe“ und Doyen der Reporter, und fragte: „Sibley, Sie sind der Älteste [472:] hier, was meinen Sie?“ Darauf gab Sibley seine klassische Antwort: „Euer Gnaden, so etwas habe ich noch nie erlebt!“

In den nächsten sechs Jahren spielte sich mit entsetzlicher Eintönigkeit immer wieder das gleiche ab. Anträge für ein erneutes Verfahren wurden eingereicht und immer wieder von Richter Thayer lächerlich gemacht und abgelehnt. Richter Thayer wurde immer hysterischer, fast irrsinnig, wenn es um „diese anarchistischen Hunde“ ging, wie er sie 1924 Professor Richardson vom Dartmouth College gegenüber nannte. Vollständig lautete seine Bemerkung folgendermaßen: „Haben Sie gesehen, was

ich neulich mit diesen anarchistischen Hunden gemacht habe?“ (Er meinte die Zurückweisung eines Antrages auf ein neues Verfahren.) „Ich denke, jetzt werden sie wieder eine Weile Ruhe halten! Sollen sie doch zum Obersten Gericht gehen und sehen, was sie dort erreichen können!“

Professor Felix Frankfurter von der juristischen Fakultät der Harvard-Universität schrieb einen Artikel für die Zeitschrift „Atlantic Monthly“, in dem er den Fall beschrieb und die Fehler, Entstellungen und Voreingenommenheiten Richter Thayers entlarvte. Er stellte fest, daß Richter Thayer die Protokolle gefälscht hatte, daß er aus den Aussagen Saccos falsche Auszüge wiedergab, die nicht in den Protokollen enthalten waren.

Die vier neuen Anträge für ein neues Verfahren begannen mit der Entlarvung des Vorsitzenden der Geschworenen, Ripley, eines ehemaligen Polizeichefs, der einem seiner Freunde, Daly, ein paar Tage vor dem Prozeß gesagt hatte, daß er zu dem Geschworenengericht im Prozeß gegen die beiden „Ginneys“ gehören werde. Daly bemerkte, er glaube nicht, daß sie schuldig seien, woraufhin Ripley hitzig antwortete: „Verdammt nochmal, hängen müssen sie trotzdem!“ Felix Frankfurter stellte in seinem 1927 veröffentlichten Buch über Sacco und Vanzetti fest: „Daß ein Mann dieser Einstellung ungeeignet ist, als Geschworener aufzutreten, bedarf wohl keines weiteren Kommentars.“ (Es [473:] ist nur schwer verständlich, warum Richter Frankfurter dann nicht Jahre später dem Beispiel Richter Hugo Blacks folgte und die gleiche Frage im Zusammenhang mit dem Geschworenen Russell Janney im Fall Eugene Dennis aufwarf.)

Louis Pelzer und Lola Andrews, Zeugen der Staatsanwaltschaft, die ursprünglich die Angeklagten erkannt haben wollten, nahmen ihre Aussagen zurück. Der Zeuge, der unter dem falschen Namen Carlo E. Goodridge auftrat, wurde später als der verkommene Lump und Verbrecher Whitney entlarvt. Dem Staatsanwalt war die Vorgeschichte dieses Mannes bekannt, als er ihn als Zeugen auftreten ließ. Bei jeder neuen Enthüllung dieser Art wurde ein Antrag auf ein neues Verfahren gestellt. Außerdem wurde ein weiterer Antrag auf Widerrufung des Urteils eingebracht, der sich darauf stützte, daß der Vorsitzende der Geschworenen, Ripley, ohne daß es im Protokoll vermerkt worden war, vier Patronen in den Geschworenenraum gebracht hatte, um sie mit der vorliegenden Patronenhülse der Mordwaffe zu vergleichen, und daß er diese Patronen den Geschworenen gezeigt hatte. Überdies war es den Verteidigern gelungen, einen kaufmännischen Vertreter, Roy Gould, zu finden, auf den die Banditen geschossen und dessen Mantel sie durchlöchert hatten. Er hatte dies den Behörden mitgeteilt und sich bereit erklärt, als Zeuge auszusagen. Aber die Staatsanwaltschaft lud ihn nicht vor, zweifellos weil er eindeutig erklärte, er habe keinen der beiden Angeklagten zur Zeit des Verbrechens am Tatort gesehen.

„Eine gräßliche Vergewaltigung der Gerechtigkeit“

„Ewig blüht die Hoffnung in der Menschenbrust!“ Das verspürten alle, die Sacco und Vanzetti in den zwei Jahren nach dem Prozeß verteidigten. Die Entlarvung der drei Hauptzeugen [474:] als Meineidige und Lügner und die Enthüllung über die empörende Haltung des Vorsitzenden der Geschworenen veranlaßten das Komitee für Sacco und Vanzetti, ein vierseitiges Flugblatt herauszugeben, das in triumphierendem Ton über alle Einzelheiten Auskunft gab. Es trug den Titel: „Der Sieg ist nahe“. Eine Zeichnung auf der Titelseite zeigte Sacco und Vanzetti hinter vier Gitterstäben, die von einer mächtigen Hand mit der Aufschrift „Arbeiterbewegung“ zur Seite gebogen wurden. Die Stäbe trugen die Namen der Entlarvten — Goodridge, Andrews, Pelzer und Ripley. Angesichts dieser Enthüllungen forderte auch die AFL auf ihrem Kongreß von 1922 in Cincinnati (Ohio) „ein neues Verfahren für Sacco und Vanzetti, die im Staat Massachusetts von einem befangenen Geschworenengericht unter dem Einfluß eines voreingenommenen Richters als Mörder verurteilt wurden“.

Auf ihrem Kongreß in El Paso (Texas) im Jahre 1924 charakterisierte die AFL die gerichtliche Verfolgung Saccos und Vanzettis als „eine gräßliche Vergewaltigung der Gerechtigkeit“ und forderte nochmals „ein neues Verfahren für diese schutzlosen Opfer rassistischer und nationaler Vorurteile und des Klassenhasses“. Im „Journal“, der Zeitung der Lokomotivführer, hieß es ungeschminkt: „Muß die Gerechtigkeit so blind, müssen Richter so voreingenommen sein, daß man Männer hängen kann, wenn das Beweismaterial keinen Zweifel darüber läßt, daß sie unschuldig sind?“ Aber Richter Thayer

zögerte jede Entscheidung hinaus. Es dauerte Monate, bevor er einen Antrag behandelte und einmal über das andere ablehnte. Es war schwer, ein ständiges Interesse wachzuhalten, während sich der Fall endlos in die Länge zog, ohne daß etwas geschah. Andere Ereignisse im Klassenkampf drängten sich in den Vordergrund und beanspruchten die Aufmerksamkeit der Menschen. 1923 saßen noch immer dreiundfünfzig Gefangene aus der Kriegszeit in den Bundeszuchthäusern. In einigen Fällen aus den Kriegs-[475:]jahren standen die Berufungsverhandlungen noch aus. In den Gerichten wurden zahlreiche Deportationsverfahren verhandelt. In Pennsylvanien standen achtunddreißig Kommunisten auf Grund des bundesstaatlichen Gesetzes gegen Aufruhr unter Anklage. In Michigan wurden zweiundzwanzig Kommunisten unter Berufung auf das Gesetz gegen Aufruhr und Syndikalismus in Haft gehalten, weil sie im Sommer 1922 an dem Parteitag in Bridgman (Michigan) teilgenommen hatten. Zu all dem kam noch hinzu, daß in West-Virginia gegen die Vereinigten Bergarbeiter eine Reihe von Prozessen wegen Mord und Landesverrat liefen, die mit dem bewaffneten Marsch der Bergarbeiter im Bezirk Logan im Jahre 1921 in Zusammenhang standen, und daß die Arbeiterbewegung an einem Dutzend Orten den Kampf gegen Prozesse auf Grund von Zwangsverfügungen führte.

Bis zum November 1922 hatte das Komitee für Sacco und Vanzetti 155.000 Dollar verausgabt und hatte 8000 Dollar Schulden. Es hatte zu Hunderttausenden Flugblätter und Broschüren gedruckt, in englischer, italienischer, spanischer, portugiesischer, französischer und deutscher Sprache. Es hatte Versammlungsreisen für italienische und englische Redner organisiert. Zu den Rednern gehörten Fred Biedenkapp, ich und andere. Es hatte Propagandaleute, Rechtsanwälte und Mitarbeiter für die Untersuchungen bezahlen müssen. Das Gerichtsprotokoll war zehntausend Seiten stark. Das Komitee hatte sachverständige Zeugen hinzuziehen müssen, was mit großen Kosten verbunden war. Es war in einer verzweifelten Notlage und brauchte Geld. In Neuengland war die Arbeitslosigkeit groß, besonders in der Schuh- und Textilindustrie, und die Bergarbeiter, die über zwei Jahre lang hohe Beträge gespendet hatten, steckten in einem großen Streik.

1922 war in New York ein Fonds gebildet worden, der als „Amerikanischer Fonds für öffentliche Dienste“ bekannt war. [476:] Norman Thomas war der Vorsitzende, Roger Baldwin der Sekretär, und dem Direktionskomitee gehörten Harry F. Ward, William Z. Foster, James Weldon Johnson, Sidney Hillman, Lewis Gannet und Scott Nearing an. Fred Moore schickte durch mich einen Antrag, in dem um Geldmittel bis zu fünftausend Dollar gebeten wurde, um „besondere Untersuchungsarbeiten durchzuführen“. Ich schickte den Antrag in das Büro des Fonds. Man nannte ihn scherzhaft den „Girlandenfonds“, weil der Grundstock, eine Million Dollar in Aktien der First National Bank of New York, von einem jungen Mann namens Garland (Girlande) zur Verfügung gestellt worden war. Den Antrag begleitete ein Schreiben des Verteidigungskomitees für Sacco und Vanzetti, in dem mitgeteilt wurde, dem Komitee sei der Inhalt des Antrages bekannt und es sei „restlos über den von Mr. Moore dargelegten Plan informiert, der, wenn er verwirklicht werden kann, unsere volle Billigung findet“. Das Schreiben war von A. Felicani, F. López und F. Guadagni für das Exekutivkomitee unterzeichnet. Dieses Dokument sollte für die weiteren Ereignisse äußerst wichtig werden.

Es handelte sich dabei um eine Untersuchung in ganz neuer Richtung, außerhalb des Prozesses, um einen Versuch, festzustellen und zu beweisen, wer tatsächlich den Raubüberfall von Braintree verübt hatte. Fred Moore war auf Grund einiger Anhaltspunkte, auf die er in der Unterwelt von Boston gestoßen war, davon überzeugt, daß eine besonders auf den Raub von Lohngeldern eingespielte Bande nicht nur dieses Verbrechen verübt hatte, sondern auch andere vor und nach ihm. Das stellte uns vor die Aufgabe, endlosen Hinweisen nachzuspüren, die die Mitarbeiter der Verteidigung in alle Teile des Landes führten. Auf einer meiner unzähligen Versammlungsreisen für Sacco und Vanzetti gab und erhielt ich Informationen von IWW-Gefangenen in Leavenworth. Mit Hilfe des Garland-Fonds und der immer zögernder erteilten Billigung des Verteidigungs-[477:]komitees ging Fred fieberhaft jedem Hinweis nach. Einige der Anarchisten begannen, an dieser Verfahrensweise zu zweifeln. „Das ist Sache der Regierung und nicht unsere!“ pflegten sie zu sagen.

Nach drei langen Jahren, die er müßig in einer Gefängniszelle verbringen mußte, nur durch gelegentliche Gerichtsverhandlungen unterbrochen, bei denen er neben Vanzetti in den eisernen Käfig gesperrt wurde und mit anhören mußte, wie juristische Argumente für eine neue Gerichtsverhandlung

wirkungslos blieben und von dem verhaßten Richter Thayer verhöhnt und abgelehnt wurden, nahm Nicola Sacco die Sache selbst in die Hand. Er folgte dem Beispiel des heldenhaften Bürgermeisters von Cork in Irland, McSweeney, trat in den Hungerstreik und lehnte einunddreißig Tage jede Nahrung ab. Am 17. März 1923 richteten wir einen Appell an die Arbeiterklasse: „Nicola Sacco stirbt!“ Seine Frau, die Rechtsanwälte und die Genossen beschworen ihn, sein Mitangeklagter Vanzetti schickte ihm eine Botschaft – aber Sacco war entschlossen, seinen Protest geltend zu machen. Daraufhin erklärte sich Richter Thayer nach Beratungen mit den Richtern des Obersten Gerichts von Massachusetts bereit, die lange vertagten Anträge auf ein neues Verfahren anzuhören. Sacco war zu schwach, um in den Gerichtssaal gebracht zu werden. Psychiater wurden zugezogen, und er wurde für zwei Wochen zur Beobachtung in die Nervenklinik in Boston überwiesen. Um zu beweisen, daß er geistig völlig normal sei und sein Hungerstreik nur eine Protestwaffe war, nahm Sacco im Krankenhaus wieder Nahrung an, nachdem Richter Thayer bezüglich der Anträge endlich etwas unternommen hatte. Anschließend wurde er in das Krankenhaus für kriminelle Geisteskranke in Bridgewater überführt und schließlich zurück nach Dedham in das Gefängnis gebracht, wo man ihm gestattete, Körbe zu flechten, um die Belastung der Untätigkeit zu mildern. Aber die Tatsache, daß Fred Moore als sein [478:] Anwalt eine Untersuchung durch Psychiater auf seinen Geisteszustand zugelassen hatte, konnte Sacco ihm niemals verzeihen, und ich glaube, auch Mrs. Sacco nicht. Es war für Fred Moore ein furchtbarer Entschluß gewesen, aber er hatte es getan, weil er das Leben Nicks um jeden Preis retten wollte.

Die dunklen Tage von 1924

Immer größer wurde 1924 die Unzufriedenheit des Komitees für Sacco und Vanzetti über die Ausgaben, die Fred Moores Untersuchungen verursachten. Das Geld kam langsam ein, in kleinen Beträgen, und wurde in großen Schecks ausgegeben. Es war für diese Arbeiter schwer, die Notwendigkeit der Untersuchungen zu verstehen, zumal die ideologischen Vorbehalte gegen diese ganze Sache bei den Anarchisten immer stärker wurden und sich auch Sacco ihrer Auffassung ganz entschieden angeschlossen. Vanzetti äußerte für gewöhnlich in keiner Frage eine von Sacco abweichende Meinung. Saccos Standpunkt war nicht von der Hand zu weisen. Er sagte: „Müssen wir die Schuld eines anderen nachweisen, um unsere eigene Unschuld zu beweisen?“ Er sagte, das sei ein schlechtes Beispiel und man werde es gegen andere Arbeiter ausnutzen, die sich in Zukunft gegen ähnliche falsche Beschuldigungen zu wehren haben würden. Er stellte fest, daß Mooney und Billings nicht diesen Weg gegangen waren. Er stand auf dem Standpunkt: „Es ist Sache der Staatsanwaltschaft, des Staates, die Schuldigen zu finden. Uns geht das nichts an.“

Die Anwälte und die praktisch denkenden Freunde der Verteidigung wiederum sagten: „Warum sollen Sacco und Vanzetti auf dem elektrischen Stuhl sterben für eine Mörderbande, die niemals einen Finger krumm machen wird, um sie zu [479:] retten?“ Sie machten geltend, daß Mooney und Billings Zuchthausstrafen erhalten hatten, nicht die Todesstrafe. Und als man schließlich Fred Moore gezwungen hatte, den Fall niederzulegen, hauptsächlich weil Sacco und Vanzetti darauf drangen, verfolgten die neuen Anwälte die gleichen Anhaltspunkte, die er in harter Arbeit und gegen eine erbitterte Opposition aufgespürt hatte. Diese Fragen der grundsätzlichen Politik und der Taktik in der juristischen Verteidigung führten zum Bruch zwischen Fred Moore und dem Komitee für Sacco und Vanzetti. Seine Bemühungen waren heldenhaft und seine Arbeit gewaltig. Er sollte hundertfünfzig Dollar in der Woche erhalten, aber oft verausgabte er das ganze Geld für die Arbeit. Seine Fehler wurden maßlos übertrieben und seine Hingabe und die unermüdliche Arbeit übersehen, als es zum Bruch kam.

Die Verteidigung setzte große Hoffnungen auf den „Proctor-Antrag“, nach dem ein Sachverständigenurteil abgegeben worden war, daß die tödliche Patrone niemals aus Saccos Pistole stammen konnte. Dieses Urteil wurde durch Fotografien erhärtet. Aber der Staat parierte mit den Aussagen anderer Sachverständiger, und die Sache wurde so kompliziert, daß sie über das Verständnis eines Laien ging. Für Richter Thayer waren natürlich immer die Auskünfte der für die Staatsanwaltschaft auftretenden Sachverständigen maßgeblich. Die eidesstattliche Erklärung Proctors enthüllte die Rolle, die er in diesem Justizverbrechen gespielt hatte. Es war das Zeugnis eines kranken und alten Mannes, der dem Tode nahe war und den sein Gewissen zwang, zugunsten von Menschen auszusagen, die er für unschuldig

hielt. Aus der Erklärung ging hervor, daß ihm der Staatsanwalt nach vorheriger Vereinbarung die Fragen so stellte, daß die Geschworenen aus seinen Antworten etwas anderes entnehmen mußten als das, was er wirklich sagte. Proctor führte in seiner eidesstattlichen Erklärung aus, daß der Staatsanwalt ihm ursprünglich ganz einfach die Frage stellen wollte, [480:] ob er davon überzeugt sei, daß der tödliche Schuß aus Saccos Pistole abgefeuert wurde, und er hätte darauf entgegnet, daß er eine solche Frage nur mit „Nein“ beantworten könne. Die Frage, die ihm Katzman daraufhin tatsächlich gestellt hatte, war so kunstvoll aufgesetzt, daß er darauf antworten konnte: „Meine Meinung ist, daß man schlußfolgern darf, er könnte aus dieser Pistole stammen.“ Danach wurde von Staatsanwalt und Richter während des Prozesses und nach dem Prozeß aus „könnte stammen“ „stammte“ gemacht. Im November 1924 wies der sadistische und empörende Richter Thayer erneut einen Antrag auf ein neues Verfahren zurück und fuhr dann zu einem Fußballspiel im Dartmouth College. Dort machte er Professor James Richardson gegenüber die schändliche Bemerkung über die Angeklagten, die ich bereits zitierte. Der Professor war so entrüstet und entsetzt, daß er eine eidesstattliche Erklärung darüber abgab. Mittlerweile hatte fast jede größere Gewerkschaft in den USA, die Föderationen der verschiedenen Bundesstaaten und die zentralen Organisationen der Arbeiter und örtliche Gewerkschaften ein neues Verfahren gefordert. Aber ein halsstarrer, giftiger, vertrockneter alter Mann, voller Haß und Furcht, stand zwischen Sacco und Vanzetti und der einfachen Gerechtigkeit eines neuen Gerichtsverfahrens. In diesem Jahr wurde in Boston von Mrs. Elizabeth Glendower Evans, Mrs. Anna D. Davis, Alice Stone Blackwell, John Codman und anderen bekannten Liberalen aus Neuengland eine Liga für ein neues Gerichtsverfahren ins Leben gerufen. Ihr gehörte auch John Van Vaerenwyck vom Verband der Zigarrenmacher an, der einen neuen Appell an alle amerikanischen Gewerkschaften richtete.

Die Ablehnung des „Proctor-Antrages“ durch Richter Thayer war eine Enttäuschung, die sogar den geduldischen und beherrschten Vanzetti außer Fassung brachte! Weihnachten 1924 trat er aus Protest in den Hungerstreik. Am 3. Januar 1925 wurde er [481:] von Richter Raymond vom übergeordneten Gericht auf Grund von Berichten staatlicher Irrenärzte in das bundesstaatliche Krankenhaus in Bridgewater überwiesen. Die Verteidiger verpflichteten den bekannten Psychiater Dr. Abraham Meyerson, der Vanzetti untersuchte. In seinem Bericht sagte er: „Ich glaube, er leidet an einer vorübergehenden Gefängnispsychose, die durch die außergewöhnlichen Umstände bedingt ist, in der sich ein geistig so reger Mensch befindet. Der lange juristische Kampf, das Trommelfeuer der Weltpresse und die Kampagnen internationaler Organisationen, das Todesurteil, das über ihm schwebt, die Gefängnisdisziplin, die Haft, der unzureichende Aufenthalt im Freien, all das hat einen vorübergehenden paranoiden Zustand hervorgerufen. Meiner Meinung nach wäre er in einem Krankenhaus besser untergebracht als in seiner gegenwärtigen Umgebung.“ Nachdem er fünf Jahre lang dem unerträglichen Druck ruhig standgehalten hatte, war er nun unter der Spannung und Ungewißheit zusammengebrochen. Aber sein Leiden wurde nicht durch irgendwelche Vorstellungen, sondern durch die schwarze und entsetzliche Wirklichkeit verursacht. Mit dieser neuen und besorgniserregenden Entwicklung traten wir in das fünfte Jahr ihres Höllendaseins.

Die Möglichkeiten, einen neuen Prozeß zu beantragen, waren erschöpft, alle Anträge waren von Richter Thayer zurückgewiesen worden. Hier hatte er jede Tür zugeschlagen. Im Frühjahr sollte der Fall vor das Oberste Gericht von Massachusetts kommen. Ich war im Dezember 1924 im Auftrag des Komitees für Sacco und Vanzetti und der Amerikanischen Vereinigung für bürgerliche Freiheiten in Massachusetts, Neues Leben begann die Verteidigungsbewegung zu erfüllen, nun, da es vorwärts ging, heraus aus der langen, trostlosen Folge von Verschleppungen und Ausflüchten vor dem Gericht Thayers. Das Sacco-Vanzetti-Komitee beschloß, sich zu erweitern und Vertreter aus der Arbeiterbewegung in Boston hinzuzuziehen, um die neu [482:] anlaufende Agitation zu leiten und Geld für die kostspielige Berufung beim Obersten Gericht zu sammeln. John Barry, ein Stahlarbeiter, wurde Vorsitzender des erweiterten Komitees. Der stellvertretende Vorsitzende, Michael Flaherty, war Maler und Mitglied der Zentralen Arbeiterunion von Boston. Schatzmeister blieb der ergebene und fleißige Maschinensetzer A. Felicani, der Tag für Tag im Betrieb arbeitete und sieben Jahre lang seine ganze Freizeit der Verteidigung seiner Genossen widmete. Ein Arbeiter aus dem Kohlenbergbau, Emilio Coda, wurde Sekretär. Er sandte einen Aufruf an alle Gewerkschaften der Vereinigten Bergarbeiter,

der unverzüglich fünftausend Dollar einbrachte. Er richtete auch einen Brief an alle Filialen des Verbandes der Damenbekleidungsarbeiter und erinnerte sie daran, wie großzügig diese Gewerkschaft sich auf zwei Kongressen gezeigt hatte. Er wies darauf hin, daß ihr Vorsitzender, Morris Sigman, Sacco und Vanzetti im Gefängnis besucht hatte, um die Grüße seiner Gewerkschaftskollegen zu übermitteln.

Jetzt vor eine höhere Instanz

Im Herbst 1924 entschied das Sacco-Vanzetti-Komitee, daß es notwendig sei, zur Einreichung der Berufung beim Obersten Gericht von Massachusetts eine Reorganisierung der bisherigen Gruppe von Verteidigern in Erwägung zu ziehen. Es wurde eindringlich darauf hingewiesen, daß man nunmehr einen Anwalt aus Neuengland brauche, daß Fred Moore, der ohnehin ein Außenseiter sei, bereits zwei Streiks auf seinem Konto habe, daß er durch sein kämpferisches Auftreten Feindseligkeit hervorgeufen habe und daß die langen Verzögerungen, die komplizierten gerichtlichen Verfahren und besonders seine beharrliche Forderung, „den Schuldigen zu finden“, die An-[453:]geklagten und ihre anarchistischen Freunde unwiederbringlich abgestoßen hätten. Das Sacco-Vanzetti-Komitee wandte sich in dieser Sache an die Amerikanische Vereinigung für bürgerliche Freiheiten und an die Arbeitervereinigung zur Verteidigung der Freiheit, um sich im Falle einer solchen Veränderung die weitere finanzielle Unterstützung zu sichern. Es wurde beschlossen, daß ich, da ich die gesamte Lage und alle beteiligten Personen kannte, nach Boston fahren, privat die Meinung aller Beteiligten einholen und dann Empfehlungen unterbreiten sollte.

Zunächst ging ich zu Fred Moore und berichtete ihm von meiner Aufgabe. Sie war nach meiner fünfzehnjährigen Zusammenarbeit und Freundschaft mit ihm alles andere als angenehm. Er versicherte mir, daß er es mir durchaus nicht übelnehme, daß ich meinen Auftrag erledigen müsse, und falls ich mit dem Ergebnis zurückkäme, daß allgemein sein Zurücktreten gewünscht werde, dann werde er es tun. Anschließend hatte ich lange Konferenzen mit Vertretern aller Richtungen – Konservativen, Gewerkschaftern, Sozialisten, Anarchisten, Kommunisten und Liberalen, darunter auch mit Professor Frankfurter von der Harvard-Universität. Die allgemeine Meinung war, daß unbedingt neue, angesehene ortsansässige Anwälte notwendig seien. Die Begründungen waren nicht alle die gleichen, und nicht alle, die ich sprach, schlossen sich der Kritik an Fred Moore an. Aber die dringende Forderung, insbesondere Saccos, daß Moore gehen müsse, und seine Drohung, daß er sonst dem Gericht in einem Brief mitteilen werde, Moore sei nicht mehr sein Anwalt, gaben den Ausschlag. Ich kehrte also mit einigen Mitgliedern des Komitees in Freds Büro zurück, um ihm mitzuteilen, daß ich keine andere Möglichkeit sehe, als ihn von diesem Fall zu entbinden. Daß es ein vernichtender Schlag für ihn war, versteht sich von selbst, aber er war objektiv genug und der Sache so treu ergeben, daß er immer bereit war zu helfen, wenn die neuen Anwälte ihn darum baten. Er starb Anfang der dreißiger Jahre in Los [484:] Angeles an Krebs. Er ist ein hervorragender Anwalt der Arbeiter gewesen.

Auf Empfehlung Professor Frankfurters wandten wir uns an William G. Thompson, einen ehemaligen Staatsanwalt in Boston, der nicht sehr geneigt war, den Fall zu übernehmen, und darauf bestand, fünfundzwanzigtausend Dollar im Voraus ausgezahlt zu erhalten. Ich fuhr in aller Eile nach New York zurück, um mit dem Garland-Fonds um eine Anleihe von zwanzigtausend Dollar an das Sacco-Vanzetti-Komitee zu verhandeln, zusätzlich zu dem, was das Komitee in Boston aufbringen konnte. Die Vereinigten Konfektionsarbeiter und der Verband der Damenbekleidungsarbeiter bürgten für mich. Ich kehrte mit dem Geld nach Boston zurück und suchte Mr. Thompson auf. Er war ein großer, gutausssehender, grauhaariger Mann. Er lächelte etwas sorgenvoll, als ich ihm den Scheck überreichte, und sagte: „Ich war gewiß, Sie könnten das Geld nicht aufbringen, Miss Flynn. Ich kann nicht sagen, daß ich froh darüber bin!“ Aber ehe der Fall zu Ende ging, fühlte auch er sich, ebenso wie Fred Moore, zu den Angeklagten hingezogen, insbesondere zu Vanzetti. Er war zutiefst von ihrer Unschuld überzeugt und kämpfte heldenhaft für sie in der juristischen Front. Er war aber gegen „Propaganda“ und öffentliche Versammlungen, und in dieser entscheidenden Frage stand das Komitee mit ihm im Widerstreit. Fred Moore, der kämpfende Arbeiteranwalt, hatte es auf diesem Gebiet angespornt. Er hatte verstanden, daß die einzige Möglichkeit zur Rettung Saccos und Vanzettis darin lag, Millionen Menschen außerhalb des Gerichtssaals zu mobilisieren, und daß nur durch eine solche Maßnahme die notwendigen Geldmittel aufgebracht werden konnten.

Nun begann beim Obersten Gericht von Massachusetts wieder das gleiche zermürbende Spiel. Die angesehenen Verteidiger aus Neuengland beeindruckten das Oberste Gericht nicht mehr, als sie Richter Thayer beeindruckt hätten. Es war ganz offensichtlich-[485:]lich, daß man entschlossen war, Richter Thayer zu stützen. Am 12. Mai 1926 erklärte das Oberste Gericht in einem Schriftstück, das zwei- und zwanzigtausend Worte enthielt und das sich mit sechsundsechzig separaten Anträgen befaßte, Richter Thayer habe in allen Fällen richtig entschieden und er habe seine richterliche Machtvollkommenheit nicht überschritten. Das Gericht wies alle Anträge auf einen neuen Prozeß zurück und erklärte, Sacco und Vanzetti seien rechtmäßig verurteilt worden. Diese endlose Angelegenheit hatte sich durch die Jahre 1925 und 1926 geschleppt. Der schicksalsschwere Entscheid machte die juristischen Illusionen aller Beteiligten zunichte, daß Recht und Gerechtigkeit jemals erreicht werden könnten – wenigstens in den Gerichten von Massachusetts. Anscheinend hatten sie Mr. Thompson als einen Verräter an seiner Klasse betrachtet und machten mit seinen Argumenten kurzen Prozeß.

Aber eine eigenartige neue Entwicklung, die sich aus den seinerzeit abgelehnten Untersuchungen Fred Moores ergab, ließ uns neue Hoffnung schöpfen. Ein junger portugiesischer Häftling im Gefängnis von Dedham, Celestino F. Madieros, erwartete seine Berufungsverhandlung nach seiner Verurteilung wegen eines Banküberfalles in Wrentham, bei dem ein Kassierer getötet worden war. Er sah Rosa Sacco, wie sie zusammen mit ihrem Töchterchen Nick besuchte, und sein Gewissen begann sich zu regen. Schließlich, im November 1925, schrieb er eine Notiz, in der es hieß: „Ich gestehe hiermit, daß ich am Verbrechen in der Schuhfabrik von South Braintree teilgenommen habe und daß Sacco und Vanzetti an diesem Verbrechen nicht beteiligt waren.“ Er schickte diesen Zettel Sacco durch einen Vertrauensmann zu. Madieros lehnte es zwar ab, die anderen an dem Verbrechen Beteiligten zu nennen, aber nach einigen Untersuchungen konnte mit Leichtigkeit festgestellt werden, daß es die bekannte Morrelli-Bande aus Providence (Rhode Island) war. Mr. Thompson ging über dieselben Einwände der Anarchisten hinweg, die Fred [486:] Moore das Leben so schwer gemacht hatten, und erschien im Mai 1926 vor Richter Thayer mit einem Antrag auf ein neues Verfahren, der sich auf diese neue Feststellung stützte.

Eine der dramatischsten Episoden in der Verteidigung Saccos und Vanzettis im Jahre 1925 war die Rückkehr von Joseph J. Ettor und Arturo Giovannitti, die gekommen waren, um für die beiden zu sprechen. Die Führer des berühmten Streiks von Lawrence im Jahre 1912, die in Salem (Massachusetts) unter einer ähnlichen Anklage auch monatelang im Schatten des Todes in einem eisernen Käfig gesessen hatten, sprachen beredt und eindrucksvoll für ihre beiden eingekerkerten Genossen. Da Hauptmann Proctor in ihrem Prozeß vor dreizehn Jahren als einer der Hauptzeugen gegen sie aufgetreten war, hoben sie hervor, daß seine eidesstattliche Erklärung in diesem Fall ein Beweis dafür sei, daß er gewiß nicht zugunsten der Angeklagten voreingenommen war, als er die Verdächtigungen gegen sie entkräftete. Die Kundgebungen Ettors und Giovannittis waren überall ein großer Erfolg. Ich reiste zusammen mit ihnen, mit Professor Guadagni und mit Calvani, dem Herausgeber einer italienischen anarchistischen Zeitung, der eine flammende und eindrucksvolle Rede hielt, aber immer die gleiche, so daß ich sie schließlich auswendig wußte. Einmal, als ich Vanzetti besuchte, zitierte ich einige Teile daraus. Er lachte herzlich und sagte: „Elizabetta, es muß dir doch schon langweilig sein, immer von uns zu sprechen!“ Ich versicherte ihm, das sei durchaus nicht der Fall. Ich hätte ein System, meine Reden abwechslungsreich zu gestalten. Einmal begänne ich mit ihrer Jugendzeit und ginge dann vorwärts, dann wieder begänne ich mit der Gegenwart und wandte mich dann der Vergangenheit zu, oder ich begänne in der Mitte und ginge bald vorwärts, bald rückwärts. Vanzetti war höchst belustigt. Selten verließ diesen wahrhaft edlen Menschen sein Humor.

[487:]

Kaum ein persönliches Leben

Mein ehemaliger Mann war völlig aus meinem Leben “ verschwunden. Ich wußte, daß er in Chicago war und 1911 zusammen mit Foster die IWW verlassen hatte. Er schloß sich der Syndikalistenliga an, wurde Mitglied der Malergewerkschaft der AFL, die ihn in die Chicagoer Organisation der AFL delegierte, und war damals sehr aktiv in der Arbeiterbewegung Chikagos. 1920 ließ er sich von mir scheiden, erklärte sich aber einverstanden, mir die Obhut über Fred zu überlassen. Kurze Zeit darauf

heiratete er wieder. Verschoben, wie er nun einmal war, hatte er sich in seinem Hinterhof ein Boot gebaut und auf den Michigansee gebracht. In diesem Boot fuhr er mit seiner jungen Frau auf die Hochzeitsreise. Es erhob sich ein furchtbarer Sturm, der das Boot zertrümmerte. An das Wrack geklammert, hielt er seine Frau so lange über Wasser, bis er das Bewußtsein verlor. Sie ertrank, und er wurde an das Ufer getrieben, zerschlagen, zerschunden und fast tot. Ein sozialistischer Sheriff nahm ihn in Wisconsin fest.

Detektive suchten mich in New York auf, um mich zu fragen, ob ich ihn für fähig hielt, seine Frau getötet zu haben. Mit der Vermutung, daß man beabsichtige, ihn vor Gericht zu zerren, antwortete ich empört: „Unmöglich, er ist ein freundlicher und guter Mann. Er hat mich ja auch nicht getötet, obwohl er Grund genug dazu gehabt hätte.“ Der irische Detektiv meinte: „Ja, das glaube ich auch!“ und ging. Jones wurde in Freiheit gesetzt. Später sah ich ihn in Chicago im zentralen Büro der IWW. Er sah abgemagert und älter aus, mit ergrauendem Haar. Er war jahrelang Besitzer der „Sauren Gurke“, eines radikalen Nachtclubs im Norden Chicagos. St. John suchte ihn auf, sooft er durch Chicago kam. Nach einem solchen Besuch sagte er einmal: „Vielleicht erbt Fred doch noch ein Vermögen!“ und erzählte uns eine große Geschichte von „Jones und seiner Ente“. Er arbeitete [488:] damals an einer Ente, die sich durch Selbstantrieb vorwärtsbewegte. Es heißt, die Ente aus Disneys Zeichentrickfilm sei ein Nachkomme von Jones' Ente. Jones starb 1940 in Chicago.

Mein Leben mit Carlo war stürmisch, zweifellos weil wir beide starke Persönlichkeiten waren, die verschiedene und oft sehr geteilte Interessen hatten. Nach dem Streik im Eisenrevier von Mesaba brach er jede Verbindung zu den IWW ab und hatte nur noch Verachtung für sie übrig. Er identifizierte sich mit den Vereinigten Textilarbeitern und verschiedenen unzufriedenen Gruppen bei den Vereinigten Bergarbeitern, wenn es um die Belange der italienischen Arbeiter ging. Er schrieb und sprach nur italienisch und machte keine oder nur sehr geringe Anstrengungen, Englisch zu lernen oder sich für amerikanische Angelegenheiten zu interessieren. Ihn interessierten nur die italienischen Angelegenheiten. Seine Freunde waren meist italienische Anarchisten, ein eigenartiges, aber einfaches und aufrichtiges Völkchen, das einen abwechselnd belustigte oder zur Verzweiflung trieb. Ich erinnere mich an einen von Carlos „Genossen“, einen Friseur mit einer kinderreichen Familie. Er war ein so enthusiastischer Anarchist, daß er seinen Kindern Namen wie Libertà (Freiheit), Athee (Atheist), Bruno (nach Giordano Bruno) usw. gab. Er war ein sehr erregbarer Mann, dabei aber ein guter Vater. Wir setzten uns zu einem riesenhaften Mittagessen an den Tisch, und die Kinder riefen laut nach allem, was sie wollten. Schließlich schrie er verzweifelt: „Libertà, halt's Maul!“ und „Jesus Christus, Athee, es gibt gleich Prügel!“ und „Bruno, du bist ein Dummkopf!“

Es gab kaum Frauen in der italienischen Bewegung – weder bei den Anarchisten noch bei den Sozialisten. Wen ich auch mit Carlo in seiner Wohnung besuchte, die Frauen blieben immer im Hintergrund. Sie arbeiteten in der Küche und aßen meist nicht einmal mit den Männern am Tisch. Es gab unter den Frauen sehr fromme Katholikinnen, die mir äußerst ablehnend gegen-[489:]überstanden und meine Lebensweise mißbilligten. Ich vertiefte mich immer mehr in meine eigene Arbeit, die Verteidigung verfolgter Arbeiter. Carlos italienische Genossen merkten, daß wir uns auseinanderlebten und viele Meinungsverschiedenheiten hatten, die hauptsächlich darauf beruhten, daß ich keine Anarchistin war. Ich war Sozialistin und Anhängerin der Industriegewerkschaft und fest von der Notwendigkeit der Organisation überzeugt. Es ist richtig, ich war auf den Abweg des Syndikalismus geraten, war aber trotzdem Sozialistin. Die Freunde versuchten mir einzureden, wenn ich nur zu Hause bleiben und für Carlo „den Haushalt versehen“ würde, dann wäre alles gut. Aber ich lehnte diese Lösung ab. Ich sagte: „Er hatte doch eine gute italienische Frau, die ihm Spaghetti kochte und eine musterhafte Hausfrau war. Warum ist er denn nicht bei ihr geblieben?“ Sie wußten warum, ebensogut, wie ich es nun wußte. Carlo war nicht sehr beständig. In Lawrence war sein Blick auf mich gefallen, und nun, zehn Jahre später, wanderte er weiter.

Wir trennten uns 1925 und hätten es wahrscheinlich schon eher getan, wenn uns nicht zwei Fälle, die uns gemeinsam interessierten, zusammengehalten hätten. Der eine war der Fall Sacco und Vanzetti, der andere seine eigene Verhaftung im Sommer 1923 unter dem Bundesgesetz gegen Obszönität. Die ganze Sache klingt schlimmer, als sie wirklich war. Es handelte sich um italienische Broschüren über

Geburtenkontrolle, damals ein sehr populäres Thema, und war tatsächlich nur ein Vorwand für Carlos politische Feinde, ihm ein Bein zu stellen. Mit der Machtübernahme Mussolinis, den Carlo und andere als Sozialisten gekannt hatten und der nun der Führer des Faschismus geworden war, entstand 1921 in den Vereinigten Staaten eine geeinte italienische antifaschistische Bewegung. Sie war sehr groß und umfaßte alle politischen Überzeugungen. Arturo Giovannitti, Pietro Allegra, Carlo und Fiorello LaGuardia waren in dieser Bewegung sehr aktiv. Die italienische Zeitung „Il Progresso“ – im Besitz von Generoso Pope – war für Mussolini. Bei den „Söhnen Italiens“ kam es über die Frage des Faschismus fast zur Spaltung.

Der betrügerische Marsch auf Rom im Oktober 1922 und die feige Kapitulation König Viktor Emanuels, der Mussolini zum Ministerpräsidenten ernannte, waren das Vorspiel zu einer Terrorherrschaft der Schwarzhemden: Die Gefängnisse füllten sich, Gewerkschaftsbüros und Zeitungsredaktionen wurden in Brand gesetzt, die Presse wurde geknebelt, Hunderte von italienischen Männern und Frauen wurden zusammengeschlagen oder der entsetzlichen Behandlung mit Rizinusöl unterzogen. Der Höhepunkt war 1924 die brutale Ermordung des sozialistischen Abgeordneten Matteotti, die auf Befehl Mussolinis verübt wurde, um die mutigste Stimme Italiens zum Schweigen zu bringen, die furchtlos die unmenschlichen Taten entlarvt hatte. Der Mord an Matteotti hatte eine erschreckende Ähnlichkeit mit dem Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in Deutschland im Januar 1919. Er rief in der ganzen Welt Proteste hervor, nicht nur unter den Italienern, obwohl es sie ganz besonders betraf.

Carlos Verhaftung und sein Prozeß, der mit seiner Verurteilung endete, hemmten ihn sehr in seiner antifaschistischen Agitation. Er wurde von demselben Harold Content verteidigt, der einmal als Staatsanwalt gegen uns aufgetreten war und nunmehr eine Privatpraxis hatte. Als der Schuldspruch nach der Berufung bestätigt wurde, verurteilte ihn Richter Goddard zu einem Jahr und einem Tag im Zuchthaus von Atlanta. Roger Baldwin und mir gelang es jedoch mit der Unterstützung der Amerikanischen Vereinigung für bürgerliche Freiheiten und verschiedener großer Gewerkschaften in New York, vor allem der Gruppen 48 und 89 des Verbands der Damenbekleidungsarbeiter, von Präsident Coolidge eine Herabsetzung der Strafe auf drei Monate zu [491:] erreichen. Ein anderer, der Carlo zu Hilfe kam und den ich damals kennenlernte, war Fiorello LaGuardia. Er war zu der Zeit Abgeordneter des Kongresses. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal in Carlos Angelegenheit in Washington aufsuchte. Er lud mich zum Essen in das Hotel Mayflower ein. Es machte ihm einen ungeheuren Spaß, mich mit der unschuldigsten Miene feisten Abgeordneten aus dem Süden vorzustellen und dann, nachdem sie mich höflich begrüßt hatten, hinzuwerfen: „Sie ist Mitglied der IWW.“

Er suchte Richter Goddard in seinem Büro auf, um eine Strafmilderung zu erbitten und die in der italienischen Politik begründeten Motive zu erklären, die im Hintergrund der Anklage standen. Wir gingen zusammen wieder auf die Straße und standen auf dem Broadway vor dem Woolworth-Gebäude. Mir war traurig zumute, weil man Carlo gerade ins Stadtgefängnis gebracht hatte und weil ich wußte, wir würden auseinandergehen, wenn wir diese Prüfung erst einmal hinter uns hätten. Ein Mann war in mein Büro gekommen, um mir einen Stoß Liebesbriefe zu zeigen, die seine Frau von Carlo empfangen hatte. Sie waren so eindeutig, daß mir keine Wahl mehr blieb. LaGuardia wußte damals natürlich nichts davon, aber er fühlte, wie unglücklich ich war, und machte plötzlich eine tiefgründige und völlig unerwartete Bemerkung: „Elizabeth, warum hörst du nicht auf, dich mit all diesen italienischen Anarchisten abzugeben? Geh doch wieder in die amerikanische Arbeiterbewegung, wo du hingehörst.“

Viele Jahre später, 1940, nach dem Tod meines Sohnes, sah ich LaGuardia als Bürgermeister von New York in Flushing Meadows. Er sagte: „Elizabeth, ich habe gehört, du bist Mitglied der Kommunistischen Partei geworden!“ Ich sagte: „Ja, Fiorello, erinnerst du dich nicht, daß du mir einmal gesagt hast, ich sollte den italienischen Anarchisten den Rücken kehren und dorthin zurückgehen, wo ich hingehöre?“ Er lachte sein herzliches, [492:] schallendes Lachen und sagte: „Nun ja, lieber sehe ich dich schon bei den Kommunisten als bei jener wunderlichen Gesellschaft!“ Aber 1924 war ich weder in der Lage noch willens, seinem Rat zu folgen, weil ich damals tief in einem Kampf um Gerechtigkeit für zwei Anarchisten steckte, die durchaus keine wunderlichen Kerle waren, sondern aufrechte Arbeiter, Opfer eines fluchwürdigen Justizverbrechens – ich kämpfte für das Leben „des guten Schuhmachers und des armen Fischhändlers“, für Sacco und Vanzetti.